
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

GoogleTM books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

LUDWIG LEWISOHN
DAS ERBE IM BLUT





DAS ERBE IM BLUT

An Thelma

**Te spectem suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu.**

DAS ERBE IM BLUT

ROMAN

VON

LUDWIG LEWISOHN



PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

838
L677er

ÜBERSETZT VON
GUSTAV MEYRINK

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1929 by Paul List Verlag, Leipzig
Printed in Germany
Druck von Hesse & Becker, Leipzig

grad
gift
10/25/01

Erstes Buch

I

Bis gestern haben wir Amerikaner dahingelebt, als hätten wir keine Vergangenheit. In den Städten des Ostens gab's wohl alte Familien, die Ahnenkultus trieben und in gelassener Vornehmheit stolz waren auf die Wahlsprüche ihrer Wappenschilder, aber die Kinder der Millionen hielten großen Kehraus und gebärdeten sich, als finge die Weltgeschichte mit den Tagen von Lexington an (dem Ausbruch der englisch-amerikanischen Zwistigkeiten um 1775), den Schießereien bei Bull-Run und Valley-Forge und der Stunde der Unabhängigkeitserklärung. Ich wollte, es wäre bei diesen glücklich-harmlosen Zeiten geblieben! Wir brüsteten uns laut, den gegenseitigen Anfeindungen und Fehden der Alten Welt sei hier für immer der Mund verschlossen, und beleidigten mit solchen Prahlereien die aristokratischen Ohren diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans. Zweifellos war ein gut Teil Pöbeltum und Heuchelei seitens minderwertiger Naturen im Spiel, aber auch die Tölpel mit tabaksaftbesudelten Schnauzbärten, die sich gütlich taten, den Freiheitsgockel laut zum Krähen zu bringen, zählten, wenn auch voreilig im Urteil, unüberlegt und unreif, gar oft zu den Verfechtern einer besseren und freundlicheren Lebensführung. Man braucht durchaus nicht alt an Jahren zu sein, um sich gewisser ländlicher festlicher Versammlungen entsinnen zu können in sonnenbeschienenen Waldlichtungen an Sommertagen und feierlicher Standreden nach Beefsteak, Bier und Whisky,

wobei die unvergleichliche Freiheit dieses Zufluchtsortes der Heimatlosen, dieser Ruhestätte der Enterbten, und des schützenden Portes der Schiffbrüchigen überschwenglich verhimmelt wurde. Wir haben dem britischen Leu den Schwanz verzwirbelt, haben Kaiser und Könige lächerlich gemacht und unsere Führer zu Edelmenschen von Natur gestempelt... Überlegen belächelt der unverbesserliche Snob solche Worte. Whitman und Lincoln waren Edelmenschen der Natur; und Könige und Priester mit ihrer unmenschlichen Überheblichkeit und geheimnistuerischen Anmaßung sind und bleiben Grotesken... Es ist keineswegs Blendwerk, daß das Goldene Zeitalter stets entweder in die Vergangenheit oder in die Zukunft verlegt wird. Vom schwankenden Mastkorb der Gegenwart aus gesehen, verdunkelt das Böse immer das Gute, und scheinbar offenkundige Verwirrung läßt an Ordnung zweifeln. Wenn menschliche Verbrüderung, Duldsamkeit und Freiheitssinn und alles Streben danach als Ordnung gelten, andererseits diese mißbrauchten und besudelten Begriffe in der Tat Wege des Heils bedeuten, — dann liegt für Amerika das Goldene Zeitalter, abgeschwächt zwar und verblaßt, aber immerhin goldschimmernd, in der Vergangenheit. Damals haben harthändige Abenteurer unermessliche Reichtümer angehäuft, aber sie hielten es mit der Geste der Demokratie und wagten nicht, dem oligarchischen Triebe vergiftender Selbstüberhebung gegenüber dem Nächsten die Zügel schießen zu lassen. In jenen Tagen war die Regierung korrupt, aber noch beeilte man sich, den Fremdling zum Einheimischen zu machen, um seine Stimme zu gewinnen und durch solche Tat die Theorie zu haben, die Regierung hänge von der Zustimmung der Regierten ab. Ungeschlachtet Sichgebärden und brüllendes Aufrührerischturn waren an der Tagesordnung, aber der Sklave wurde befreit, die Unterdrückten aller Erdteile strömten herbei, das Land zu bevölkern, und blutdürstige völkische Parteien unterlagen.

Die Demokratie lebte ein engbrüstiges, sehnächtiges Leben, aber — sie lebte. Mit Zärtlichkeit denkt man zurück an die schwungvollen Standreden, wenn der 4. Juli sich jährte und der Geburtstag Washingtons und immer und immer wieder das Recht der Revolution und die Pflicht bürgerlichen Ungehorsams von neuem betont wurde. Wie bald verstummten solche Stimmen! Es kam der Spanische Krieg, und ein Schwächling, nach Blut und Krieg und Herrschaft und Glanz laut schreiend, wie alle Schwachen, und grausam aus diesem Grunde — wurde zum Idol der Nation. Der Weltkrieg vollendete, was Roosevelt begonnen. Der Staat ist ein ehernes Götzenbild, abweisend, unversöhnlich hart, außer gegen heimliche Magnaten; die Auguren, fettwanstig, brüllen einander an in der Öffentlichkeit; die Pforten des Landes bleiben versiegelt, und der angeführte und verdummte Pöbel — nicht länger mehr ein Volk — umtanzt bornierte Pfaffen, Baseballspieler und eine rumänische Königin...

II

„Wir haben zwei Dollars bezahlt für eine Erzählung und nicht für ein Traktat.“ Geduld, Leser; die Erzählung kommt — eine Geschichte, nichts weniger als armselig, soweit es die bedeutungsvollen Elemente betrifft, aus denen sich das Schicksal des Menschen zusammensetzt. Nur ein kurzer Blick sei noch auf die Frage gerichtet: Was ist in Wahrheit eine Erzählung? Eine ängstlich tastende Erklärung, wie sich das innere Bewußtsein einer vom Strom des Geschehens gelösten Seele kundgibt? Oder ein Experiment in der Analyse? Besteht sie in der Schilderung der symbolischen Vorgänge eines einzelnen Tages?... Oder als Beispiel: ein feines Bett und darin im seidenen Pyjama ein vornehmer Herr, der, weil er nicht schlafen kann, ein Buch nach dem andern vornimmt, und findet, daß ihm der Inhalt nichts mehr sagt?:

„La chair est triste, hélas, et tous les livres sont lus.“ Die gelbe Kerzenflamme mit dem kleinen, orange-farbenen Herzen darin flackert gegen die dämmrigen Vorhänge. Und der Gedankengang — nein, kein Gedankengang, nur einhertreibende, unklare, verdämmernde Träumerei des vornehmen Herrn im seidenen Pyjama — zerfließt in zehntausend Worten, die an sich schön sein mögen, aber umrißlos sind, genau so wie die Traumbilder des vornehmen Herrn selbst. Sentenzen stehen sich da ins Ohr wie endloses Gemurmel — und die Erzählung? Ist es überhaupt eine Erzählung? — Sie läuft ohne Ufer in die Ferne. Hinter den dämmrigen Vorhängen des Zimmers, jenseits der küssengepolsterten Welt einer siech gewordenen Seele, strömt inzwischen das Leben dahin mit seinem uralten Schrei und seiner ewigen Todesqual und strahlt zugleich in immer wechselndem tragischem Glanz. Wissen wir mehr als die Menschen vor unserer Zeit? Ist unser Blick schärfer und klarer? Stehen wir am Beginne der Erkenntnis, wie die Ursache der Dinge beschaffen ist? Ist es so, dann in Gottes Namen laßt uns tiefere, weisere Erzählungen schreiben — Erzählungen, reich und voll von bedeutsamer Moral. Jawohl: Moral! Belehrt eine Erzählung nicht durch Beispiele, dann ist sie keine wahre Geschichte. Zeig den Menschen die Wahrheit, und sie werden voll des Eifers sein, sie sich zunutze zu machen. Allen, außer den kindischsten Gemütern, greift die Wahrheit ans Herz — eine Wahrheit, die aufspringt aus dem Leben, aus den Hindernissen des menschlichen Daseins, aus der Summe der Dinge... Ich stöbre nicht in Anderer Gehirnen, und ein Tag reicht nicht aus für die Geschichte, die ich erzählen will, und ein paar Zimmer sind nicht Raum genug für sie. Ich habe viel gesehen und habe viel erfahren; mehr noch habe ich gehört. Ich habe gelebt mit Solchen, die denken und grübeln und Vernunftschlüsse ziehen für und wider vor den Schwierigkeiten, die das Schicksal bringt. Von ihnen will

ich sprechen. Sei ein Determinist, wenn du willst. Auch ich bin's. Die metaphysische Wahrheit ist unwiderlegbar, aber ein schmaler Rand von Freiheit und Verantwortlichkeit bleibt eine Tatsache menschlichen innern Bewußtseins und menschlicher Erfahrung. Eine platte Unvereinbarkeit? Plattscheinende Unvereinbarkeiten bilden das letzte Ende jedes menschlichen Gedankenzugs. Die letzte Mauer des Geheimnisses ist aus Widersprüchen aufgerichtet... Die Menschen, die ich kenne, die Menschen, deren Geschichten ich erzählen kann, stecken nicht im Netze reiner Träumerei gefangen. Sie haben die Kraft, dem Strom der Gefühle, Wahrnehmungen und Bilder Einhalt zu gebieten, haben die Gewalt, zu meditieren, nachzudenken, Entschlüsse zu fassen und die Vernunft zu Wort kommen zu lassen. Und darum sind ihre Geschichten Geschichten des Denkens und Handelns; durch ihre Gedanken und mehr noch durch ihr Tun sollen sie sich dem Leser darstellen. Wenn sich die Kunst der Prosaepik in einer Krise befindet, so ist es, weil Worte, Gebärden und Taten entstellt und getrübt sind und dem Geräusche der Welt entrückt. Die Charaktere muten an wie Kleinwesen unter einem Vergrößerungsglas; falsche Analogie herrscht vor... Laßt uns, wenn möglich, eine Art epischer Note anschlagen. Es bedarf dazu keiner hochtönenden Worte und keiner gewaltsamen Tätlichkeit — nur des beständigtreuen Bewußtseins der durch die Zeit strömenden Geschlechter, der historisch wechselnden Vorgänge, der wahren Bedeutsamkeit der Größe im Menschen und seines tragischen Abenteuers zwischen Himmel und Erde...

III

Im Jahre 1840 lebte in der Stadt Wilna ein Jude, der mit vollem Namen Reb Mendel ben Reb Jizchock hieß, mit seinem Weib und seinen beiden Kindern. Dem Berufe nach ein *Melamed* (Lehrer kleiner Kin-

der), war er, wie alle seines Standes, unbeschreiblich arm. Die Familie lebte in einer Art Kellergewölbe, einer Höhle, die sich im Erdgeschoß eines Hauses im Ghetto hin erstreckte. Das Haus war alt und schief und bildete zusammen mit den andern alten, krummen Häusern rings zu beiden Seiten eine Art formlose Masse zerfallender Ziegel und Mörtels um den Hofraum der alten und berühmten Synagoge. Dicht an den beiden Stufen, die hinabführten in den einzigen Wohnraum der Familie, hatte Braine, die Frau Reb Mendels, einen Ballen Tuch, Kleider und einen Korb Zwiebeln verstaut. Sie mühte sich ab, wie die Frauen anderer gelehrter Männer, einen kleinen Handel zu unterhalten; aber es kam wenig dabei heraus. Sie stammte aus gutem Hause. Viele Generationen hindurch waren ihre Vorväter studierte Männer gewesen und gehörten dem *Jicheß* an — der Geistesaristokratie, die die einzige Auszeichnung unter den Juden bedeutet. Ihr Vater war einst ein reicher Mann gewesen und hatte sie deshalb gern dem bettelarmen Mendel, einem hervorragenden *Yeshiva-Bocher* (einem Studenten der talmudischen Hohen Schule) zum Weibe gegeben, aber beim polnischen Aufstand 1830 verlor er all seinen weltlichen Besitz. Die Russen zündeten sein Haus an, denn sie hatten ihn nicht ohne Grund im Verdacht, er hielte zu den aufständischen Polen. Mendel und Braine mußten aus Byalistok fliehen, und nur dem Ruf, in dem die väterliche Familie der jungen Frau stand, war es zu verdanken, daß Mendel die bescheidene Anstellung in einer Stadt bekam, die bereits überfüllt war von frommen und gelehrten Männern.

Je mehr Braine ihre Jugend schwinden sah, desto romantischer malte sie sich sie in ihrer Erinnerung und in ihren Tagesträumen aus. Irgendeine Verbesserung weltlichen Glücks erhoffte sie nicht mehr: seit langem hatte sie aufgehört, die Katastrophe, von der ihre Familie betroffen worden war, zu beklagen. Tief überzeugt wiederholte sie, wenn sich Gelegenheit bot, die

gewohnte Phrase: Gut, wir sind in *Goles* (Verban-
nung). Sie ging zur großen Synagoge, so oft ein be-
rühmter *Magid* oder Prediger erschien, um die Juden
wegen ihrer Sünden zu ermahnen, und vergoß dann
Tränen aus tiefstem Herzen, immer eine innere Er-
hebung verspürend, wenn am Ende der Predigt wie
Trompetenstoß der übliche Schluß erklang: *Uvo le-
ziejn gejel* (möge ein Erlöser erstehen für Zion). Wo
doch die *Shechina* (der göttliche Geist des Ewigen)
selber in der Verbannung war, was hatte da das Volk
Gottes zu erwarten? Sie glaubte daran mit tiefer Rein-
heit. Oft, wenn die Dämmerung sich hinabstahl in ihre
steinige Behausung und Mendel nach vollbrachtem
Tagewerk in eines der vielen Studier-Häuser (*Beth-
hamidrashim*) fortgeeilt war, die da und dort im
Ghetto zerstreut lagen, zog sie ihre beiden Kleinen,
Ephraim und Rifke, an sich, um ihnen Geschichten zu
erzählen aus der Jugendzeit und ihres Vaters Haus.
Wenn sie so sprach, erstand vor den Kindern ein Bild,
das niemals aus ihrem Gedächtnis entschwinden sollte —
eine Vision in mildem strahlendem Glanz erhabener
Festlichkeit voll tiefstem Frieden. Die Kinder sahen
im Geiste ihres Großvaters langen Talar aus Seide
und Samt, die weichen Teppiche und brokatenen Vor-
hänge seines Hauses, die *Menorahs* (siebenarmige
Leuchter) und die *Chanukah*-Lampen aus matt schim-
mernder Bronze; sie sahen die Gebettücher mit den
purpurnen Borten und die Becher aus Silber und die
goldenen Fäden schwer bestickter Polster und Decken,
sahen ihren hochgewachsenen Großvater in seinem
seidenen Kaftan umhergehen im Hause, um den Dienst
zu bereiten am *Erev Schabeß* (Sabbatvorabend); sahen
den Glanz der Freude über das Herannahen der Got-
tesfürstin auf seinem Gesicht, und wie er seine kleine
zierliche Frau und seine Kinder heiter neckte und
dabei vor sich hin summte: „*Yom schabeß, Yom me-
nuchol*“ (Sabbattag, Tag der Ruhe).
Gemäß Braines Schilderung entfalteten dieses Haus
und dieser Mann an den großen Festestagen des Jah-

res einen Glanz, fürstlich und priesterlich zugleich. Besonders am *Seder*, dem großen Passahabend. Das Haus wurde gesäubert und neu gemacht bis in den letzten Winkel. Der Ritus, jede noch übrige Krume Brot zu verbrennen, war vorüber. Die Schüsseln und Gebrauchsgegenstände, das Jahr hindurch in Gebrauch, wurden weggeschafft und durch auserlesenes Porzellan und schweres, graviertes, für das Fest aufbewahrtes Silber ersetzt. Der Tisch wurde in den großen Speisesaal geschoben, solange es noch Tag war, zu voller Länge ausgezogen, und kleine Tafeln wurden angefügt, um ihn noch zu vergrößern. Dann, als der erste Stern erschien, pflegte der Großvater die Kinder hinaus auf die Straßen der Stadt zu schicken, um arme Leute oder Fremde, soviel man finden könnte, einzuladen zur Teilnahme am *Seder* im Hause. Oft, so berichtete Braine, bat die Mutter schüchtern ihren Gatten, als Gäste nur Leute zu bringen, die sauber und nach ihrer Art geziemlich angezogen seien, aber er runzelte mitten in seiner Freude dann immer ein wenig die Stirn und wiederholte den Satz, der so oft über seine Lippen kam: „*Rachmonim bnei Rachmonim*“ (wir sind die barmherzigen Kinder barmherziger Eltern). Und er bestand darauf, daß man nur die Ärmsten, Schmutzigsten und Bedürftigsten brächte. Bei diesem Punkt der Erzählung wurden jedesmal Braines Augen feucht. Gehörten doch jetzt auch sie und die Ihrigen zu solch armen Leuten, wie sie einst ihr Vater in den Gassen der Stadt aufgelesen hatte. Dann pflegte sie einen Augenblick innezuhalten, bevor sie beschrieb, wie ihr Vater zu oberst der Tafel Platz nahm und die übrigen sich niedersetzten. Sie alle lehnten in ihren herrlich gepolsterten Sitzen, nach römischer Art auf die linken Ellbogen gestützt, zum Zeichen, daß sie freie Menschen seien, die der Ewige, gepriesen sei Sein Name, aus dem Lande Ägypten und aus der Knechtschaft geführt. Dann stimmte der Großvater aus dem uralten, vergilbten, unschätzbaren Manuskript der *Haggada* den Beginn des unvordenklichen

Rituals an: „Gepriesen seist Du, o Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, daß Du erschaffen hast die Frucht des Weinstocks!“

Die Kinder Braines kannten natürlich das Ritual genau, wenn sie es auch nie so schön hatten vollziehen sehen. Sie konnten sich gar gut vorstellen, wie glanzvoll es gewesen sein mußte, wenn, wie es oft vorkam, Schriftgelehrte und herrlich Stimmbegabte unter den armen Gästen an Großvaters Tafel als klangreicher Chor einfielen, sobald er die schrankenlose Gnade des Ewigen schilderte. — „Hätte Er uns gespeist mit Manna, uns aber nicht den Sabbat geschenkt“, so sang der Großvater in seinem ausdrucksvollen Bariton, und der Chor antwortete: „*Dajjenu*“ (es hätte uns genügt).

„Hätte Er uns die Torah gegeben, uns aber nicht ins Land Israel geführt“ — „*Dajjenu*“.

Rifke auf dem Schoß, Ephraim zu ihren Füßen, verfißt bisweilen Braine fast im Zwielight des kahlen Zimmers, daß sie ihren Kindern eine Geschichte aus vergangenen Tagen erzählt. Tränen treten ihr in die Augen, und ein Gebet aus demselben erhabenen Ritual drängt sich über ihre Lippen: „Allmächtiger Gott, richte Deinen Tempel bald, ja bald wieder auf in unsern Tagen!“ — —

Stille und schwarze Schatten kriechen hoch an den feuchten Wänden. Ein auffallend frühreifes Stirnrunzeln erscheint auf Ephraims Gesicht. Er ist fast dreizehn Jahre alt und im Begriff, *Bar-Mitzvah* zu feiern, das Fest, das ihn zum Manne macht unter den Gläubigen Israels. Sein Stirnrunzeln verrät den Gedanken: „Was hat das alles für einen Zweck?“ Aber er bleibt still sitzen, teils aus liebevoller Gewohnheit, teils weil er weiß, was kommen wird und was er so gerne hört. Rifke sagt: „Aber du hast uns noch nicht erzählt von der Lade, Mammeleben!“ Ja, auch Ephraim durchzuckt es immer wieder, wenn die Erzählung an diesem Punkte angelangt ist. Die Lade? Ach ja, die Lade. Ein Licht huscht über Braines Gesicht. Ja, unter

der großen *Chanukah*-Lampe mit ihren Schnörkeln und Tauben und Löwen Judas, aus Erz getrieben, stand immer eine alte, geschnitzte, hölzerne Lade. Niemand wußte, wie alt sie war, nicht einmal der Großvater, der doch als so gelehrt und weise galt, daß die Leute aus den fernen ukrainischen Städten angereist kamen, ihn um seinen Rat zu fragen. Die Lade war immer im Besitz der Familie gewesen, lange schon vor den Tagen der Auswanderung der Juden nach Polen. Sie stammte aus dem Westen, war dunkelbraun, hatte Risse im Holz und ein uraltes Schloß mit einem ungeheuern Schlüssel. Niemand getraute sich, sie zu öffnen, nur der Großvater tat es ein- oder zweimal im Jahre bei besonders feierlichen oder freudigen Gelegenheiten. Was darin war? Bilder- geschmückte *Katubahs* (Ehekontrakte), goldene und blaue und scharlachrote, vom Großvater und der Großmutter, vom Urgroßvater und der Urgroßmutter und, und — Braine weiß die Namen nicht. „Und was sonst noch, was sonst noch?“ fragt Rifke. Und, und ein wundervoller, schwerer, alter Ring aus Gold mit dem getriebenen Bild einer Hindin, und ganze Bündel Pergamente, prachtvoll beschrieben mit der Hand in quadratischen hebräischen Buchstaben und illustriert mit Zeichnungen. Eins der Pergamente war das unschätzbare Manuskript der *Haggada*, des Osterbuches, aus dem der Großvater vorzulesen pflegte. Und ein anderes Geheimnisvolles war ein Bericht, niedergeschrieben lang, lang, lang früher, über Juden, die irgendwo im Westen den Märtyrertod erlitten hatten, um den unaussprechbaren Namen zu verherrlichen. An jedem *Erev Yom Kipur* zog der Großvater diese Rolle hervor und las allein darin in seinem Studierzimmer; und dann erschien er wieder, um sich die Tränenspuren vom Gesicht zu waschen. Und dann lag da noch etwas in der Lade, wie sich Braine erinnert, und das war der *Jisheß-brief*, der Familienstammbaum des Hauses ihres Vaters, der nachwies, daß sie aus edlem Geschlechte waren, von gelehrten und heiligen

Männern stammten, einige arm, einige reich, alle aber dem Studium und guten Werken zugetan.

Ephraim blickt auf: „Und wie weit, sagst du, geht der Stammbaum zurück?“

Braine schüttelt den Kopf mit stolz geheimnisvoller Miene. „Wer weiß es? Meine Mutter selig hat gesagt, in direkter Linie bis zu König David, aber mein Vater — Friede sei mit ihm — behauptete, man vermute das nur. In Wahrheit gehe er zurück auf den großen Raschi von Worms, das Licht und den Führer Israels.“

Ephraim fährt auf. „Was ist aus der Lade geworden?“

„Weh ist mir!“ sagt Braine. „Die Lade war fast das einzige Ding, das wir aus dem Hause retten konnten, als die Russen — möge ihr Name vergehen — es an allen vier Ecken angezündet hatten. Großvater und Großmutter flohen, und in einer Dorfschenke gab er die Lade seinem Bruder. Warum, warum nur! Ich kann's nicht verstehen.“

„Seinem Bruder, dem Chassid?“ fragt Ephraim.

Braine nickt. In ihrer Stimme klingt Bitterkeit. „Warum ein Mann aus einer solchen Familie mit den *Chassidim* Verbindung hatte — nicht von uns sei's gesagt —, geht mir über den Verstand. Und warum mein Vater ihm die Lade gegeben hat? Aber ich bin nur ein Weib. Machen wir Schluß mit der Erzählung. Es ist dunkel.“

IV

Mendel ging heim aus dem Studierhaus. Im Hofraum der alten Synagoge blieb er einen Augenblick stehen und horchte, wie der Wind in dem einzigen fetzigen Baum rauschte, der inmitten von Kieselhaufen stand. Er pflegte das fast jeden Abend zu tun und war sich genau des Seltsamen seiner Gewohnheit bewußt. Vor langer Zeit, in der Talmudschule hatte er einst ge-

wisse Fragen gestellt, auf die die Lehrer immer antworteten: „Zu was für einen Zweck braucht ein jüdischer Knabe das zu wissen!“ Er hatte irgend etwas über die Welt der Natur erfahren wollen, war zusammengezuckt bei dem Vorwurf und hatte sich vorgenommen, ganz wie seine Mitschüler von da an aufzugehen in der Welt der Denkungsweise, der Geschichte und des Strebens Israels. Sein innerstes dunkles Geheimnis war, daß er trotz seines spätern Ruhms als Talmudist Dürre im Herzen trug. In seinem Studium war keine Glut, und kein Eifer brannte in seinen Gebeten. Er war, wie er sich selbst eingestand, nur gut genug, als demütige Seele ein *Melamed* zu sein und an den Brotkrusten der Armut zu nagen.

Andererseits — *l'havdel*, zum Unterschied — hatten nicht der Gaon Elia sogar, der höchste der Talmudisten, in dessen enger Klausur er selbst oft gelernt, das Studium der Geometrie gutgeheißen? Noch sein Vater hatte den Gaon persönlich gekannt und wußte, daß es die Wahrheit war. Heute, wenn Einer die Tatsache nur flüchtig erwähnt, bekommt er sofort das Schimpfwort zu hören: „*Gojisher Kopp*“ (Heidenschädel). Wenn man ihm — Mendel — dergleichen nachsagte, auf der Stelle verlöre er seine jämmerliche Anstellung! Und da waren doch Braine und die Kinder, an die er denken mußte. Er durfte nicht länger unter dem Baum stehen bleiben. War's der „böse Trieb“, der sein Innerstes aufstachelte und ihn einst an jenem unglaublichen Tag vor zwei Jahren erfaßt hatte, daß er plötzlich die Kinder im Stiche ließ, die er unterrichten sollte, und hinauslief aus den Toren des Ghettos, um sich wiederzufinden in einem grünen, grünen Feld unter einem frisch gewaschenen Himmel? Sofort war auch das Warnungszeichen da gewesen: er hatte einen mißtönenden Gesang vernommen, wie das Grunzen, schien es ihm, unreiner Tiere, und da, zu seiner Linken, stand die Synagoge der Karaiten, der verfluchten Ketzler, die sich unterfangen hatten, das Haus Israel vor tausend Jahren zu zertrüm-

mern und die mündliche Überlieferung, nicht weniger wie die Torah, die Moses herabgebracht vom Berge Horeb, von sich zu weisen. Die Karaïten standen hoch in Gunst bei den Russen. Sie trugen weder Bärte noch Schläfenlocken und waren nicht zu unterscheiden von den Heiden.

Mendel war an jenem Tage langsam nach Hause gegangen. Braine sah, wie bleich er war. Dennoch fühlte sie sich glücklich; war es doch Sabbatvorabend, und sie hielt — ein seltener Fall — ein Mahl aus Fleisch für ihre Familie bereit; und Mendel hatte den Segensspruch des Sabbats über Wein und Brot mit ungewöhnlicher Inbrunst gesprochen, und die Stimme, mit der er seine Gebete gesungen, war voll Tränen gewesen.

Er hatte sich eine Weile danach in Demut versenkt. Es hieß von dem Gaon Elia, er hätte sich einst auf einem Balkon in Meditation versunken befunden. Er ging auf und ab. Und so tief war er in Gedanken, daß er ganz vergaß, daß die Balustrade zerbrochen war. Und er ging weiter und weiter. Der Ewige — gepriesen sei Sein Name — hatte die Füße Seines Dieners in der Luft beschirmt und gehalten. Es gab Leute, die es mit eigenen Augen gesehen hatten. „Ob nun Legende oder Wahrheit,“ dachte Mendel damals bei sich, „sicherlich war es nicht das Wissen der Gojim, über das der Gaon damals meditiert hat.“

In den zwei Jahren seitdem hatten sich schwerwiegende Begebnisse ereignet. Shimon, der Bucklige, dessen bittere und zweideutige Zunge so sprichwörtlich war, daß fromme Männer zu sagen pflegten: „Verrückt wie Shimon“ — hatte eines Tages leuchtende Blicke aus seinen großen Zwergenaugen auf Mendel in der *Schul* geworfen. Dann hatte er mit ihm im Hofraum gesprochen und eines Abends in der Dämmerung ein Buch in seine Hand gleiten lassen. Ein neues Buch, hebräisch geschrieben, etwas Unerhörtes und Seltsames in jener Zeit. Beim Schein einer Kerze hatte Mendel es zu Hause gelesen.

Er las bis tief in die Nacht darin, und Braine war nur über eins erstaunt gewesen: — er las stumm. Nicht laut. Aber sie wollte ihn nicht fragen. Mendel las mit buchstäblich klopfendem Herzen: Isaak-Ber Levinsohns *Beth-Ye-Huda*, darin aus der ganzen Geschichte Israels klar bewiesen stand, daß fromme und heilige Juden in jedem fremden Land und zu jeder Zeit profaner Wissenschaft und Philosophie obgelegen hatten und nichtsdestoweniger gefällig vor Gott gewesen waren. Mendel war, nachdem er das Buch beendet hatte, hinausgegangen in die Nacht, vor seinem erbärmlichen Hause stehengeblieben und hatte emporgeblickt zu den Sternen, wöbei ihm die Tränen in den Bart rollten.

Wieder und wieder hatte er Shimon getroffen seitdem, ein Umstand, der in den Augen der *Balabatim*, der Notabeln der Gemeinde, von denen sein Lebensunterhalt abhing, nicht zu seinen Gunsten sprach. Shimon hatte ihm die *Teudah be Israel* Levinsohns geliehen und erzählte ihm die Geschichte des Benporath, der vor vielen Jahren nach Erleuchtung rang und wieder und wieder unterlag und nicht nachließ. Tags darauf hatte ihm Shimon Günzburgs *Kiriath Sefer* gegeben, ein Quellenbuch in Briefen, Philosophie und Literatur und Leben betreffend.

Mit mildem Feuer in den Augen hatte Shimon gesagt: „Und ich will Euch noch etwas anderes zu wissen tun, Reb Mendel. Heute, hier, in unserer Mitte, in unserer Versammlung hat Gott einen Mann erweckt, der neue Gesänge verfaßt in *Lashon Kodesh*, der heiligen Sprache. Nein, er ist kein *Meshumet*, kein Renegat. Er singt, wie die Propheten Israels gesungen haben.“

An jenem Tage war Mendel viel Neues zu Ohren gekommen über die Taten der *Maskilim*, der Aufgeklärten. Sein Herz brannte, brannte . . . aber wer war er! Ein armseliger *Melamed*, ein Gegenstand der Mildtätigkeit; wie konnte es ihm beschieden sein, die Gesichter solcher Männer zu sehen und ihre Hände zu

berühren! Wenn man seine orthodoxe Frömmigkeit nur im geringsten in Zweifel zog, mußte er betteln gehen. Noch heute, wenn er zu lang verweilte auf seinem Weg nach Hause, würde Braine, Angst in den Augen, zu ihm sagen: „Wo bist du gewesen? Hast wieder mit Shimon, dem Buckligen, gesprochen! Was für ein Wahnsinn!“ Nein, er mußte eilen. —

Da erblickte er an der Ecke in der Nähe seiner Wohnung eine Gruppe von Menschen: Juden. Es war schon fast dunkel, und sie sahen aus wie schwarze Silhouetten in dem Grau der Häuser oder unter der blauen Luft. Ihre Bewegungen verrieten etwas Gespanntes und Verzücktes, als hätten sie soeben einen mystischen feierlichen Tanz vollendet oder stünden im Begriff, damit zu beginnen. Es war ein Schwanken hin und her zwischen Ekstase und Ekstase. „Chassidim“, murmelte Mendel, ein wenig verächtlich, vor sich hin. Aber er blieb stehen und horchte. Ein hagerer alter Mann sprach zu Männern und Frauen, die ihn umgaben. Sein Gesicht war emporgereckt. Die grauen Schläfenlocken fielen nach rückwärts herab. „Der Heilige, gesegnet sei Er, schenkt uns Wunder in unsern Tagen. Ja, meine Augen haben den Gerer Rebbe gesehen. Und er war traurig, betrübt bis in den Tod. Und ein Mann fragte den *Zadik*, den heiligen Mann: ‚Warum bist du so traurig?‘ Und der *Zadik* gab zur Antwort: ‚Ich fühle das Leid und die Sorge jedes Juden von Weltenende zu Weltenende in meinem eigenen Herzen. Das ist die Ursache meiner Traurigkeit.‘“ — Der Alte verstummte, und Mendel konnte in der Dunkelheit die Menge weinen hören. Dann erhob sich die Stimme einer Frau:

„Erzähl’ uns, Reb Menasche, was hat der *Zadik* dem Shloime gesagt. *Nissim*? Wunder? Ein Wunder war’s.“ Der alte Mann stieß ein kurzes hartes Lachen aus:

„Shloime hatte einen Sohn, der — nicht soll es gesagt werden von unseren Kindern — nicht hat beten wollen oder lernen oder etwas tun, was ein jüdisches Kind tun soll. Und die Jahre vergingen, und die Schmach

wurde größer und größer, und der Knabe wuchs auf als Heide. In seiner Verzweiflung brachte ihn Reb Shloime vor den *Zadik* und fragte: „Rebbe, was soll ich tun mit diesem Kind?“ Der *Zadik* streifte den Knaben mit einem Blick und sagte: „Du kannst nichts tun mit diesem Kind. Er ist nicht dein Kind. Er ist nicht ein jüdisches Kind. Dein Weib hat gesündigt mit einem *Goj*.“ Und Reb Shloime ging heim und holte sein Weib vor den *Zadik*, und sie weinte und bekannte ihre Sünde.“

Eine Bewegung des Schreckens lief durch die Menschengruppe. Ein Weib wehklagte. Mendel wandte sich zum Gehen und eilte heim.

V

Den ganzen Tag hindurch saß Mendel in seinem *Cheder* und brachte den Kindern hebräische Buchstaben bei und bestenfalls ein paar Kapitel aus dem Pentateuch. Bisweilen schien es ihm, als wolle sein Kopf davonfliegen. Das einzige trübe Fenster der verwohnten und schmutzigen Stube gestattete außer dem Blick auf ein niedriges Nachbardach die Aussicht auf ein Stückchen Himmel. Mendel wußte nicht, war dieser blaue Fleck ein Segen oder ein Fluch. Wolken mit goldenen Rändern zogen vorbei. Vielleicht wär's besser gewesen, der Himmel bliebe grau, denn zu solchen Zeiten wurde Mendels Inneres ruhiger. Auch während er seine Aufgabe mechanisch, wie immer, erledigte, sagte er sich beständig: „Was ist da nicht in Ordnung mit mir, daß ich nicht demütig sein kann? Ich vollbringe ein Werk, das gottgefällig ist. Wo steht geschrieben, ich müsse weiser sein als andere? Woran gebricht es mir?“ Er wollte sich zur Ruhe zwingen, aber da erhob sich ein Wind und vertrieb die Wolken, und das Blau schien wieder herein auf ihn. Herr der Welt, warum wanderten seine Gedanken nur immer so? Das Blau erinnerte ihn an das Land Israels, wo

der Himmel ewig blau scheint, und er sprach die alten, längst zur Formel erstarrten Worte mit schmerzvollem Heimweh: „Dieses Jahr hier, das nächste in Jerusholaim!“ Die Kinder rührten an seine Nerven. Bisweilen dachte er, er würde selber kindisch. Die hebräischen Buchstaben nahmen phantastische Formen an: Das *Lamed* sah plötzlich aus wie ein Thron, und das *Tsadhe* wie der Zwillingsturm in einer fernen Stadt, und das *Shin* wie die Harfe, die einst *Dovid Hamelech*, der königliche Musikant, geschlagen.

In seinen seltsamsten und geheimsten Regungen fühlte er sich wieder und wieder versucht, seinen innern Zwiespalt gegenüber Braine auszusprechen. Als Weib aus einem gelehrten Hause konnte sie natürlich jiddisch lesen und schreiben und verstand auch in ihrer Weise den hebräischen Text der großen Gebete und Anrufungen. Immerhin war sie nur eine Frau und ungelehrt. Aber er liebte sie und fühlte sich einsam. Wenn die Kinder schliefen, pflegte er nach Art der jüdischen Intellektuellen auf und ab zu gehen, die Hände auf dem Rücken und an seinem Barte kauend.

„Braine,“ hatte er plötzlich begonnen, „ich fürchte, Ephraim wird niemals ein großer Gelehrter werden.“ Mit offenkundigem Schrecken in den Augen hatte sie aufgeblickt. Offenbar hegte auch sie dieselbe Befürchtung, nur wollte sie es nach Frauenart nicht zugeben. „Wehgeschrien! Daß ein Vater so etwas über seinen einzigen Sohn sagen kann!“

Mendel blieb dicht vor ihr stehen. „Ich tadle ihn doch nicht! Wir lassen unsere Söhne Talmudisten werden, ob sie sich dazu eignen oder nicht. In früheren Zeiten war's anders. Gute Juden machten sich das Wissen der Welt zu eigen.“

Braine bedeckte ihren Kopf mit der Schürze und jammerte. „Wenn mein Vater hören würde, daß du sprichst wie ein *Epikauros*! Wir müssen eine gute *Shidach* (Partie) ausfindig machen für den Knaben, damit er *Kest* (Kost und Wohnung) haben kann und studieren und groß werden in Israel.“

Mendel erhob die Hände. „Ich glaub' nicht an diese Kinderehen; sie ruinieren uns körperlich und geistig als Volk.“

Braines Augen wurden hart. „Ich versteh' dich nicht. Sind wir Juden oder nicht? Was willst du haben? Sollen wir werden wie die *Gojim*? Ich hör' von Juden heutzutage — mögen ihre Namen ausgetilgt sein aus dem Buche des Lebens —, die sich die Bärte abscheren und unreine Speise essen, ja sogar Schweinefleisch. Das willst du haben?“

Er schüttelte verzweifelt den Kopf. Er hatte ihr den Unterschied klarmachen wollen einerseits zwischen dem Gesetz, dem geschriebenen sowohl wie dem mündlich überlieferten, das ewig war, und den Sitten andererseits, die sich je nach Land und Zeitabschnitt seit der Zerstreuung des Volkes gebildet hatten, und die keine bindende Kraft besaßen. Anscheinend hatte sie begriffen, aber ihre Antwort war gewesen:

„Geh mir mit deiner *Chochmeh* (Weisheit)! Ich will mich nicht in Wut hineinreden; mein Vater war auch ein weiser Mann und berühmt deshalb. Von nah und fern sind die Leute zu ihm gekommen, um ihn um Rat zu fragen. Aus Warschau sind sie gekommen und aus Lemberg und weit her bis aus Kishinev. Und ich hab' von seinen eigenen Lippen gehört, daß es gut für uns ist, wenn wir uns in all unserm Tun von andern Nationen unterscheiden. Oh, ich seh' ihn noch, wie er dasteht in seinem langen seidenen Kaftan und ausschaut wie ein König mit seinem großen Silberbart und sagt: „*Ato v'chartonu mikol hoamim!*“ (Du hast uns auserwählt unter allen Völkern.) Oh, ich erinnere mich gut.“

Da konnte sich Mendel des Gedankens nicht erwehren: Es war etwas Glanzvolles und Prophetisches in ihr. Lieblich und liebenswert war sie in seinen Augen, und er legte ihr stumm die Hand auf das Haupt. In jener Nacht gestand sie ihm an seiner Brust, daß auch sie Ephraim nicht verstünde. Nicht daß

der Knabe dumm gewesen wäre. In solchem Falle hätte man ihn nach seiner *Bar-mitzvah* einfach in ein Geschäft gesteckt, so unangenehm das auch gewesen wäre. Nein, nein, „gelernt“ hatte er genug. Freilich nur rein mechanisch. Er zeigte kein Interesse für das Studium, keine Frömmigkeit, keine Inbrunst.

„Es ist ein neues Geschlecht“, hatte Mendel gesagt. „Ephraim ist nicht der einzige; nicht alle Knaben und jungen Männer, die es nach Westen zieht, sind übel geartet.“

Braine hatte sich in Schlaf geweint, Mendel fast die ganze Nacht wachgelegen. Er bildete sich nicht ein, ein weiser Mann zu sein. Im weltlichen Beruf war er der Niedrigste der Niedrigen. Aber die Bücher, die er gelesen, und die Worte Shimons, des Buckligen, hatten ihn in gewissen Gedanken bestärkt und in Schlüssen, die sich so gebieterisch in ihm meldeten, daß er sein Leben für ihre Wahrheit hingegeben hätte. Er rang und betete. Seltsam genug, gerade diese vergebliche Erörterung mit Braine war es gewesen, die all seine geistige Ungewißheit in feste Form verwandelte. Noch wußte er nicht, was er tun werde. Er fühlte, irgendein Befehl hatte sich auf ihn herabgesenkt, — jene Art inneren Geheißes, dem kein Jude ungehorsam sein kann, ohne sein Leben zu verlieren.

VI

Monate waren vergangen seit jener Nacht. Wintermonate. Schneekappen saßen schief auf den goldenen Kuppeln der russischen Klöster und glitzerten an klaren Tagen in der nordkalten Sonne. Nur selten hoben die Juden ihre Gesichter zu diesen Wahrzeichen einer feindseligen und unfrohen Macht. Die uralte Synagoge lag tief versunken in der Erde, denn man hatte ihren Erbauern befohlen, sie dürfte nicht höher sein als die bedeutungslosen Kirchen der letzten vergangenen zwei Jahrhunderte. Die Juden blickten

zu Boden oder auf die Seiten eines Buches; sie hoben den Blick nur beim Gebet.

Die Bibliothek in der Synagoge, im Unterbau der alten *Schul*, war kalt wie Erde und Eisen. Wenige kamen hin. In den Bet- und Lernhäusern fühlten die Männer wenigstens die Wärme engeren Beisammenseins. Bisweilen saß Mendel in der Bibliothek vor einer mitgebrachten Kerze. Er beugte sich nicht vor und zurück oder las singend, wie es einem frommen Manne geziemt. Er las stumm, die Lippen zusammengebissen, und öffnete sie nur, um an seinem Barte zu kauen. Er saß allein, und sein ungeheurer Schatten zitterte leise an der Wand. Eines Abends und einmal später noch war Shimon, der Bucklige, mehr als je einem Gnomen oder Engel des Unheils gleichend, leise in den engen Lichtkreis des Kerzenscheins geschlüpft gekommen. Beim erstenmal berührte es Mendel wie ein Stockschlag der Furcht. „*Ovinu malkenu!* Unser Vater unser König!“ hatte er ausgerufen.

Shimons große Augen hatten ihn spöttisch angeblickt. „Ist das eine Kälte! Was lest Ihr da, Reb Mendel?“ „Maimons Führer der Unschlüssigen.“ Mendel deutete auf den großen Folianten vor sich.

Shimon lachte leise. „Die Rabbinen werden Euch verfluchen. Jedenfalls werdet Ihr Eure Stellung verlieren.“

Zu seinem eigenen größten Erstaunen hatte Mendel darauf geantwortet: „Ich brauch' meine Stellung nicht. Ich kann's nicht länger mehr aushalten. Wenn's nur nicht eine Frage des täglichen Brotes wär!“

Shimon war ernst geworden. „Ihr seid nicht der einzige, Reb Mendel. Viele leiden unter dem Joch. Es wäre besser, man ginge in die Dörfer und tränke *Bromfen* (Schnaps) mit den *Chassidim* und fühlte sich glücklich. Ich will Euch sagen, was Ihr tun müßt. Arbeitet mit den Händen ums Brot! Ich will Euch auch einen Ort zeigen, wo Andere nach einer bessern Zukunft Ausblick halten — nicht nur für uns, sondern für ganz Israel.“

Die Folge dieser Zusammenkünfte war gewesen, daß Shimon den Reb Mendel in das Haus des Branntweinbrenners Chaim Bratzlaver führte, den die Rabbinen bei jedem Atemzug verfluchten, ihm aber nichts antun konnten und ihn sogar ehren mußten, da er reich war, Einfluß besaß und die Angelegenheiten seines Volkes nicht nur hier vertrat, sondern auch in Sankt Petersburg, im Schloß des Zaren. Ein Gefühl der Unwirklichkeit befiel Mendel in diesem mit Möbeln aus Deutschland ausgestatteten Zimmer und vor dem kahlköpfigen Mann, mit dem kurzgeschnittenen Bart und den abasierten Schläfenlocken. Der Mann war gekleidet wie ein Goj. Eine schwere Uhrkette hing ihm über dem dicken Bauch. Mendel hielt den Blick gesenkt. — Bratzlaver lächelte.

„Man erkennt einen guten Juden nicht an der Kleidung, Reb Mendel, noch auch einen *Chochem* (weiser Mann) an der Länge seines Bartes. Könnt Ihr gut rechnen?“

Mendel verbeugte sich. „Ich habe ein wenig studiert; auch Geometrie, wie der Gaon Elia.“

Bratzlaver wurde ganz rot im Gesicht vor Vergnügen. „So ein Kopp! Ihr müßt zu mir kommen. Ich kann niemand ins Geschäft kriegen, nur diese Erdleut'. Ich werd' mir's als *Koved* (Ehre) anrechnen, Euch in meinem Haus zu haben.“ Er befahl einem Diener Schnaps zu bringen. Mendel mußte Platz nehmen. Ein Vertrag wurde entworfen. Gebraucht wurde ein Mann, der den *Jishuvniks* — den Dorfjuden, die Wirtshäuser in Pacht hatten — klarmachen mußte, was sie brauchten. Mendel war erstaunt über die Höhe der Entlohnung, die er bekommen sollte. Es schien sündhaft. Aber er würde imstande sein, viel den Armen zu geben, überlegte er, und Fremde und Heimatlose einladen können zum Sabbat.

Er mußte es Braine sagen. Eine schreckliche Sache. Ein *Melamed* war ein Mann von untergeordnetem Rang, aber er gehörte schließlich zu den gelehrten und heiligen Männern. Irgendwann früher, das wußte

Mendel, mußten Braines Vorfahren Handel oder Geldverleihen betrieben haben. Woher sonst der Reichtum, den die Russen gestohlen oder vernichtet hatten? Aber es war gar nicht sein Wunsch, mit ihr zu streiten oder es ihr vorzuhalten; sie sollte nur seine Gefühle und seine Hoffnungen teilen.

Er sprach mit ihr in größter Milde, aber ihr Gesicht wurde wie Stein.

„Sie essen *trefe* (unreine und verbotene Nahrung) bei Bratzlavers.“

Er schüttelte den Kopf. „Es ist eine Sünde, leeres Geschwätz nachzureden. Er hat ein gutes jüdisches Herz.“

„Und einen deutschen Lehrer für seine Kinder!“

„Auch das ist nicht wahr. Shimon sagt, der Lehrer ist ein guter Jude aus Berlin und bringt den Kindern die Torah und den Talmud bei, aber auch die Sprachen, die ihnen Einfluß und Macht nicht nur für sie selbst verbürgen, sondern auch, wie ihrem Vater, für *klal-Jisroel*“ (ganz Israel).

Aber Braines Augen flammten immer mehr und mehr.

„Daß mir das geschehen muß! Statt zu studieren und zu lehren, will mein Mann in die Dörfer gehen und mit niedrigem Volk schwätzen.“

Mendel lächelte unterwürfig. „Du wirst ein Kleid haben aus Seide oder Samt, Braine, und wenn's kommt mit der Zeit, eine silberne *Menorah* für den Sabbat.“

„Was brauch' ich solche Sachen.“ Sie war nicht umzustimmen. „Weh mir, was brauch' ich so was? Ich seh schon, wie's kommt. Du wirst Geld zählen, und Ephraim — gesund soll er bleiben — wird dir auf deinen Wegen folgen, und wir werden sein wie die Heiden und die Väter, die uns gezeugt haben, in Unehre bringen. Lieber zerriß ich mir die Kleider zu deinem Tod, als das erleben.“

Ein Schauer lief Mendel über den Rücken. Braines Rede war noch nie so bitter gewesen. Er wandte sich ab und schwieg.

VII

Oft in den darauffolgenden drei Jahren kam Mendel wenn auch nicht der Inhalt ihrer Worte, so doch ihr leidenschaftlicher Klang zum Bewußtsein. Er konnte sich nie recht an sein neues Leben gewöhnen. In Wirklichkeit arbeitete er nicht mit den Händen und ließ auch nicht eine neue Welt in seiner Seele entstehen.

Die Wirklichkeit stimmte wenig zu Shimons Lehrprogramm, wie das neue jüdische Leben aufzubauen sei. Mendel saß in Bratzlavers Rechenstube oder reiste herum von Dorf zu Dorf mit einem betrunkenen Kutscher in einem rohgezimmerten Wagen über schlammige oder staubige Straßen und suchte dreckige Schenken auf, und der Schnapsgeruch erschien ihm oft wie der Aushauch der Hölle. Er fühlte sich nicht überarbeitet, aber immer müde. Zu lesen oder zu studieren blieb ihm niemals Zeit. Ein Heimweh nach Büchern und geistiger Tätigkeit überkam ihn so heftig und anhaltend, daß es ihm die Tränen in die Augen trieb. Er sehnte sich nach seiner kleinen Schulstube, nach den eiskalten Abenden in der Bibliothek der Synagoge, nach dem warmen menschlichen Beisammensein und den Debatten im *Beth hamidrash*. Nicht länger mehr lehnte er sich auf oder suchte nach verbotenem Wissen, und nur zu gern wäre er wieder zurückgekehrt zu den talmudischen Studien. Er empfand eine ungeheuerliche Verachtung gegenüber dem tätigen Leben in der Welt, an dem er jetzt teilnehmen mußte. Voll Verehrung blickte er auf den schäbigsten Dorfrabbiner. Hielt doch so Einer beständig den Geist auf Dinge und Ziele gerichtet, die unvergänglich waren. Er, Mendel, mußte über den Preis von Schnaps reden!

Bei ruhevollen Sabbatnächten zu Haus kam ihm natürlich klarere Einsicht. Er wußte: wenn er zurückkehrte zu seinem alten Leben, würden sich die alten Zweifel, die Bedrängnis, die Versuchung, das

Sich-Auflehnen schnell genug wieder einstellen. Shimon lud ihn zu einer Zusammenkunft des Kreises der „Aufklärer“ ein. Er ging nicht hin. Er betete in heißer und echter Ergebenheit; gab Almosen für die Armen. Es freute ihn innerlich, daß Braine Geld beiseite legte. Er wurde wortkarg und abgezehrt. Als Ephraim ein Jahr nach seiner *Bar-mitzvah* plötzlich die *Jeshiva* (die talmudische Lehrschule) verließ, blickte er ihn nur mit ernstesten, forschenden Augen an. Braine stand beiseite, verzweifelt und mit geröteten Wangen. Ephraim sah ein wenig betäubt drein.

„Ich habe meine ganze Hoffnung auf ihn gesetzt!“ schrie Braine auf. Zu dem Jüngling gewendet: „Was wirst du tun, *Shegez* — Unwürdiger?!“

Ephraim richtete den Blick auf seinen Vater. „Reb Bratzlaver hat nach mir geschickt; er hat gehört, daß ich Polnisch verstehe und rechnen kann.“

Mendel nickte. Er konnte seinem eigenen Sohn weder befehlen noch raten. Seine innere Zerrissenheit hatte ihn aller Sicherheit und väterlichen Macht beraubt. Braine stellte sich über beide:

„Hat man schon von einem jüdischen Vater gehört wie du? Sprich! Bist du stumm? Glaubst du, ich weiß nicht, wie wenig Freude du am Leben hast? Und jetzt befiehst du nicht einmal deinem Sohn, sich abzuwenden von den Wegen der Verworfenen!“

Mendel stand auf und verkrampfte die Hände. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ schrie er. „Ich weiß nicht länger, was man tun soll in dieser Welt. Alles, was ich fühle, ist Furcht; alles, was ich hab’, sind Sorgen.“

Braine wurde blaß. Sie sagte nichts mehr. Ephraim ging arbeiten zu Bratzlaver. Getreulich brachte er all seinen Lohn der Mutter. Er vollzog genau, wie es ein guter Jude soll, alle Andachtsübungen. Aber eines Tags erschien er mit abgeschnittenen Schläfenlocken und bald darauf ohne den Kaftan, den langen Rock der Orthodoxen, und in einem deutschen Anzug nach der Mode jener Zeit. Bei keiner dieser Ge-

legenheiten erhob seine Mutter Widerspruch. Sorgfältig verwahrte sie das Geld; niemand wußte, zu welchem Zweck. Ihrem Gatten und den Kindern gab sie die einfachste Nahrung. Nur am Vorabend des Sabbat, wozu ein paar Arme und Fremde eingeladen wurden, sorgte sie für Fleisch oder Kuchen. Es herrschte nicht offenkundige Kälte in der Familie, aber zwischen ihr und Rifke, ihrer Tochter, war ein Einverständnis zu erkennen, von dem Vater und Sohn ausgeschlossen blieben. Die beiden Männer andererseits lebten und arbeiteten Seite an Seite, sprachen sich aber niemals aus. Es konnte Mendel natürlich nicht entgehen, daß Ephraim bei seiner ruhigen Art bald für Bratzlaver unentbehrlich wurde. Es bedurfte nicht der Versicherung des Schnapsbrenners, daß Ephraim tatsächlich einen jüdischen Verstand besaß. Mendel freute sich nicht einmal über dieses Wort Bratzlavers. Ein jüdischer Kopf — das bedeutete einst soviel wie: gelehrt und weise. Von den Lippen Bratzlavers, ein so guter Mann er auch war, bedeutete es nur: gerieben und scharfsinnig. Mendel überließ es kalt.

Er freute sich über nichts mehr. Eine große Leere hüllte ihn ein. Kaum erst vierzig Jahre war er alt und schon verbraucht und kam von den Dörfern immer magerer und müder heim. Er hatte Husten und einen beständigen Schmerz in der Seite. Braine bestand darauf, er müßte sich Ruhe gönnen. Er blieb eine ganze lange milde Passahwoche zu Hause. Wenn auch der Frühling sein Versprechen hielt, Mendel erholte sich nicht. Einen Tag ging er ins Geschäft, den nächsten blieb er daheim, und dann, als sei es eine ausgemachte Sache, ging er nicht mehr aus. Ein Arzt kam und sprach von Erschöpfung und möglichem Vorhandensein von Zucker im Urin. Bratzlaver hatte den Arzt geschickt — einen Juden mit rasiertem Gesicht, der in Deutschland studiert hatte, einen Menschen, so offenkundig ein Renegat, daß Braine hinter seinem Rücken ausspie und Mendel fragte, ob er

denn wirklich das unreine Zeug schlucken wollte, das der Kerl zurückgelassen.

Mendel kümmerte sich wenig darum. Er lag im Bett, und der Sonnenschein stahl sich herein, den er immer so geliebt. Friede zog in ihn ein. Der innere Zwiespalt hatte ihn zerbrochen. Sollte er noch Viele zerbrechen: Israel war ewig; vielleicht würden diese Tage der Bedrücktheit, der Verworrenheit den Messias bringen und die Wiederaufrichtung des Tempels. Wer konnte es sagen? Die Wege des Heiligen, gesegnet sei Er, sind dunkel. Mendel war froh zu wissen, daß er keinen Winter mehr sehen würde und nicht mehr in die Dörfer fahren mußte und seine Seele besudeln mit Kaufen und Verkaufen. Traumhafte Visionen erfüllten sein schwankendes Bewußtsein. Er sah den Rabbi Akiba, der einst ein unbelesener Mann und ein Schäfer gewesen, heimkommen mit seinen zwölftausend Schülern, die hinter ihm her strömten über die Hügel von Judäa; er sah die Lernhäuser an den schimmernd blauen Gewässern des Sees *Kinereth*; er sah *Avrom ovenu* (unsern Vater Abraham) unter dem gewölbten großen Baldachin einer Sternennacht.

Er starb, wie sein Sohn Ephraim sich noch bis ins Greisenalter mit besonderer Rührung erinnerte, am *Erev Jom Kippur* (dem Anbruch des Versöhnungstages). Sein Bewußtsein schien ungetrübt, und er versuchte, als er den Wind von den Schwingen des Todesengels fühlte, sich ein wenig aufzurichten und, wie ein Jude es soll, die Einigkeit des Ewigen mit dem letzten Atemzug zu beteuern. Er sagte mit starker Stimme: „*Shmah, Jisroell*“ (Höre, o Israel!) Dann fiel er zurück, und sein Sohn mußte für ihn vollenden: „*Adonai Elohenu, Adonai Echot!*“ (Der Herr, Unser Gott, ist ein einiger Gott.)

VIII

Braine und ihre Kinder zerrissen ihre Kleider und saßen, wie das Gesetz es vorschreibt, zehn Tage lang

trauernd auf dem Boden und bestreuten ihre Häupter mit Asche; dann gingen Ephraim wieder ins Geschäft und Braine und Rifke an ihre Haushaltspflichten; und wenig schien verändert, außer daß Ephraim jetzt das Haupt des Hauses war und den Segen sprach über Wein und Brot am Vorabend des Sabbat. Er war für sein Alter ein sehr ernster junger Mann. Er brachte seltsam aussehende Bücher aus dem Geschäfte mit und saß studierend über ihnen am Abend. Braine beobachtete ihn eine Weile, konnte sich aber dann nicht länger halten.

„Was sind das für Heidenbücher? Deshalb habe ich betend an deiner Wiege gesessen?“

Ephraim blickte nicht auf. „Es sind deutsche Bücher,“ antwortete er; „man kann heute ohne Deutsch kein Geschäft in die Höhe bringen.“

„Geschäft!“ schrie sie in bitterer Verachtung. „Du hast Gott vergessen.“

Etwas wie Gereiztheit überkam den jungen Mann.

„Laß mich, Mutter. Du verstehst das nicht.“

Braine brach in Tränen aus. „Gewalt!“ rief sie. „Hat jemals ein jüdisches Kind solche Worte gebraucht! Schlag lieber gleich deine Mutter. Warum auch nicht.“

Ephraims Antwort war, daß er sich noch tiefer über seine Bücher beugte. Er runzelte die Stirn und biß die Lippen zusammen.

Braine setzte sich. „Ich hab’ mit dir zu sprechen.“ —

Er blickte auf. — „Willst du zusehen, daß deine Schwester eine Aussteuer bekommt und einem frommen Mann aus guter Familie angetraut wird?“

„Warum fragst du mich das heute, Mutter?“

Ihre Stimme wurde streng. „Willst du? frag’ ich dich noch mal.“

Er blickte ihr in die Augen und sah ihre verzweifelte Starrheit. „Ja, Mutter, ich will.“

„Schwörst du’s beim Gedächtnis deines Vaters?“

„Ich schwöre es.“

Beide versanken in Stillschweigen. Dann sagte Ephra-

im weich: „Aber Mammeleben, warum hast du dir's grad heute von mir versprechen lassen?“

Braine senkte den Kopf und sprach:

„Die Welt wird finster. Mag sein, ein *Jom hadin* (ein Tag des Gerichts) steht bevor. Du kannst den *Kadesh* (Gebet für den Toten) sprechen für deinen Vater in *Goles* (Exil). Mein Herz lechzt nach *Eretz Jisroel* (das Land Israel). Ich will hingehen und sterben.“

Ephraim erblaßte: „Du bist doch keine alte Frau, Mutter!“

„Desto länger werde ich Zeit haben, auf gesegnetem Boden zu beten.“

Ephraim war erst siebzehn. Tränen traten ihm in die Augen. „Aber, Mutter, dann werden wir dich nicht mehr wiedersehen!“

„Wenn nicht in dieser Welt,“ sagte Braine, „dann in der nächsten.“

Sie weinten zusammen, Mutter und Sohn. Ephraim raffte sich auf.

„Und du willst nicht mit deinen Augen meine Kinder sehen oder die Rifkes?“

Braine wischte sich die Tränen. „Das ist das Schwerste,“ sagte sie, „aber ich geh' doch fort für sie. Ich sag' dir, ich seh' überall Zeichen um mich her. Israel wendet sich den Göttern und Unsitten der Heiden zu. Was für Freude würde ich an euern Kindern haben, sag' mir! Ihr habt die Ecken eurer Bärte beschnitten und studiert heidnische Bücher. Schweinefleisch — Gott sei vor — werden sie noch essen. Ich geh' ins Heilige Land, um für dich und für sie zu beten.“

Ephraim blickte seine Mutter an, als sähe er sie zum erstenmal. „Du hast diesen Plan lang im Herzen getragen?“

„Immer, seit mein Gatte, dein Vater, sich abgekehrt hat vom Gott Israels.“

„Aber das hat er doch nie getan!“ rief Ephraim.

„*Shal*! Still! Ich hab' dein Versprechen. Jetzt kann ich mich vorbereiten.“

Ephraim lief zu Bratzlaver, dessen rechte Hand er

längst geworden war. Aber wenn er sich von dieser Seite Hilfe versprach, irrte er sich. Bratzlaver — sein Bauch war noch viel runder geworden — klimperte mit den Geldmünzen in seinen Hosentaschen und sagte: „Es ist doch ä sehr große *Mitzvah* (eine fromme und verdienstvolle Tat), und es wird ä *Mitzvah* sein, deiner Mutter beizustehen, ihren frommen Vorsatz auszuführen. Was braucht sie? Geld? Rat? Briefe an Leute, die ihr helfen können auf der langen Reise? Soll sie kommen zu mir.“

Zu Ephraims und Rifkes Kummer wiederholten Alle solche Rede, besonders Die, die von der strengen Frömmigkeit abgelassen hatten. Es war, als fänden die Leute eine Quelle ihrer eigenen Versöhnung mit Gott im Entschluß der *Melamedke* (Gattin eines Lehrers), wie Braine plötzlich überall genannt wurde. Sie saß in ihrer Behausung, und das Volk kam zu ihr mit Gaben und um sie zu segnen und ihren Segen zu empfangen. „Ob sie ihnen“, fragten sie, „nur ein paar Körnchen Sand aus dem Heiligen Boden schicken möchte oder ein paar Tropfen Wasser aus dem Jordan? Würde sie schreiben, ob die Faust des Türken noch schwer laste auf dem Volk Gottes im Lande der Väter? Ob sie beten würde für sie?“

Ephraim fühlte einen Augenblick deutlich klar, daß der Entschluß und die Tat seiner Mutter ihren einstigen Stolz wieder aufrichtete, der abhanden gekommen, seit sie ihres Vaters Haus verlassen hatte, aber er schob diesen unfrommen, hochmütigen und unkindlichen Gedanken von sich. Rifke klammerte sich immer mehr an ihren Bruder, je ernster, je prophetischer und weltabgewandter ihre Mutter wurde. Dann waren plötzlich Lärm und Vorbereitung vorbei, die Mutter war fort, und Ephraim und Rifke empfanden die ersten Stunden geschwisterlicher Zärtlichkeit zueinander.

IX

Bratzlaver zählte zu den drei oder vier reichsten Juden in Wilna. Außer dem Schnapsbrennen betrieb er noch den Handel mit Kümmel, und sein „echt polnischer Kümmel“ genoß hohen Ruf überall bis in die Städte Posen und Königsberg. Er besaß ein eigenes Haus und fuhr im Wagen; er tat, was ihm gefiel, denn die russischen Beamten in der Stadt schuldeten ihm Geld. Dennoch bedauerten ihn die alten Weiber, die bei warmem Wetter in den Winkeln des Ghettos hockten, aus Herzensgrund.

„Nebbich, der Arme hat nicht mal än *Kadish*“ (der Sohn, der über den gestorbenen Vater das Totengebet spricht). Nein, Bratzlaver hatte keinen Sohn. Sechs Töchter besaß er, denen er zumeist elegante europäisierte Namen gegeben hatte. Spaßvögel pflegten in atemlosem Sarkasmus, wenn auf die Töchter Chaim Bratzlavers die Rede kam, nicht ihre Namen einzeln zu nennen, sondern grinsend alle zusammen: Sarah-nataliebertejettemietehannah. Und die alten Weiber in den Ghattowinkeln ergingen sich in dem Klatsch: „Ka Wunder, daß Reb Chaim noch ä Mitgift übrig hat für Rifke, die Tochter des Mendel. Ka Wunder! So is er wenigstens sicher, daß er den Ephraim einfängt für eine von seine miesen Töchter. Aber was scho is mit ä einzigen Schwiegersohn? Sechse braucht er.“

Die alten Weiber gebärdeten sich boshafter, als nötig gewesen wäre. Die Bratzlaver-Mädchen waren keineswegs häßlich, wenn auch einige von ihnen zweifellos unter dem Schönheitsmaß standen, dessentwegen das Wilnaer Ghetto berühmt war. Überdies besaßen sie alle hervorragende Bildung, ein liebenswürdiges Benehmen und waren dank ihrer westlichen Erziehung in jeder Hinsicht verfeinert. Natalie zum Beispiel heiratete einen jungen Mann namens Cohn, der auf der Universität Freiburg Medizin studiert hatte. Da er seinen Namen in mancher Hinsicht für ungeeignet hielt, nahm er den seiner Gattin an. Später be-

rief man ihn zu einer ärztlichen Stellung nach England, und so wurde die zweite Tochter Reb Chaims von Wilna die Stammesmutter der hervorragenden britischen Familie Ratislaw.

Ephraim fühlte sich stark hingezogen zu Hannah, der jüngsten der sechs Mädchen, was Bratzlaver um so lieber sah, als in seinen Zukunftsplänen kein berechnender Zug lag. Da die meisten jüdischen Kinder einander fast schon in der Wiege angetraut wurden, lag in der Annäherung der beiden etwas Freizügiges und Romantisches. Hannahs Nase hätte feiner geschnitten sein können, aber sie besaß die kleinen üppigen Lippen und den ovalen Gesichtsschnitt, auf den die Wilnaer Jüdinnen so stolz sind. Als Rifke mit sechzehn Jahren bereits mit dem frommen Sohn eines frommen Vaters, Reb Jochai Warschauer, der nicht nur ihre Mitgift, sondern auch ihrer Mutter Heiligkeit wohl zu schätzen wußte, unter dem Hochzeitsbaldachin gestanden hatte, sahen Ephraim und Hannah keinen Grund mehr, sich nicht enger und enger aneinander anzuschließen. Ephraim, der stets gearbeitet und studiert hatte und in jeder Hinsicht bemüht war, niemand seinen Kummer zu zeigen über seines Vaters Tod oder seiner Mutter Pilgerschaft, fühlte sein Herz weich werden und wieder aufleben unter der zarten Berührung der Hand dieses Mädchens. Anfangs scheu, dann immer mehr aus sich herausgehend, ließ er in ihrer Nähe Geschäft Geschäft sein. Sie sprachen mitsammen über seinen und ihren Vater und entdeckten bald eine seltsame Übereinstimmung in ihren Ansichten. Sie wünschten in ihrem zukünftigen Leben weder Mendels Hingabe zum Studium allein, noch auch Reb Chaims geschäftlichen Eifer und oberflächliche Frömmigkeit. Kamen nicht immer neue jüdische Stimmen aus dem Westen? Konnte man nicht Jude und Europäer zugleich sein? Ihre Verlobungszeit nahm schnell ein Ende. Bratzlaver trat vor Ephraim hin, wackelte mit dem Kopf und sagte:

3*

„*Hakodesh borchu m'saveg sivugim!* Der Heilige, gepriesen sei Er, bringt die Paare zusammen in der Ehe. Wann werden wir *Chassene* (Hochzeit) machen?“

Ein Gefühl der Freude durchrieselte Ephraims reinen, jungen Körper. „Wann Ihr wollt, Reb Chaim.“

Bratzlaver nickte mit seinem dicken Kopf. „Du weißt so gut wie ich, Ephraim, daß man den Kümmel, den wir in Preußen verkaufen, dort ebensogut herstellen kann wie hier. Man erspart dabei die Kosten des Transports. Ich hab' mich erkundigt: wir können in einer kleinen preußischen Stadt ihn geradeso billig herstellen wie hier, und Preußen ist ein freier Staat für Juden. Du kannst dort Land kaufen und eigene Häuser haben. Du brauchst dich nicht das ganze Leben abzumühen, Beamte zu bestechen, — Schweine, die sie sind — bloß um atmen zu können. Wenn du und Hannah verheiratet seid, sollt ihr euch in Insterburg in Preußen ansiedeln und Kümmel brennen.“

Ein Licht erstand vor Ephraims Auge.

„Ihr habt recht in allem, was Ihr sagt, Reb Chaim. Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Hannah und ich haben auch schon den Wunsch gefühlt, nach Deutschland zu gehen.“

Bratzlaver erhob den Finger. „Du brauchst einen deutschen Namen, wenn du in Deutschland Geschäfte machen willst. Wie willst du dich nennen? Mendelssohn?“

„Nein, nein,“ protestierte Ephraim, „das wäre ein Unrecht gegenüber dem großen Moische Mendelssohn und seinen Nachkommen.“

„Gut. Wie dann?“

Ephraim dachte nach.

„Mein Vater — Friede sei mit ihm — gehörte zum Stamme Levy. Ihr habt doch die Ölkanne gesehen, das Symbol unseres Stammes Levy, eingegraben auf seinem Grabstein, Reb Chaim? Ich werde mich Ephraim Levy nennen.“

Bratzlaver gab ein überaus fröhliches und kostspieliges Hochzeitsfest. Geiger waren da und ein Possen-

reißer; französischen Champagner gab's — lange später sprach man noch davon, — obgleich die ältern Leute den Brantwein vorzogen. Tanz und Fröhlichkeit herrschte. Und da sagt man noch, Juden könnten nicht lustig sein! Eine Schar Chassiden kamen uneingeladen zu Gast; wer hätte sich der Sünde schuldig gemacht, irgendeinen Juden bei einer so fröhlichen und „unbeschrien“ glückverheißenden Gelegenheit von der Tür zu weisen! Die Chassiden tanzten inmitten der Diele und sangen:

„Was die Chassene kost

Wet Hakodesh boruch sain m'male!“

(Was das Hochzeitsfest kostet,

Möge der Heilige — gepriesen sei er —

Euch vergelten!)

Am nächsten Tag bestieg das junge Paar den Eisenbahnzug. Ephraim hatte seinen Bart hübsch gestutzt, und die Braut trug ein Reisekleid, die Nachahmung der Warschauer Kopie eines Pariser Modells. Sie sprachen beide gut Deutsch und hielten es auch für angebracht, sich dieser Sprache in einem deutschen Eisenbahnzug zu bedienen, obwohl es ihnen selber affektiert und protzig vorkam. Das war im Jahre 1850. Sie kamen in Insterburg an als Herr und Frau Ephraim Levy und sahen sich sogleich nach einem Hause um, in dem sie ihr Geschäft betreiben und ihre künftigen Kinder in eine schönere und freiere Welt einführen könnten.

Zweites Buch

I

Wie die Menschen, so haben auch Zivilisationen ihre geistigen Qualitäten, ihre Wahlverwandtschaften, ihre anziehenden und abstoßenden Eigenschaften. Die Träger einer bestimmten Zivilisationsrichtung wiederum sind mehr oder weniger widerstandskräftig gegenüber einer neuen kulturellen Umgebung. Die Hugenotten wurden zu hervorragenden Preußen in Preußen und zu ausgesprochenen Amerikanern in Südkarolina. Die Deutschen neigen dazu, sich mit dem Angelsachsentum in den Vereinigten Staaten zu verschmelzen, behalten aber ihre kulturelle Selbständigkeit in Brasilien. Es wäre verfrüht, heute schon zu sagen, wie sich der Italiener in Amerika oder Argentinien als Italiener behaupten wird. Glückbegünstigte Völker, wie die Engländer, die Gelegenheit haben, in ihre eigenen Kolonien auszuwandern, sind solchen Prüfungen nicht ausgesetzt. Die Auswanderungsbewegung in der Neuzeit als Folge von Unduldsamkeit oder Mangel an Brot und Land hat Probleme und Kämpfe erzeugt, die zu früheren Zeiten in einer weniger bevölkerten Welt unbekannt waren. Und diesen Problemen und Konflikten, tragisch genug für die Millionen, die ihnen ins Gesicht sehen müssen, hat man gewöhnlich in stumpfer Gleichgültigkeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt; besonders die paar herrschenden Völker, in deren Hand historisches Glück den größten Teil der Erde gelegt hat, bringen nicht mehr als Geringschätzung für solche Fragen auf.

Die Juden sind nicht das einzige Wandervolk heu-

tiger Tage, aber sie stellen das klassische Beispiel eines solchen dar; fanden sie doch nirgends Ruhe oder Duldung oder ein eigenes Land. Sie haben nicht nur ihre Eignung für viele Zivilisationen bewiesen, sondern auch ihre Neigung, sich selbst aufzugeben und zu entäußern. Vertrieben aus Spanien mit schlimmster Grausamkeit und Verachtung, nahmen sie doch die spanische Sprache mit sich, als sei es ihre eigene, und blieben ihr treu in Saloniki und anderswo vier ganze Jahrhunderte hindurch. Das Jiddisch aber, die germano-judäische Mundart von dreißig Generationen in Rußland und Polen, wird in den Vereinigten Staaten in wenigen Jahren verschwunden sein. In Deutschland ist es bereits in einer Generation ausgestorben. Schlußfolgerungen von solchen Tatsachen sind aber nicht nur unheilvoll, sie sind phantastisch. Bewahren die Deutschen ihre Eigenart in Brasilien, weil eine portugiesisch-amerikanische Kultur ihren Seelen unfremd ist? Halten die Juden in der Türkei und in Afrika am Spanischen fest, nur weil sie verhältnismäßig barbarischen Völkern zugeteilt sind? Bewahren die Engländer ihre Eigenart so gut, weil irgend etwas Unbeugsames in ihren Seelen lebt, oder weil ihnen das Bewußtsein der Macht und Größe ihres Reiches innewohnt? Hängen die Juden seit Jahrhunderten in Rußland am Jiddisch nur deshalb, weil die Russen unduldsam waren und der Zaun um das Gesetz so dicht ist, oder haben sich die Zäune um das Gesetz seit Generationen so verdichtet, weil die Russen grausam waren und keine geistige Verwandtschaft herrscht zwischen Slawen und Juden? Neigen die Juden so sehr zur germanischen Zivilisation, weil die Germanen ihnen freundlich gesinnt waren? Oder wegen einer ungewollten Verwandtschaft des Gemütes? Und wie steht es heute? Und wie steht's in Amerika? Hier gibt's in Armenvierteln jüdische Verbrecherbanden und Rabbinen, die Religionsbetriebe mit Leibesübung und Sport vereinigen, und hundertprozentige Geschäftsleute strengster Observanz.

Waren die Juden Deutsche? Sind sie Amerikaner? Sind die Deutschen in den Vereinigten Staaten Amerikaner? Und die Schweden? Und die Polen? Ich meine damit nicht: laut Reisepaß oder auf dem Papier, sondern dem innern Sinne nach. Unsere Erzählung wird ein Licht auf diese Frage werfen. Vielleicht auch nicht...

II

Großmutter Braine starb in Jerusalem, bevor noch die ersten Kinder Ephraims und Hannah Levys alt genug waren, es zu begreifen. Sie hatte nur wenig Briefe geschrieben, mehr aus Frömmigkeit, als um ihre persönlichen Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Ob sie den Frieden in der innern Erhebung, die sie gesucht, gefunden hatte, erfuhr Ephraim niemals. In der Freiheit und der fröhlichen Geschäftigkeit seines neuen Lebens schien er plötzlich ganz abgetrennt von alten Hoffnungen und Voreingenommenheiten. Sie fielen von ihm ab, verblaßten mehr von Jahr zu Jahr. Er erkundigte sich nach der Ursache des Todes seiner Mutter und erfuhr nach vielen Monaten, sie sei an einem bösartigen Fieber gestorben. Er beugte das Haupt und zündete die *Jahrzeit*-Lampe an ihrem Todestag an und fühlte, wie ihr Bild in seiner Seele mehr und mehr zu einer Legende wurde.

Er baute sich ein Haus, zeugte Kinder. Tobias wurde geboren im Jahr 1851. Samuel 1853. Die beiden Mädchen Berta und Rosa 1855 und 1858. Hannah erwartete keine Kinder mehr, und es war eher eine Überraschung als ein freudiges Ereignis, als Jacob 1861 zur Welt kam. Das Leben fing an immer schwerer zu werden. Der Einfall, Mitteleuropa mit polnischem Kümmel zu überfluten, erfaßte zu gleicher Zeit so manches Gehirn. Aber diese Köpfe, zu Hause im Westen Europas, hatten praktischere Ideen als Bratzlaver. Agenten aus Berlin kauften die Produk-

tion der polnischen Brennereien auf und schickten sie an ihre Warenhäuser. Dort wurde der Kümmel in kleine elegante Tonkrüge gefüllt und mit zierlichen Etiketten versehen. Die ordinären Flaschen von Ephraim Levy & Co. fanden ihren Weg nicht in die großen Hauptstädte. Das Geschäft war solid, aber es blieb klein. Der alte Bratzlaver selber erwies sich nicht als der überragende Kraftmensch, der er einst geschienen. Ein schweres Jahr kam, und Hannah sah sich genötigt, an ihren Vater wegen eines Darlehens für ihres Gatten Geschäft zu schreiben. Reb Chaim antwortete, er sei ein alternder Mann und, offen gestanden, keineswegs reich. Er hätte allen seinen Töchtern — sechs an der Zahl — beträchtliche Aussteuer mitgegeben und müßte froh sein, seine alten Tage in Frieden mit dem wenigen, was ihm geblieben sei, verleben zu können. Er, der einst so fortschrittlich gedacht, fügte die Frage hinzu, ob wohl der Segen Gottes auf Ephraims Geschäft ruhe angesichts der vielen Berichte offenkundiger Abtrünnigkeit und Irreligiosität, die er täglich aus dem Westen erhalte. So mußten denn die Levys in ihrer neuen Welt ganz und gar auf eigenen Füßen stehen und verloren mehr und mehr die Berührung mit dem Land ihres Ursprungs und ihrer Sitten. Ein oder zwei Briefe im Jahr aus Polen war alles, was das schwache Band noch ganz erhielt. Nach wenigen Jahren schon lächelten Ephraim und Hannah einander an beim Lesen gewisser ihnen so komisch dünkender Aussprüche in solchen Briefen. Rifke schrieb, daß der *Shochet* (jüdischer Schlächter) ihrer Gemeinde ertappt worden sei, gemeinsame Sache mit den christlichen Metzgern gemacht zu haben und Geflügel sowohl wie Lammfleisch, die *trefe* (unrein) gewesen, zu allgemeinem Entsetzen und großer Empörung als *koscher* ausgegeben hätte. Und Ephraim, glatt rasiert bis auf zwei kleine Haartupfen auf beiden Seiten des Kinnes, hatte sich an Hannah gewendet in ihrem geziemlichen bordeauxroten seidenen Sabbatkleid, und gesagt, gut

gelaunt den Kopf schüttelnd: „Ihre Zoreß (Sorgen) möcht' ich haben!“ Und er sagte diese Worte nicht auf jiddisch, wie alle Worte, die in diesem Hause gesprochen wurden, sondern in einem Deutsch, das, wenn auch im Klang stark jiddisch gefärbt, einwandsfrei und korrekt war.

Trotz alledem verletzten aber die Levys in keiner Weise die Gesetzesvorschriften Israels. Sabbat und die Heiligen Tage wurden eingehalten und gefeiert. Sie dachten nicht daran, *trefe* zu essen, und gingen regelmäßig in die Synagoge, und zwar in die orthodoxe Synagoge. Es gab auch eine reformierte Gemeinde in Insterburg, aber es zog die Levys nicht hin zu dem hübsch manierlichen Gottesdienst; man hätte sie auch als *Polakim* kaum herzlich willkommen heißen in dieser kleinen Gruppe ausgesprochen deutscher Familien. Nein, die Levys waren gute Juden; nur hatte sich in ihre Gedanken und Gebräuche eine Art Laxheit und ein Sinn für Kompromiß eingeschlichen. Jeder scharfe Beobachter — falls es einen solchen dort gegeben hätte — würde sich wahrscheinlich gefragt haben, ob es die ererbte Frömmigkeit sei oder innere Überzeugung, die ihre Strenggläubigkeit im Zustande der Korrektheit erhielt.

Seit Beginn ihrer Niederlassung in Preußen hielten sie deutsche Dienerschaft. Der einfache, aber immer größer werdende Haushalt bedurfte zweier rotwangiger Bauernmädchen, die den gleichen Namen trugen, zum Glück aber sehr verschieden waren an Größe und Umfang. Man nannte sie die große Trine und die kleine Trine. Kerzen wurden zu Hause gegossen, ebenso Seife gekocht, und vor allem spann man den Flachs — in einem großen Zimmer neben der Küche — während der langen Abende des nordischen Winters. Kaum konnten sich die Kinder torkelnd aufrecht fortbewegen, da ergriffen sie Besitz von der Spinnstube, wo die große Trine und die kleine Trine Lieder sangen und Geschichten erzählten bei ihrer Arbeit: alte Volkssagen der Deutschen voll melancholischer

lischen Zaubers abwechselnd mit hochherzigen und tapferen Taten; die Lieder waren unendlich süße Volksgesänge von Sehnsucht, Liebe, Abschied und Wanderschaft. Der kleine Tobias, ein dunkler Lockenkopf von vier Jahren mit den klaren leidenschaftlichen Augen seiner Großmutter Braine pflegte auf einem niedrigen Sessel in der Spinnstube zu sitzen und den Liedern und Märchen der Spinnerinnen zu lauschen. In den wachen Träumen seines eindrucksfähigen Kindergemüts summten diese Reden und Worte einer tiefen Poesie der deutschen Welt fort und klangen wie Echo und wurzelten sich ein für immer... Der Winter schwand, und ein zögernder Frühling ging langsam über in nordischen Sommer. An den Sonntagsmorgen zogen die große Trine und die kleine Trine hinaus ins Freie über Heideflur in einen Tannenwald. Sie waren freundliche Seelen, und da sie gut behandelt wurden von ihrer jüdischen Herrschaft, faßten sie große Zuneigung zu den Kindern und nahmen immer bei ihren wöchentlichen Ausgängen zuerst Tobias und dann später seinen Bruder und seine Schwester mit sich. So bildete die Landschaft, verquickt mit Sprache und Weise, ein unvergeßliches Bild in den Gemütern der Kinder. In diesen Gefilden und Wäldern gab's weder Schrecken noch Angst für ein jüdisches Kind, wie in Rußland für die Kleinen vergangener Geschlechter; da gab's keine Furcht vor drohenden Leiden, keinen Zwang und kein Zurückkeilenmüssen in jüdische Mauern und Stadtviertel. Singend gingen die Mägde mit den Kindern ihrer Herrschaft über die Heide, pflückten wilde Blüten und flochten sie zu Kränzen und lehrten die Kleinen die Namen der Blumen und Bäume. Saßen sie am Waldesrand, so brauchte Tobias nur mit den Augen zu bitten, und die große Trine fing an zum Rauschen der Wipfel zu erzählen: Es war einmal... Tobias war vier Jahre alt, da beratschlagten seine Eltern über seine Zukunft. Samuel, kaum erst zwei, war bereits schlafen gegangen, und Ephraim und

Hannah saßen beisammen in ihrem Schlafzimmer. Ephraim blickte seine Frau an.

„Hannah, ich hab' mit Reb Kolnitzer gesprochen.“ Hannah zuckte kaum merklich mit den Achseln, und eine dünne Linie erschien zwischen ihren Augenbrauen.

„Dazu ist noch lange Zeit“, sagte sie.

„Nein,“ widersprach Ephraim, „Tobias geht jetzt ins fünfte Jahr, er muß anfangen zu lernen.“

Hannah hatte sich ihr Haar, das nach orthodoxer Sitte vor ihrer Hochzeit abgeschnitten worden war, wieder wachsen lassen. Sie trug einen Schlafrock aus Samt, dessen Weinfarbe, untermischt mit Gold, ihr gut zu Gesicht stand. Da das Baby bereits schlief, wollte sie noch eine Weile lesen. Sie hielt in ihrer festen weißen Hand ein rotes Buch mit Goldschnitt. Eine Dame der reformierten Gemeinde hatte es ihr geliehen. Es trug den Titel: ‚Romanzero‘ und war von einem Dichter namens Heinrich Heine geschrieben. Hannah schien sich zu einem Entschluß aufraffen zu wollen.

„Ich will, daß Tobias ein Gymnasium besucht. Hier in Preußen können das alle Juden tun, wenn sie wollen, und man braucht nicht erst den Direktor zu bestechen oder sonst welche Umstände zu machen.“

Ephraim zupfte an den Bauschen seines Bartes. „Gut. Meinetwegen. Wir werden sehen. Später. Aber zuerst muß ein jüdisches Kind — —“ Hannah unterbrach ihn. Sie wagte nicht geradeheraus zu sagen, was sie wollte. Nicht nur ihr Gatte, sondern auch ihr eigenes Gewissen störte sie.

„Ich will nicht haben, daß Kolnitzer mein Kind prügelt!“

Ephraim schüttelte den Kopf. „Wie heißt? Tobias, sagst du doch selbst immer, ist bereits ein kleiner *Chochem* (weiser Mann). Soll er fleißig sein, dann wird ihn Kolnitzer nicht schlagen. Morgen unterricht' ich das Kind im Aleph Beth.“

III

Für Tobias hatten die ungeheuern hebräischen Buchstaben, die sein Vater ihm vormalte, eigentlich etwas Ergötzliches. Er war ein aufgewecktes Kind und der Abkömmling unzähliger Generationen von Gelehrten. Er bewältigte das schwierige und verwirrende Alphabet in einer Woche. Seine Mutter wurde von Mitleid mit ihm ergriffen und steckte ihm allerhand Süßigkeiten zu und eine größere Portion Nachtisch beim Sabbat.

Weniger unterhaltsam war der *Cheder*. Ein dürftiges Zimmer, angefüllt mit dreißig kleinen Buben. Viele von ihnen stammten aus sehr armen Häusern, gingen in Lumpen und hatten beschmierte Gesichter und schmutzige Hände. Reb Kolnitzer war ein magerer alter Mann mit struppigem grauen Haar und bösen kleinen blauen Augen. Er schwang den Riemen über die Gerechten und die Ungerechten und sprach ein Gemisch von Jiddisch und Deutsch. Ein Zögern in der Antwort, ein Irrtum seitens eines seiner kleinen Schüler, und schon wurde sein Gesicht rot, und seine kleinen Augen bekamen einen grausamen Blick. „*Hargenen wer' ich d'r!*“ (Umbringen werd' ich dich!) Niemals konnte Tobias vergessen, unter wieviel Tränen und mit welcher Bitterkeit er das dritte Buch Mosis gelernt und die Gesetze des priesterlichen Opfers.

Auch Ephraim war innerlich unzufrieden. Er mußte an seinen Vater denken, der ebenfalls seine Schüler gezüchtigt hatte. Aber Mendel gab seinen Lehren immer eine Art Weihe mit; trotz aller seiner Zweifel und seines anders gerichteten Strebens galt es ihm als etwas Heiliges, jüdische Kinder der Erkenntnis Gottes und Seines Gesetzes näher zu bringen. Kolnitzer war nur ein übel gelaunter alter Mann. Mit tiefer plötzlicher Bekümmernis sagte sich Ephraim bisweilen, daß hier die liebenswerten alten Zeremonien, unter denen ein Kind in die heilige Gelehrsamkeit seines Volkes eingeführt werden sollte, schmähsch abhanden

gekommen waren; bald aber gewannen die Sorgen der täglichen Beschäftigung in der Welt wieder die Oberhand. Es gab keinen Einführungstag mit seinem Regen von Süßigkeiten und Geldgeschenken, keinen kleinen „Beglückter“ und „Fragesteller“ mehr. Alles war kalt, geschäftsmäßig und gefühllos.

In der Seele des Kindes Tobias, der seiner Großmutter Braine immer ähnlicher wurde, herrschte nie ein Zwiespalt. Die Felder und Wälder Preußens, seine Legenden, Lieder und Gespräche waren ihm Licht und Heim. Der *Cheder* mit seinem alten wutschnaubenden Rebbe bedeuteten ihm eine Last und eine geheime Schmach. Die Kinder der Andersgläubigen kamen ihm nicht vor wie Feinde, wenn sie sich bisweilen versammelten, hurra brüllten und die Tür des *Cheder* mit Steinen bewarfen, sondern wie bewundernswerte Geschöpfe und Vorbilder. Irgendwie verglich er sie mit den knabenhaften Helden aus so vielen der Feengeschichten, die ihm die große Trine erzählt hatte und jetzt dem kleinen Samuel in der Spinnstube wiederholte. Die blonden kleinen Mädchen erschienen ihm wie Märchenprinzessinnen oder Schneewittchen oder Dornröschen. Als er sieben Jahre alt war, jagte ihr Anblick ihm einen heißen Schauer durchs Blut. Jüdische Kinder blieben in seiner Phantasie immer verknüpft mit dem schmutzigen *Cheder* und Kolnitzers Riemen und seinem schauderhaften Jargon. Er konnte sich nie entsinnen, wie es gekommen sein mochte, daß die kleine Trine ihm damals gleichzeitig die deutschen Buchstaben beibrachte. Plötzlich kannte er sie, das war alles, woran er sich erinnerte. Und von da an begann er jeden Fetzen bedrucktes Papier, das ihm in die Hände fiel, zu lesen.

Seine Mutter war mittlerweile nicht müßig gewesen. Ihr Ehrgeiz für die Zukunft ihrer Kinder wurde reger von Jahr zu Jahr. Nachrichten aus dem Westen von ihren Freunden und Bekannten häuften sich. Da gab's in Berlin eine jüdische Aristokratie; Kommerzienrat Soundso, Geheimrat Soundso; Kaufmannsfürsten gab's,

Bankiers, sogar Barone. Große Juden. Woher waren die plötzlich gekommen? Alle mehr oder weniger aus derselben Schicht und vom selben Ort. Eine alte vollkommen germanisierte Dame, ganz steife Seide und feine Spitzen, sagte gütig zu Hannah Levy:

„Die Urgroßväter aller Dieser sind eingestandenermaßen Zwiebelhökler gewesen. Warum schicken Sie ihren aufgeweckten hübschen Jungen nicht in die Schule?“

Man hätte nicht sagen können, daß Ephraim ausgesprochenen Widerstand leistete. Seine Einkünfte waren bescheiden, aber er benahm sich würdevoll, und seine Sprache war gewählt. Eines Abends betrat er die Gaststube zum „Schwarzen Adler“, um ein Glas Bier zu trinken. Der Apotheker und der Amtmann hielten gerade Ausschau nach einem Dritten für einen Skat. Sie gehörten beide den Kreisen an, die an der Revolution um 1848 teilgenommen hatten, waren Freidenker und Demokraten und fragten deshalb „Herrn“ Levy, ob er mit von der Partie sei. So lernte Ephraim zum erstenmal „Ungläubige“ kennen. Als die Herren belegte Brötchen kommen ließen, bestellte auch er eins, aber es dauerte lange Zeit, bis er sich darüber hinwegsetzen konnte, daß das eine *trefe* Speise sei. Warum sollte er da seinen Jungen nicht in eine deutsche Schule schicken? Ein- oder zweimal ging ihm seiner Mutter prophetische Warnung und glaubenstiefe Verzweiflung durch den Kopf. Mit einem innern Schauer riß er sich los von solchen Erinnerungen; dem mächtigen Strom des Lebens konnte man nicht Widerstand leisten...

Tobias Levy trat in den Vorbereitungskursus des Gymnasiums zu Insterburg ein im Oktober 1858. Nur acht jüdische Knaben hatten sich gemeldet. Ihre schnelle Auffassungsgabe und ihr angeborenes Interesse an allen Geistesangelegenheiten war Balsam für ihre Lehrer, die sämtlich dem revolutionären Geschlecht zwischen 1830 und 1848 angehörten. Tobias' Lernzeit in der Schule war ein beständiger Triumph.

Und da er gut angezogen, bescheiden und manierlich und jederzeit bereit war, seinen blonden, blauäugigen Kameraden, die ihre Studien als Qual und Last empfanden, hilfreich zur Hand zu sein, hatte er bald viele Freunde und Beschützer, wenn's nötig war; über die Sonntage lud man ihn ein auf die Landsitze der Junker. Keiner von diesen dachte selbstverständlich auch nur im Traume daran, der Familie Levy irgendwelche Beachtung zu schenken oder ihn etwa bei rein gesellschaftlichen Gelegenheiten einzuladen. Tobias gab sich alle Mühe, das entweder zu verstehen oder es sich aus dem Sinn zu schlagen. Er konnte sich auch weder seinen Vater noch seine Mutter im Empfangszimmer des Schlosses Harmsdorff vorstellen. Er spürte mit dem innern Tastsinn des Juden, daß die jungen Baronessen, die Schwestern seines Freundes, sich lustig machten über seinen Namen und ihres Bruders Freundschaft zu ihm. Aber sie benahmen sich in seiner Gegenwart ungemein liebenswürdig und erschienen anbetungswürdig in seinen jungen Augen. Ingeheim verfaßte er Gedichte an sie. Aber, sooft er von Harmsdorff zurückkehrte, war er mehr als je ein jüdischer Sohn in seiner Zuneigung und Hochachtung den Eltern gegenüber. Sie vergötterten ihn, trotzdem sie nichts wußten von seinen Entdeckungen in seiner neuen Welt. Seine Erfolge bei den Andersgläubigen entfremdete ihn den Seinen nicht; für sie blieb er ein wohlgeratenes Kind, auf das man stolz sein durfte.

Mit reifer Klugheit hatte Tobias Levy bereits mit sechzehn Jahren die Bedeutung seiner Stellung begriffen. Seine Lehrer und seine christlichen Freunde benahmen sich wohlwollend zu ihm und taten sich ingeheim etwas zugute darauf, daß sie so vorurteilslos dachten. An einem bestimmten, wenn auch schwer definierbaren Punkt hörte das Wohlwollen plötzlich auf. Sich darüber zu täuschen, war vergebens. Der junge Wolf von Harmsdorff ging eines Tages mit Tobias im Park des Schlosses spazieren, legte seinen

Arm um die Schultern seines Freundes und fing an, offen von der Zukunft zu reden, von Beruf, Ehe, Kindern, Reisen, kurz von einer Welt, die selbstverständlich, wenn man's auch offen nicht in Worte kleidete, für Tobias immer verschlossen sein würde.

„Ich gedenke die ganze Welt zu bereisen, bevor ich mich hier niederlasse. Du hast doch vor, Jus zu studieren, nicht wahr, Tobias? Gut. Du sollst mein Majorat verwalten, bis ich wieder heimkomme.“ Wolf glühte förmlich vor Wohlwollen. Tobias biß die Lippen zusammen in Bitterkeit. Hatte er doch sein ganzes Herz auf diese Freundschaft gesetzt. Jetzt war der Lohn: die Stellung eines vertrauenswürdigen Dieners. Der junge Baron sollte sich verrechnet haben. Tobias schützte Kopfschmerzen vor, und es trieb ihn heim. Er studierte mit kaltem Eifer. Blieb immer Primus in seiner Klasse. Das war er sich schuldig. Die Andersgläubigen konnten sich's erlauben, die Dinge auf die leichte Achsel zu nehmen. Sie mußten nicht Hundertfaches leisten, um eine Durchschnittsstellung im Leben zu erringen. Er träumte sich zurecht, einmal dem Richterstande anzugehören. Jeder intelligente, anständige Andersgläubige konnte in Preußen diese Laufbahn einschlagen; für einen Juden hieß schon die Hoffnung auf Anstellung in einem entlegenen Gerichtssprengel soviel wie ein Mustervorbild zu sein an Wissen, Gesetzeskunde, in Aalglattheit, Skrupellosigkeit und Kriecherei... So standen die Sachen. Ja. So und nicht anders. Das Leben bedeutete ihm eine Straße von Läden. Und um dort sich zu behaupten, mußte man Dinge kaufen. Es gab keinen andern Weg. Die Ladeninhaber waren ehrliche Leute und die Preise der Waren genau festgesetzt; für die Andersgläubigen gab's kein Gefeilsche. Wenn er einträte — er, Tobias Levy —, würden die Händler höflich und liebenswürdig sein, aber die Preise um das Fünffache hinauftreiben. Setzte er sich dann zur Wehr, würde man ihn sofort einen schäbigen Gesellen nennen und einen Saujuden; denn man sei

nicht verpflichtet, mit ihm Handel zu treiben, sondern täte es nur aus Herzensgüte. Zahlte er jedoch freudig den fünffachen Preis, dann würde man gut aufgelegt sein und sagen, für einen Juden sei er gar kein übler Bursche, und vielleicht wäre es ganz vernünftig, einträglich und menschlich, ihn hie und da und dann und wann zu gewissen Privilegien zuzulassen... Tobias blieb Primus, bestand mit siebzehneinhalb die Schlußprüfung *summa cum laude*; er hatte sich's vorgenommen, fünffachen Preis zu bezahlen... Bevor er noch als Student der Jura und Cameralia an die Universität Königsberg ging und noch ganz unter dem Gefühl eines kommenden Abschieds vom Elternhause stand, sprach er ausführlich mit seinem Vater über seine seltsamen niederdrückenden Entdeckungen. Ephraim, ein von Geschäften sehr in Anspruch genommener Mann — die Kinder kosteten immer mehr Geld, und einen Sohn auf der Universität studieren zu lassen, bedeutete große Ausgaben —, schloß eine Minute gequält die Augen. Dann richtete er sich auf, ganz verärgert. Als er die Augen öffnete, waren sie ein wenig blutunterlaufen. Halb abwehrend hob er die Hände und spreizte die Finger. „Was willst du? Bist du meschugge? Wie lange ist's her, daß die Russen uns die Kinder genommen haben, um sie fünfundzwanzig Jahre lang unters Militär zu stecken und gewaltsam zu taufen. Wie lang sind wir hier Bürger in Preußen, in einem Land voll Einsicht? Sollen sie dich vielleicht zum König machen? Wir sind *Jehudim*; wir sind in *Goles*. Du hast doch än jiddischen Kopp, und es gibt einen großen Gott über der Welt. Was brauchst du mehr!“

Tobias gab keine Antwort. Sein Vater war in sein ehemaliges Jiddisch verfallen, und irgend etwas in Tobias hatte sich in Pein gewunden. Er unternahm einen langen Spaziergang und grübelte nach, was er wohl gegen seines Vaters Argumente hätte vorbringen sollen. Es hatte alles ganz vernünftig geklungen, aber seine Seele lehnte sich auf dagegen. Warum wohl? Er

ging aus der kleinen Stadt hinaus über ein Feld und kam in ein Gehölz, das bereits die beginnende Herbstfärbung trug. Er setzte sich auf einen gefällten Baum und wühlte mit den Händen in dem abgefallenen Laub auf dem Boden. Er blickte einen schmalen Waldpfad hinunter in den dämmrigen, halb grünen, halb goldenen Glanz. „Deutscher Wald“ murmelte er vor sich hin —. Er war ein Jude, gewiß. Aber doch nicht in *Goles*; er empfand nichts von Verbannung. Die deutsche Erde und dieser Himmel und die Sprache waren seine eigenen. Das wäre die Antwort für seinen Vater gewesen. Aber der Vater hätte sie nie verstanden. Seines Vaters Herz und Gefühl empfanden die Verbannung und waren dankbar für Freundlichkeit und Frieden. Er, Tobias, aber war es nicht. Und so mußte es bei Vielen, Vielen sein, die ihm ähnlich waren...

Er wurde in Königsberg im Jahre 1869 immatrikuliert. Zuerst war er recht einsam. Er sah sich forschend um im Hörsaal. Unter den blonden Ostpreußen bemerkte er auch ein paar dunkelhaarige Köpfe. Die meisten von ihnen waren ungekämmt. Ob man ihnen wohl ansah, daß die Schläfenlocken fehlten? Diese Jünglinge aus Ostpreußen waren unglaublich arm, und Armut hat keinen Sinn für Reinlichkeit. Ihre Redeweise klang singend und hatte einen ausgesprochen jiddischen Akzent. Und wenn sie sprachen, lächelten selbst die ernsthaften Professoren ein wenig hinein in ihre goldenen oder grauen Bärte. Tobias fühlte sich abgestoßen von dem Anblick dieser jungen Leute und durch den Klang ihrer Stimmen. Er schämte sich ihrer. Schämte sich tief. Und wie oft sprach sein Vater ähnlich wie sie! Schämte er sich auch seines Vaters? Es zu leugnen half wenig. Er hätte sich auch seines Vaters geschämt, wenn er hier gewesen wäre. Er fürchtete sich, mit diesen jungen Russen in einen Topf geworfen zu werden. Wie würde es dann mit seiner Karriere aussehen! Und wenn seine Laufbahn nicht die eines Preußen,

eines Deutschen, sein würde, was stünde ihm dann bevor? Kümmel verkaufen oder ein Rabbi werden. Das konnte er aus innerlichen Gründen nicht. Dann lernte er Burghammer kennen. Eines Tages auf der Promenade, die durch Kant berühmt geworden war, trat dieser elegante junge Herr — Tobias hatte ihn bereits im Hörsaal gesehen — auf ihn zu, verbeugte sich, schlug die Hacken zusammen und sagte: „Hans Burghammer.“ „Tobias Levy“ auf dieselbe Art zu sagen, war nicht so leicht. Der junge Herr zog die Augenbrauen hoch. Ein Christ hätte das nicht getan. Tobias verstand genau, was die Geste sagen wollte. Ungefähr das: „Mein Lieber, das geht nicht, wenn du dir eine Zukunft schaffen willst, die mit deinen Fähigkeiten übereinstimmt.“ Eine leichte Vertraulichkeit bahnte sich an. Tobias saß in Burghammers eleganter Wohnung und hörte voll Erstaunen und mit tiefem, innerem Schmerz, aber doch zustimmend an, was sein Kollege sagte.

„Der Kümmel Ihres Vaters ist hervorragend. Alle Achtung. Mein Großvater war Althändler, machte in altem Eisen; sein Vater zog von Haus zu Haus mit einem Karren, um unbrauchbares Metall aufzukaufen. Er hieß Hamburger — Schmul Hamburger. Mein Großvater kam in die Höhe als Lieferant des Königs während der napoleonischen Kriege. Mein Vater, Kommerzienrat Heinrich Burghammer, vermehrte den Reichtum. Ich, mein Lieber, und meine Brüder und Schwestern sind *geshmatt* (getauft). Schon als Kinder natürlich. Man zwang uns zu keiner Heuchelei. Wir sind Protestanten. Alle Türen stehen uns offen. Die Junker schneiden uns in sozialer Hinsicht, außer, wenn sie uns brauchen, aber die Regierung steht auf unserer Seite. Man braucht unsere jüdischen Köpfe. Graf Bismarck fragt meinen Vater zweimal im Monat um Rat. Mein Vater beschaffte das Geld für den österreichischen Krieg im Jahr 1866. Wenn's wieder einen Krieg gibt, werde ich Offizier. Warum ich nicht zu Hause bleibe in Berlin? Weil mein soziales Leben dort

sich mit meinen Studien nicht verträgt. Ich habe keine Lust, ein Tagedieb zu werden, wie so viele Söhne der reichen Gojim. Ich will mich bemühen, meinem Haus eine Stütze zu werden. Übrigens: der Kümmel Ihres Vaters ist ausgezeichnet. Ich muß mir noch ein Gläschen einschenken.“

Tobias starrte auf den Teppich. Irgend etwas drängte ihn zu den Worten: „Meine Großmutter väterlicherseits — ich hab’ sie natürlich nie gekannt — ging nach Jerusalem, um dort ihr Leben zu beschließen.“

Burghammer ließ ein sympathisches Lachen hören. „Wie rührend! Meine Schwester, die viel liest, sagt mir, daß man in den Büchern viel Freundliches über die alten Gebräuche geschrieben findet von gewissen Historikern.“ Er blickte seinen Freund mit einem leicht überheblichen Lächeln an. „Aber warum sollten wir uns durch solche Sitten gebundener fühlen, als aufgeklärte Christen es tun hinsichtlich abergläubischer Gebräuche ihrer Vorfahren. Eine Frage, über die Sie gelegentlich nachdenken sollten.“

Tobias sprang auf. Das erlösende Wort war gefallen. „Sie haben recht,“ sagte er, „tausendmal recht. Ich sehe jetzt meinen Weg genau vor mir.“

IV

1870. Für König und Vaterland! Solange die Deutschen zurückdenken konnten, immer hatte ihr Vaterland geblutet und gelitten unter dem Tritt der Franzosen. Ein Tag der Vergeltung brach an. Ein Aufbruch der Gefühle. Die Studenten erhoben sich. Als die blonden Jünglinge hörten, daß Tobias in seine Heimat eilen wollte, um sich der Fahne anzuschließen, umarmten sie ihn auf offener Straße. Burghammer nickte mit ernster Miene. „Ich freue mich. Das wird ein großer Krieg werden. Ganz anders als der in den Jahren 1864 oder 1866. Wenn wir uns tadellos führen, so wird unsere Stellung im neuen Kaiserreich

unantastbar sein. Wir kämpfen nicht nur für unser Vaterland, sondern auch für unsere Position im Vaterland.“ Tobias nickte. Es zog ihm die Kehle zusammen. Stumm umarmten sich die beiden jungen Leute. Vielleicht würden sie sich auf dem Felde der Ehre begegnen.

Im Zug nach Insterburg nahmen einige Jünglinge Tobias in die Mitte. Sie waren ein wenig beschwipst. Tranken Brüderschaft miteinander. Ein junger Korpsstudent hielt eine dröhnende Rede. „Konfessionen gibt es nicht mehr — Katholiken, Protestanten, Israeliten — wir sind Deutsche!“

Lieb Vaterland magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Wieder und wieder mußte Tobias Tränen der Freude und Begeisterung zurückdrängen...

Zu Hause. Gott im Himmel, was war das für ein Heim? Seine Mutter, sonst so würdevoll und gefaßt, weinte und jammerte. Ihr einziger Trost war, daß Samuel, ihr zweiter Sohn, noch zu jung war, um als Soldat ausgehoben zu werden, und außerdem kurzsichtig und plattfüßig. Tobias ballte die Fäuste. Gott sei Dank, daß er selber nicht die Plattfüße eines *Medine-gebers* (Hausierers) hatte. Aber sein Vater machte ihn noch verzagter als die Mutter; er blickte finster und wütend drein. Ein Ausdruck bitterster Verachtung lag in seinen Augen. „Müssen sich denn die Gojim immer totschiagen?!“ Tobias biß sich auf die Lippen. In harten kurzen Worten versuchte er seinem Vater klarzumachen, wozu ein deutscher Jude in einem geschichtlichen Augenblick wie diesem verpflichtet sei. Ephraim, mager und schwarz, stand am Fenster und starrte hinaus. Wie es Tobias schien, in eine Ferne, zu der er selbst keinen Zutritt mehr hatte. Dann wandte er sich an seinen Sohn. „Stuß! Alles schon dagewesen. Wann hat je ein Krieg etwas anderes gebracht als Übel? Ich geh' in die *Schul*.

Willst du mitkommen?“ Tobias gab keine Antwort. Er stand unbeweglich da, als sein Vater langsam das Zimmer verließ.

Das war ihr Abschied. Während der kommenden Tage wechselten sie kaum ein Wort. Als das Regiment auszog, war nur Tobias' Mutter zur Stelle, um ihm weinend Lebewohl zu sagen. Das Herz voll Erinnerung an die wundersamen letzten Tage in Königsberg, stürzte sich Tobias in die Schrecknisse einer würgenden inneren Angst vor Blut, Rauch, Gestank und Typhus, die bald in Wildheit überging. Von seiner Kompanie abgeschnitten, eine Minute lang in einem Sturmangriff über die Grashügel zu Gravelotte, stieß er auf zwei zitternde französische Knaben, so verwirrt und erschüttert wie er selbst. Plötzlich erinnerte er sich an Burghammers Worte. Er riß das Gewehr von der Achsel und erhob sich aus dem Gras. Die beiden jungen Franzosen krümmten die Schultern und warfen die Hände hoch. Er und sie, wie sich später herausstellte, waren verwundet und mußten ins Lazarett gebracht werden. Aber er hatte als Einzelner zwei Gefangene gemacht. Er wurde wegen seiner Tapferkeit belobt und vorgerufen, und ein Oberst heftete ihm das Eiserne Kreuz an die Brust im Militärspital zu Mainz.

V

Tobias nahm teil am Einzug der siegreichen Armee in Berlin. Er schrieb an seinen Vater und bat, wieder wie einst, in Königsberg weiterstudieren zu dürfen. Er richtete nur kurze Briefe jeden Monat an seine Eltern, kehrte aber niemals mehr nach Haus zurück. Er wurde beinahe eine Legende für die Mutter, die ihn unter dem Herzen getragen. Noch vor Ablauf von zwei Jahren schrieb er heim, daß er keinerlei Geldunterstützung mehr brauche. Und nach fünf Jahren fing er an, größere Summen zu schicken für die

Erziehung seiner Brüder und Schwestern. Im Jahr 1880 teilte er seiner Familie mit, er gedenke, Else Burghammer, die Tochter seines Freundes und Wohltäters, des Geheimrats Heinrich Burghammer, zu heiraten und aus finanziellen und gesellschaftlichen Gründen den Namen seiner Gattin anzunehmen. Er verschwieg, daß er bereits einige Monate vorher sich von dem später als Antisemiten bekannten Pastor Stöcker hatte taufen lassen. Als dieser Brief kam, wandte sich Ephraim erschüttert an seine Gattin. Stumm hatte er die Zeilen überflogen. Sein Gesicht wurde dunkelrot. Er hob die Arme, schrie mit lauter Stimme: „Möge sein Name ausgetilgt sein! Er ist *geshmatt*.“ Langsam und schleichend hatte sich diese einst so helle und jetzt mit einemmal feindselige Welt für Ephraim verwandelt, jetzt zerriß er seine Kleider und streute sich Asche auf das Haupt, als sei sein Sohn gestorben... Das antisemitische Geschrei der Presse und der Kanzelredner, das zunehmende Gebrüll der rassebewußten nordischen Stämmlinge — alles das berührte das Leben des hervorragenden Juristen Theodor Burghammer und seiner Familie nicht im geringsten. Sein Bruder Samuel Levy übersiedelte nach Berlin und eröffnete ein Ladengeschäft auf dem Moritzplatz; er erfuhr es erst, als eines Tages Samuel mit schmerzverzerrtem Gesicht in seine Kanzlei kam und um Hilfe bat. Burghammer gab seinem Bruder eine größere Summe Geldes, als dieser jemals gesehen, mußte aber in einer dringenden Angelegenheit wegeilen. Er bekam Samuel nie mehr zu Gesicht. Im Jahre 1890 traf ihn die Nachricht, seine Mutter sei gestorben. Er fuhr zum Bahnhof und kaufte eine Fahrkarte I. Klasse. Ging auf dem Bahnsteig auf und ab und blickte lang dem schwarzen Eisenbahnzug nach in der schlecht beleuchteten Station. Dann zerdrückte er die Fahrkarte in der Hand, ging hinaus in die Straßen der Stadt und fuhr mit einer Nachtdroschke nach Hause. Er ließ seinem Vater telegraphisch Geld

anweisen; es kam zurück ohne ein Wort. Im Monat darauf wurde er zum Justizrat ernannt.

Sein Schwiegervater starb, und seine Gattin erbte ein großes Vermögen. Die Burghammers bauten sich ein Palais in der Tiergartenstraße, und das ganze literarische und kunstsinnige Berlin drängte sich in ihrem Empfangsraum. Burghammer und seine Gattin, beide Christen und Preußen, konservative Stützen des Kaiserreichs, des Throns und des Altars, standen in ihren glänzenden Salons; plötzlich sah der große Jurist nicht nur seine Gäste als solche, sondern sah — sah für einen Augenblick mit nachdenklichen Augen: Musiker, Schriftsteller, Schauspieler, Publizisten, Gelehrte, Juristen — lauter Juden. Nur ein paar Andersgläubige. Jawohl, vier oder fünf — Schmarotzer und Bittsteller. Theodor Burghammer brach in ein lautes rauhes, unmotiviertes Gelächter aus. Er faßte sich schnell... Seines Weibes schöne dunkle Augen ruhten auf ihm; er liebte sie...

Er liebte sie und seine beiden Jungen, seine dunkelhäuptigen schönen Söhne heiß, die er hatte taufen lassen, als sie noch Säuglinge waren. Die Knaben wuchsen auf. In der Schule hatten sie Gojim zu Freunden. „Auch wie ich — Tobias Levy — einst,“ dachte ihr Vater bei sich. Er stellte sich ihre Zukunft vor. Würden sie, wie er, in einer Welt von Gespenstern und einer Welt der Lüge leben — einer Welt, die mit dem Brustton der Überzeugung beteuerte, echt zu sein, trotzdem in ihr niemals das Raunen einer seltsamen Wirklichkeit verstummte, die da anmutete wie ein geheimes Schamgefühl und zugleich wie der Drang, sich losreißen zu müssen von einer Spannung, zu groß, um länger erträglich sein zu können!? Vielleicht stand den Knaben ein besseres Schicksal bevor. Keine quälenden Erinnerungen lasteten auf ihnen. Keine Sabbatkerzen schienen ihnen über den Weg. Keine jüdischen Worte, von Mutterlippen ausgesprochen, klangen wider in ihren Herzen...

Burghammer wurde in späterer Zeit ein hochangesehener Mann, wurde eingeladen an die Tafel des Königs, wurde ein Freund und Gesellschafter Walter Rathenaus. Hätte es nicht eine kleine Intrige im dunkeln Palais auf dem Schloßplatz gegeben, er wäre zum Staatsminister ernannt worden. Ganz im Dienste seines Vaterlandes aufgehend, begann er sein Tagewerk früh am Morgen und endete es spät. Seine Söhne bekam er nur selten zu Gesicht. Immer saß er in seinem Arbeitszimmer, und es gab Augenblicke, wo er plötzlich seine Hände auf den Schreibtisch sinken ließ, sie wieder hob, um sich an den Kopf zu greifen. Dann mußte ein Geheimgent für ihn ausfindig machen, wo seine Brüder und Schwestern seien, und die Levys bekamen große Summen Geldes, ohne daß sie wissen sollten von wem.

Sie errieten natürlich, wer ihr Wohltäter war, und schrieben ihm im Jahre 1910, daß sein Vater Ephraim, der Sohn des Wilnaer *Melamed*, im Alter von 82 Jahren zu seinen Vätern versammelt worden war ... Der Justizrat sagte es nicht einmal seiner Gattin. Sein jüngster Sohn, der weitbekannte Sportsmann Kurt Burghammer, stand im Begriff, Sybil Ratislaw, die Tochter des Lords Ratislaw of Coomb, zu heiraten, die er bei einem großen Tennismatch in England kennengelernt hatte. Der Zeitpunkt war nicht geeignet, in fremdartigen und seltsamen Erinnerungen zu schürfen: Burghammer sah die beiden schlanken, schönen, jungen Europäer vor sich stehen und dachte bei sich, ob wohl je ein Mensch auf den Gedanken kommen könnte, sie seien Beide Abkömmlinge Reb Chaim Bratzlavers, des Wilnaer Schnapsbrenners. Unwillkürlich legte sich ein Zug von Ironie um seinen Mund. ‚Warum eigentlich?‘ fragte er sich. ‚Warum?‘

Er war jetzt ein alter Mann, und die Jahre vergingen wie eine Vision, wie ein Traum. Wieder wie einst in seinen Jugendtagen galt es, das Vaterland zu verteidigen. Die alten Gefühle waren in ihm nicht er-

storben. Er gedachte des Jahres 1870; besaß das Eiserne Kreuz. Er billigte nicht die Politik seiner Regierung, aber da der Krieg nun einmal da war, stellte er sich, sein Vermögen und seine Söhne dem Vaterland zur Verfügung. Sein erster Sohn, Alfred, befand sich in Sicherheit beim Generalstab, aber Kurt war ein Rivale des großen Richthofen und hatte bereits achtzehn feindliche Flugzeuge abgeschossen. Das Ende seiner Laufbahn lag auf der Hand. Doch der Justizrat verstand die Sorglosigkeit seines Sohns nur zu gut. Sybil, die Engländerin, die ihr Gatte anbetete, war nach Holland geflohen...

Es war im Herbst 1917. Justizrat Burghammer saß zu Hause in seinem Studierzimmer. Durch das große Fenster sah er die bronzenen und gelben und goldenen Blätter der Bäume im Tiergarten schimmern in den letzten Strahlen des winterlichen Sonnenuntergangs. Sein weißer, fast durchsichtiger greiser Kopf schien zu lauschen. Herrschte nicht ein ungewöhnlicher Lärm in der Stadt? Man hatte es bereits vorausgesagt. Wie hätte es auch anders kommen können! Hatte je in der Geschichte ein großes Volk so gehungert und gelitten wie dieses? Jetzt schien seine Geduld zu Ende zu gehen. Der Mob aus dem Osten der Stadt zog in die westlichen Viertel. Burghammer wußte, daß die Regierung alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte... Aber er war traurig, tief betrübt in seiner Seele... Er saß bewegungslos da. Der Lärm zog näher und näher. Plötzlich, wie zerfetzte Begräbnisfahnen im Winde, fegte ein Pöbelhaufen um die Ecke und machte halt vor seinem Hause. Ein Gemurmel und Stöhnen und ein Geheul wie von wütenden Hunden schlug an die Ohren des Justizrats. Dann der schrille, verrückte, hysterische Schrei eines Weibes: „Die verfluchten Juden mästen sich, während unsere Kinder Hungers sterben.“

Der Justizrat stand langsam auf und ging ans Fenster. Dort blieb er aufrecht und ernst stehen. Ein Stein krachte durch eine Scheibe über seinem Kopf.

Ein zweiter kam geflogen, ein dritter. Aber sie waren von wilden schwachen Händen geschleudert und verfehlten ihr Ziel. Dann das Klingen von Eisen auf dem Asphalt, und die berittene Polizei galoppierte um die Ecke und ritt mit gezogenen Säbeln hinein in die dunkle, verzweifelte, plötzlich totenstille Menge zerlumpter, hungriger Menschen. Der Justizrat bedeckte das Gesicht mit den Händen ...

Er ging zurück an seinen Mahagonischreibtisch, setzte sich langsam nieder, ließ das Licht unangezündet. Seine Frau war im Hospital, das sie gegründet hatte und erhielt, und arbeitete dort über ihre Kräfte und versuchte, die Tragödie Kurts und Sybils zu vergessen ... Ein leises Klopfen an der Tür. Ein Diener trat ein, knipste eine kleine Lampe an und legte ein Telegramm vorsichtig auf den Tisch vor seinen Herrn. Er war ein deutscher Junge, der seinen rechten Arm in einer der ersten Schlachten in Flandern verloren hatte. Niemand sonst hätte ihn angestellt. Er war Burghammer tief ergeben. Er blieb einen Moment stehen, und seine Augen und die seines Herrn begegneten sich. Burghammer verstand. Er hatte es kaum nötig, das Telegramm zu öffnen, um die schrecklichen Höflichkeitsphrasen zu lesen: „Tiefstes Beileid... ruhmvoller Tod auf dem Felde der Ehre... siebenundzwanzig Flugzeuge... zu Ehren des Toten das Eiserne Kreuz I. Klasse und...“ Aus Burghammers alten Händen fiel das Papier auf den Boden. Sein Blick wanderte umher. Der Diener war fort. Ja, ja, natürlich, Kurt tot. Er hob das Gesicht, und ein trockenes Seufzen erschütterte seine gebrechliche Gestalt. Dann drangen Worte aus seiner Brust, Worte, die er seit fünfzig Jahren nicht mehr gehört hatte, und er streckte die Arme aus und rief mit lauter Stimme: „*Shmah Jisroel*“

VI

Ich kann die Geschichte der andern Kinder Ephraim Levys, des Sohnes Mendels, des *Melameds*, nicht in allen Einzelheiten schildern.

Tobias war der einzige, der, wie sein Vater sagte, der Großmutter Braine ähnelte; ein Umstand um so seltsamer, als Ephraim oft seinen Erstgeborenen unter die Erde gewünscht hatte. Die andern Kinder taten sich weder im guten noch im bösen Sinne besonders hervor, und alle, den einen ausgenommen — wenn auch nicht durch eigenes Zutun —, waren ihres Vaters Trost in seinem Alter. Samuel, nur zwei Jahre jünger als Tobias, wurde ebenfalls auf das deutsche Gymnasium geschickt; aber er hatte, wie die Lehrer sich ausdrückten, einen „harten Kopf“. Er lernte schwer und machte wenig Fortschritte. Anfänglich trieb ihn seine Mutter deswegen an, aber Tobias' Verschwinden aus dem Elternhause nach dem Krieg von 1870 dämpfte Hannahs heißen Ehrgeiz, und sie schien zufrieden zu sein, als Samuel in ein Kleidergeschäft eintrat. Von da übersiedelte der junge Bursche nach Berlin und heiratete eine Frau, die, zwar viel älter als er, immerhin aus einer guten Familie stammte und eine Mitgift von mehreren tausend Talern in die Ehe brachte, womit er einen eigenen Laden aufmachte. Das Geschäft ging nicht besonders gut, denn Samuel war ein schwerfälliger, verträumter Mensch, auf dem das Alter seiner Gattin lastete. Er liebte die drei Kinder, die in schneller Folge auf die Welt kamen, mit fast überschwenglichem Herzen, aber er konnte für ihr Wohlergehen nicht die rechte Energie aufbringen und auch nicht den nötigen Vorausblick. Keiner der Levys verfügte über viel Geschäftssinn. Das Geschäft ging zugrunde. Samuel machte auf dem Moritzplatz einen neuen Laden auf dank dem hohen Scheck seines Bruders Tobias und schlug sich durch, bis seine Kinder erwachsen waren und seine Frau starb. Seine Tochter und seine beiden Söhne — vernünftige Durchschnittsmenschen

ohne besondern Ehrgeiz — heirateten in ihrem Rang aus der Berliner jüdischen Mittelklasse, benahmen sich anständig, gehörten einer zweitklassigen reformierten Synagoge an, feierten Neujahr und Versöhnungstag, aßen *trefe*, als sei das selbstverständlich, rissen jüdische Witze, ließen ihren Kindern die beste Erziehung angedeihen, standen ihrem Vater in seiner Hilflosigkeit freundlich bei und erleichterten ihm das Leben. Er erlebte es noch, daß einer seiner Enkel ein hervorragender Violinist wurde, und schwor, der Junge sei das Ebenbild des Großvaters Ephraim Levy, *olov hasholem*...

Tobias' und Samuels zwei Schwestern hatten ein sehr verschiedenes Schicksal. Rosa, die jüngere und hübschere, verliebte sich in einen jungen Kommis in Insterburg namens Martin Jüdel. Er war blond und hielt sich für einen sogenannten „verfluchten Kerl“ von nordischem Aussehen. Mit der bescheidenen Mitgift, die Rosa mitbrachte, gründete er in Königsberg eine kleine Schürzenfabrik, vernachlässigte aber bald sein Weib und sein Geschäft. Um sein deutsches Aussehen noch zu unterstreichen und seinem fürchterlichen Namen ein Gegengewicht zu geben, spielte er sich auf den „Cavalier“ und füllte das Haus mit Jagdhunden an. Dies Gebaren, das so ganz im Widerspruch stand zu seiner jüdischen Natur, führte zu einer so zerrüttenden Selbstqual und zu einem so Außersichgeraten, daß sich Rosa, die im achten Monat schwanger war, die Treppen hinabstürzte und an den Folgen einer Frühgeburt starb...

Bertha, die erste Tochter Ephraims und Hannahs, legte von frühen Jahren ihres Lebens an eine durch nichts zu erschütternde eigenwillige Urteilskraft an den Tag. Mit hohem Ernst in Haltung und Rede beurteilte sie das verschiedenartige Schicksal ihrer älteren Brüder. Sie hing sehr an ihrem Vater, mit dem sie oft lange Spaziergänge unternahm, sprach jiddisch mit ihm und verletzte dadurch die Gefühle ihrer Mutter. Sie blieb unverheiratet — etwas Unerhörtes —

bis zum sechsundzwanzigsten Jahr und nahm dann einen talmudischen bettelarmen Studenten zum Manne, der aus Warschau nach Insterburg gekommen war. Ihr Vater schwankte ihretwegen hin und her zwischen geistiger Befriedigung und weltlicher Sorge. Aber sie erklärte ihm, ihre Mitgift würde für sie und Benjamin Krakauer, ihren Gatten, für sechs Jahre reichen, und während dieser Zeit rechne sie bestimmt darauf, daß er eine gute Anstellung bekommen werde. Und sie sollte recht behalten. Krakauer hatte sich für alle öffentlichen deutschen Prüfungen sorgfältig vorbereitet. Nach drei Jahren machte er das Doktorat für semitische Sprachen an der Universität Breslau und etablierte sich dort als Privatdozent an der Universität und wurde zugleich Rabbiner an einer kleinen orthodoxen Gemeinde. Nach weiteren vier Jahren ernannte ihn der Hochschulsenat in Würdigung seiner Veröffentlichungen zum außerordentlichen Professor. Ephraim war bereits hochbejahrt, als ihn die Krakauers zweimal überredeten, sie in Breslau zu besuchen. Und diese beiden Besuche gaben ihm die Sicherheit, daß er in Frieden würde sterben können. Sein eigenes Leben, sagte er, als er sich das erstemal offen aussprach, erschiene ihm als ein großer Mißgriff; den in seinen Augen so schrecklichen Abfall des Tobias empfand er als eine Strafe für seine Sünden. In den alten, längst vergangenen Tagen in Wilna hatten er und Hannah, als sie noch seine Braut gewesen, von einer schönen Zukunft geträumt; hier im Hause Krakauer sah er diesen Traum verwirklicht, schöner verwirklicht, als er und Hannah gehofft hatten. Das Haus war voll von Büchern aller Sprachen Europas, und doch war es ein jüdisches Haus geblieben. Die Küche war koscher, nicht, weil Benjamin und Bertha unumstößlich geglaubt hätten, die sechshundertdreizehn Gebote seien wirklich göttlichen Ursprungs, sondern weil sie der Ansicht waren, der Tag sei noch nicht gekommen, an dem sich Israel lossagen dürfte von den Banden geistlicher Unantastbarkeit und gemeinsamen Sinnes.

Ihre Kinder gingen in deutsche Schulen, aber zu Hause wurden sie von einem Lehrer in Hebräisch unterrichtet und konnten jiddisch sprechen. Es konnte dem alten Ephraim nicht entgehen, daß es das einzige jüdische Haus war, von dem er je gehört, das andersgläubige Freunde und Kollegen seines Schwiegersohnes nicht aus Herablassung oder als Schmarotzer besuchten, sondern als gleichgesinnte Menschen. Angesichts aller dieser Umstände vergoß der alte Mann Tränen. Er erzählte Benjamin die Geschichte Mendels, seines Vaters, und Braines, seiner Mutter, und erwähnte oft seinen Großvater mütterlicherseits und dessen geheimnisvolle Lade aus geschnitztem Holz. Seufzend hörte Benjamin von dem Verlust des kostbaren Manuskriptes der Haggada und der noch wertvolleren historischen Pergamentrolle, über die Ephraims Großvater am Vorabende jedes Versöhnungstags Tränen geweint. Ephraim bat die Krakauers, sie möchten sich, wenn er stürbe, an seinem Totenbett versammeln, damit sein Hingang nicht einsam sei. Bertha drückte ihm die Augen zu, und Benjamin Krakauer las die Totengebete an seinem Grabe.

VII

Noch habe ich Jacobs nicht Erwähnung getan, des Spätgeborenen Ephraims und Hannahs. Warum war er nicht beim Tode seines Vaters zugegen? Seit vielen Jahren hatte man wenig von ihm gehört. Und das wenige, ein Brief oder ein kleines Geschenk alle zwölf Monate oder so, war schon viel. Ephraim hegte ein gewisses Mißtrauen seit den Erlebnissen mit Tobias gegenüber allen Zeichen freundlicher Gesinnung, die aus einer ihm innerlich fremden Welt kamen. Jacob war ein Sorgenkind gewesen und ein Rätsel seit Anbeginn. Von allen Kindern der Levys war er das einzige blonde, und wenn auch nicht ausgesprochen hell, so doch nicht wirklich dunkel. Mit einem halb bitteren Lächeln hatte einmal sein Vater zu der Mutter

gesagt: „Ich hab' nie blonde Juden leiden können.“ Um so zärtlicher hatte bei diesem Wort Hannah das Baby an ihre Brust gezogen. Aber die Sorgen ließen nicht lang auf sich warten. Jacob hielt sich vom *Cheder* fern und später von der Schule und lief den Stadtmusikanten nach, mit einem Stück Holz vor dem Mund eine Trompete nachahmend. Nur mit größter Schwierigkeit konnte man ihm das bißchen Wissen beibringen, das für seine *Bar-mitzvah* nötig war; jahrelang saß er in der Schule immer in derselben Klasse. Ein hoffnungsloser „*Schlemihl*“, der — Gott soll hüten — drei Jahre beim Militär würde dienen müssen mit Bauern und dem Auswurf der Städte zusammen, die ihn verhöhnen und quälen würden, wie man ihm vorhielt. Aber Jacob war nicht zu überreden, diese Dinge ernst zu nehmen. Er verschaffte sich eine billige Fiedel und kratzte darauf. Und als sich nach der *Bar-mitzvah* sein Vater nach einem anständigen Kaufmann umsah, bei dem er ihn in die Lehre geben könnte, bat Jacob, der städtische Kapellmeister möchte ihn doch anstellen. Er ging selbst zu ihm, aber der Mann wollte nichts davon hören. So sah er sich denn gezwungen, in einem Ausschnittwarenladen zu arbeiten.

Er wuchs zu einem hübsch aussehenden Jüngling heran mit seinen grauen Augen, dem sandfarbenen Haar, der wenig auffallenden Nase und der schlanken Gestalt. Er hatte die breite, zu seinem blonden Typus passende muskulöse Hand und nicht die nervöse, feingliedrige, orientalische Gelehrtenhand seines Vaters oder seines Bruders Tobias. Mit diesen Händen maß er die Kleiderstoffe ab für die Bauernweiber und die Stadtfrauen oder Mädchen, und wenn diese seine Hände sahen und in seine grauen Augen blickten, hielten sie ihn immer für einen der Ihrigen.

Im Frühling seines achtzehnten Jahres ging er hinaus in die milde Dämmerung, um unter den blühenden Linden die kleine Miene zu treffen, ein Mädchen, das weder lesen noch schreiben konnte. Sie fragte ihn nie

nach seinem Namen, und der ihrige war ein unaussprechbarer litauischer. Sie trug lange blonde Zöpfe und hatte süße zarte Lippen und Brüste. Einen ganzen Monat hindurch lebte Jacob in der tiefen Glut und innigen Poesie unverdorbener Instinkte dahin und kümmerte sich weder um die Vergangenheit noch um die Zukunft. Dann kam der Krach. Er ging nach Hause und sah seinen Vater geisterbleich und umringt von ein paar litauischen Schiffern — großen, verschwitzten, unförmigen Riesen. Sie warfen Jacob einen bösen Blick zu, wandten sich aber sogleich wieder an Ephraim: „Geld her, Jud!“ Und sie erhoben ihre roten Fäuste, die aussahen wie die Kniegelenke von Kälbern in einem Metzgerstall. „Noch mehr Geld!“ Dann spuckten sie verächtlich aus, bekreuzigten sich und trampelten hinaus.

Vater und Sohn blickten sich wortlos an. Ephraim war totenblaß. Jacob sah plötzlich die nackte Wirklichkeit der Welt und seines Tuns. Der Rückschlag war für ihn: ein ungeheurer kalter Ekel. Er alterte förmlich in dieser stummen Minute. Sein Vater sagte:

„Ich hab' ihnen hundert Taler gegeben. Das wäre an sich nichts, aber sie sagen, du mußt fort und darfst dich nicht mehr blicken lassen.“

Ein Entsetzen, das er lang in seinem Innern vorausgeahnt, aber von sich geschoben, fuhr in ihm hoch.

„Ich will gehen. So brauch' ich wenigstens nicht drei Jahre beim Militär zu dienen, was ich sowieso bald hätte müssen. Ich will nach Amerika.“

Ephraim runzelte die Stirn. „Wenn du dich von den Soldaten drückst, kannst du nie mehr zurückkommen!“

Jacob blickte starr drein. „Brauch' ich auch nicht. Wie die Hunde behandelt man uns hier. Ich muß in ein freies Land gehen.“

Ephraim schüttelte den Kopf. Er erinnerte sich an die bittern Worte seines Sohnes Tobias. Er hatte sich mit dem Exil in diesem Lande abgefunden. Die Last war leicht genug. Das käme davon, warf er Jacob vor,

wenn ein Jude nicht lang genug studiere, um sich frei zu machen von dreijährigem Militärdienst, oder wenn er eine *Schikse* (christliches Mädchen) von niedrigster Herkunft verführe. So ein Jude täte in keinem Lande gut. Jacobs Miene straffte sich. „Du wirst sehen, Vater! Hilf mir, daß ich weg kann.“ Er widerstand den Bitten seiner Mutter, widerstand noch fester seines Vaters wortlosem sorgenvollem Gesicht. Sie stateten ihn aus, so gut sie konnten. „Wie den Sohn eines reichen Mannes“, sagte Hannah unter strömenden Tränen. Sie gaben ihm fünfhundert Taler und ihren Segen. Er wandte sich nach Berlin und forschte nach Tobias — gemäß der letzten Adresse, die ihm seine Eltern genannt. Das war ein paar Monate vor Tobias' Hochzeit mit Else Burghammer. Er war ausgezogen und hatte keine Adresse hinterlassen. Jacob biß die Zähne zusammen. Gut so. Er würde seinen Weg auch ohne Tobias' Hilfe finden.

Er fuhr dritter Klasse nach Hamburg, und zwei dicke Männer zwinkerten sich zu, als sie ihn sahen, und begannen, schmutzige, beleidigende, faule Geschichten einander zu erzählen, in denen ein Jude immer die Rolle eines Diebes, eines Feiglings, eines Kriechers spielte. Jacob floh ins nächste Abteil. In Hamburg duldete es ihn nicht. Er bestieg das erste beste Schiff. Es war milde Sommerszeit bei der Überfahrt, und nach den ersten paar Tagen war Jacob frei von Seekrankheit. Er reiste nicht Zwischendeck, sondern zweiter Klasse. Die Stewards benahmen sich höflich und die Mitreisenden desgleichen. Jacob ballte die Fäuste und warf sich in die Brust. Ging er doch in ein freies Land, wo solches Benehmen selbstverständlich war. Er konnte es verlangen, wenn ihm Gott half. In Europa gab's überall Hindernisse: Vorurteil, Militärdienst, Beleidigung da und dort. Vielleicht war er doch kein solcher *Schlemihl*, wie sein Vater befürchtete. Nein, er wollte eine Ehre werden für seine Eltern, und sei's auch in einem fremden Land...

Man wechselte ihm sein Geld an Bord, und er kam an

in Newyork am 2. August 1879 mit dreihundertzehn Dollars in der Tasche. Mit einem Gefühl der Erleichterung und der Hoffnung, fast sogar mit dem einer gewissen Weihe, setzte er seinen Fuß auf den Boden des Landes der Freiheit.

Drittes Buch

I

Ein jüdischer Arzt hat entdeckt und beschrieben, welche Rolle im Seelenleben eines Menschen das Gefühl der Minderwertigkeit spielt. Alle Menschen können eine solche seelische Wunde als Folge einer bestimmten Ursache davontragen, aber fast jeder Jude erleidet sie, ohne daß eine besondere Ursache zu finden wäre. Man muß aber noch feiner unterscheiden. Wird die Ursache aufgedeckt, so ist das Gemüt beruhigt; erkennt man sie nicht, so lehnt sich die Seele auf. Ein Kassier, der mit dem Geld der Firma spekuliert, erschrickt beim Anblick eines Schattens; erkennt er, daß es nur ein Schatten ist, atmet er erleichtert auf. Der Jude erschrickt ebenfalls vor einem Schatten, auch wenn er unschuldig an einer übeln Tat ist; er haßt den Schatten, haßt sich selbst und haßt die Welt der Schatten. Er muß es überwinden; er wird anmaßend und erklärt, daß alle Dinge in schattenlosem Lichte glänzen. Dadurch entstehen verwickelte seelische Erkrankungen: plötzliches, unbegründetes Mißtrauen; Furcht vor der Angst; Sühnegefühle bei mangelndem Glauben; Wut, scheinbar gegen andere gerichtet — in Wirklichkeit aber gegen das eigene Selbst; Überempfindlichkeit auf tausenderlei verzwickte und widerspruchsvolle Art... Der übliche Vorwurf der Feigheit trifft nicht den Fall. Eine gerechte Abschätzung der Gefahr ist nötig, wenn

das Leben in richtigen Bahnen laufen soll. Furcht und Zurückbeben vor irgend etwas und ohne unmittelbare Ursache, sind Kennzeichen, daß unheilvolle Sterne über dem Schicksal der Art gewaltet haben...

Tausend Jahre regelmäßig ausbrechender Verfolgung, fortgesetzt bis zum heutigen Tage durch Pogrome z. B. in Rumänien, haben in den Juden das Minderwertigkeitsgefühl verursacht und einen beständigen Willen nach Ausgleich. Aber in Wirklichkeit liegen die Ursachen noch weiter zurück. Die Beni Israel waren seit Anbeginn ein schwaches Volk. Was will's besagen, daß sie in ihren gesündesten und entschlußreichsten Tagen einst einen Streifen palästinensischen Hügellandes uneinigen und barbarischen Häuptlingen abjagten! Kaum hatten sie ihren kleinen Staat gegründet, fielen schon die Schatten Ägyptens und Babylons auf sie und löschten sie beinahe aus. Einst schlugen sie einen assyrischen König zurück und schrieben das Verdienst am Erfolg ihrem Gotte zu. Demut und Zerknirschung war ihr tägliches Brot. In den frühen Tagen Davids hatten sie noch nicht einmal ganz Jerusalem in Besitz. Salomo, ihr einziger, kurzer, weltlicher Glanz, mußte sich Arbeiter und Material von einem syrischen König für seine Bauten ausleihen. Sie selbst waren unfähig in allen Dingen, die mit den Händen geschaffen werden mußten. Es ist sehr fraglich, ob sie überhaupt jemals gute Kämpfer waren. Sie kämpften nie, außer gegen Übermacht. Dann gerieten sie in die babylonische Gefangenschaft. Das war das Ende des kurzen Traums von Ebenbürtigkeit mit andern Völkern. Die letzten Kriegshelden, an die sich die Juden erinnern können, Judah Makkabi und Bar Kochba, kämpften für eine verlorene Hoffnung, waren Heroen des Rückzugs, verurteilt zur Niederlage, ehe noch eine Bogensehne gespannt oder ein Speer geschleudert wurde...

Sie zitterten und sangen ihre Bußpsalmen, vergüteten, ersetzten und befreiten sich selbst, indem sie die Wurzel aller Gerechtigkeit entdeckten: Gewalt ist

böse, Krieg ist Sünde, widerstandslose Märtyrerschaft ist Triumph, Sieg ist Niederlage, und Erfolg ist Verlust. Sie werteten den Wert einer kriegerischen Welt um, indem sie ihn leugneten. Aber ein solcher Prozeß vollzieht sich nur in winzigen Schritten; Gipfelpunkte zeigen sich nur in vereinzelt Individuen: Jeremiah, Jesaias, Jesus, die Märtyrer der Kreuzzüge, die frühen chassidischen Rabbinen, Pazifisten und Freiheitsverherrlicher da und dort. In einer Welt voll Gewalttätigkeit ist der Jude immer angsterfüllt, und Judas verrät den Jesus im selben Atemzug.

Der Rabbi Jehoshua von Nazareth, auch wie ihn die verworrene und verdunkelte Legende zeichnet, hatte die Furcht aus seiner Seele verbannt. Das Gesetz, das den Bestand Israels verbürgte, mußte unverbrüchlich gehalten werden; zumindest der Gleichwert geschriebener und mündlicher Überlieferung, Haß und Gewalt zu verabscheuen. Und nicht nur das: nicht widerstehen dem Übel und Liebe üben und Sanftmut, wie Israel getan seit Alters. Dem Cäsar sollte man geben, was er verlangte, und sogar dem Straßenräuber nicht nur den Mantel, sondern auch den Rock. Die andere Wange hinhalten, wenn man auf die eine geschlagen würde, damit der Geist des Menschen triumphiere in nackter Majestät...

Judas hörte und glaubte. Nur ein kleiner Pulsschlag Furcht pochte weiter in seiner ungeläuterten Seele. Er kam sich in Augenblicken gar nicht majestätisch vor in seinem Verzicht auf Gewalt, sondern als Feigling — sah sich im alten, bösen Sinne der Wildheit im Staube liegen. Und aus dieser Furcht und falschen Selbsterniedrigung flammte die ausgleichschende Vision des Messias mit dem siegreichen Schwert auf. Also konnte der Rabbi der Messias nicht sein, viel eher war er Einer, der den Arm eines unterdrückten Volkes schwächte und sein Mark. Und in einem Anfall von Furcht brachte Judas die Fackeln und Speere vor das Tor des Gartens Gethsemane... Aber der Anfall und die Vision verblaßten, und Ju-

das, ein Jude, warf die dreißig Silberlinge von sich und erhenkte sich, als er erkannte, daß er die unverzeihliche Sünde begangen hatte: Gewalt zu gebrauchen und den Frieden zu verleugnen.

II

Tief hatten sich in die Seele Jacob Levys die Scham und das Entsetzen über die letzten Ereignisse seines Lebens in Europa eingebrannt. Europa war für ihn das Sinnbild dieser Empfindungen geworden, und Amerika erschien ihm gleichbedeutend mit Klugheit und Weitblick in jeder Hinsicht. Immer in spätern Jahren beharrte er darauf, sein Mißgeschick hätte im selben Augenblick aufgehört, als er seinen Fuß auf den Boden der Vereinigten Staaten gesetzt. Er begriff nicht, daß es nur eine Folge des moralischen Schocks gewesen war, der mit einem Ruck seinen Charakter zur Reife brachte, und er hätte Erwägungen dieser Art einfach abgelehnt. Er sagte jedem neuen Ankömmling aus dem alten Vaterlande und später auch seinen Familienangehörigen, in Insterburg hätte er keine Ellbogenfreiheit gehabt — er sei dort der Soundso und der Sohn des Soundso gewesen. Was hätte er dort vollbringen können? Er wäre wie im Gefängnis gewesen; jeder Schritt sei dort nach dem Gesetze vorgeschrieben und Regelungen unterworfen. Zuerst müßte man eine Prüfung bestehen, um dreijähriger Militärdienstzeit zu entgehen, aber auch dann zumindest ein Jahr dienen. Immer eine Angelegenheit der Prüfung. Sein Vater, ein ehrenwerter und fähiger Mann wie je einer, hatte sich das ganze Leben schinden müssen, bloß um zu leben und ein paar hundert Taler beiseitelegen zu können für jedes seiner Kinder. Mehr aufzubringen war er nicht imstande gewesen. Er war als armer Mann gestorben. In Amerika — und dabei hob Jacob Levy immer belehrend den Finger — läge alles ganz anders. Wenn dann in spätern Jahren die jüngeren Mitglieder des Familienkrei-

ses verstohlen lächelten, wurde die Fingergeste immer ernster und sein Gesicht rot. Für seine Zeit allerdings stimmte es, denn wenn jemand ehrlich und anständig in Amerika war, blieb es gleich, was er tat; man achtete ihn hoch. Jeder hatte Zeit, das oder jenes zu versuchen, um einen Überblick zu gewinnen, wozu er sich eignete. Man brauchte nicht als Lehrling drei Jahre zu vergeuden und war niemandes Sklave. Jacob war im Jahre 1879 mit dreihundert Dollars in Amerika angekommen, ohne auch nur ein Wort Englisch zu verstehen. Das zwang ihn, die ersten paar Tage in einem Wirtshaus für Einwanderer, voll niedrigen Volkes und schrecklich schmutzig, zu bleiben. Dann schlenderte er die Fourteenth Street ostwärts quer durch die Stadt und sah auf einem Stand deutsch gedruckte Zeitungen. Er kaufte sich eine, ging hinüber zum Union Square und setzte sich auf eine Bank, um sie zu lesen. An den Tag konnte er sich nicht mehr genau erinnern und er sprach immer davon, als sei es heute. Die Hitze des amerikanischen herbstlichen Sommers brütete über der Stadt. Niemals hatte er Ähnliches erlebt. Der ganze Eindruck — die geschäftigen Menschen, die vielen Karren und Wagen — war der überströmenden Lebens. Einige schrecklich zerlumpte, armselige Gestalten lungerten auf dem Platz herum, Männer mit papierweißen Gesichtern und blauroten Adern und Pickeln auf der Nase. Insbesondere blieb Jahre hindurch in seinem Gedächtnis ein magerer, zwergenhafter Mensch, in Lumpen gehüllt, die einst einem Riesen gehört haben mochten; er hatte beständig mit den Achseln gezuckt wie ein Nervenkranker und seine langen, zerfetzten Ärmel immer hochgezogen, wenn er einen Zigarrenstummel auffas. Dennoch, so pflegte Jacob Levy zu erzählen, drückte ihn der Anblick dieser Bettler, Trunkenbolde und Tagediebe keineswegs nieder, obgleich er nichts Ähnliches an Armut in seinem alten Vaterlande gesehen hatte. Diese Gestalten hatten mit dem amerikanischen Leben, in das er sich zu stürzen gedachte,

nichts zu tun . . . Er schlug das Zeitungsblatt, den New-yorker Herald, auf und überflog den Annoncenteil in der Absicht, Arbeit zu finden, damit er sein kleines Kapital nicht angreifen müßte. Er überlegte gerade, ob er sich nicht einem der vielen, seltsamen Handelszweige zuwenden sollte, die da gedruckt erwähnt standen, als ein alter Herr herankam, sich neben ihn setzte und ihn in einem komischen Englisch-Deutsch fragte, ob er ein „Greenhorn“ sei und wie ihm Amerika gefiele; er wiegte dabei seinen dicken Kopf hin und her in glückseliger Selbstgefälligkeit. Vierzig Jahre seien es jetzt her, erzählte er Jacob Levy, daß er nach Amerika gekommen, dem allergrößten Land auf Erden. Zu seinem Glück. Im Zwischendeck eines Segelschiffs. Die jetzige Generation habe keine Ahnung, was eine solche Reise bedeute. Zweiundeinviertel Dollar sei sein einziger Besitz gewesen. In Amerika müsse man arbeiten. Das sei auch ganz in der Ordnung. „Und wenn Sie das tun, junger Mann —!“ sagte der alte Herr und blickte bedeutsam und glücklich auf seinen ungeheuern Diamantring und seine riesige, dicke Uhrkette. „Und das,“ pflegte Mr. Levy lächelnd zu sagen, indem er sich an seine Kinder wandte, „das war der alte Sol Friedenfeld, der Großvater der Mädchen.“ Und Arthur und Hazel Levy kicherten dabei immer, wenn sie an Ethel und Genevieve Freefield dachten und an das Haus in der East Sixtyfourth Street mit seinen stattlichen Dienern. Aber in ihrem Kichern lag ein wenig Bosheit, denn in Wirklichkeit beneideten sie die Freefieldmädchen. Nicht wegen ihrer Millionen — das wäre ordinär gewesen, zumal die Levys selber keineswegs zu den Armen zählten —; es war des Namens wegen: Freefield. Was hätte nicht Hazel für einen solchen Namen gegeben! Wer einen solchen trug, konnte für alles mögliche gehalten werden. Und der Vater der beneideten Mädchen, J. Mortimer Freefield, war geborener Amerikaner, hatte in Princeton studiert und sagte nie, wie ihr „Pappa“, der in jeder andern Hinsicht natürlich

der liebste alte Kerl der ganzen Welt war: „Und des is der Großvater von die Mädeln gewest...“

Der alte Friedenfeld stand hoch in den Sechzigern in jenem Sommer des Jahres 1879, als er sich mit Jacob Levy auf einer Bank im Union Square in ein Gespräch einließ. Er war ein reicher Mann, wenn er auch mit einem gewissen Erstaunen später gesehen hätte, was sein Sohn aus den ursprünglichen dreihunderttausend Dollar, die er selber in vierzig Jahren erworben, gemacht hatte. Er war ein Mann voll Herzensgüte, und die größte Freude bereitete es ihm in seinen alten Tagen, junge Einwanderer — „Greenhorns“ — aufzugabeln, besonders solche aus anständigen Familien, wenn sie aus Gegenden seiner alten Heimat stammten, um sie auf der neuen Erde auf eigene Füße zu stellen. Er war aus Bromberg gekommen, und West- und Ostpreußen lagen ja nicht weit auseinander. Er schloß den jungen Jacob Levy in sein Herz, da er nett angezogen war, sehr gut deutsch sprach und sogar ein kleines Kapital besaß. „Sehr gut das,“ hatte er gesagt; „Sie müssen Arbeit suchen an einem Ort, wo Sie Englisch lernen können. Kommen Sie morgen in mein Bureau. Möglicherweise kann ich etwas für Sie tun. Vielleicht.“ Gütig mit dem Kopfe wackelnd verabschiedete er sich von Jacob, der den Eindruck hatte, Amerika sei ein Land, das allen Menschen die Herzen öffnet.

III

Das enge Verkaufsmagazin von Friedenfeld & Cohn in der unteren Sixth Avenue wurde, so mochte es dem Blick eines oberflächlichen Beschauers vorkommen, fast erdrückt von den ungeheuern Warenhäusern, die sich an beiden Seiten der Straße hinzogen. Es bestand nur aus zwei Stockwerken in einem schmalen, in die Häuserreihe hineingequetschten Gebäude an der Westseite der Avenue. Dennoch wurde es außerordentlich viel besucht von der ärmeren Klasse von Irländern

des untern westlichen Viertels, die eine Art Scheu empfanden, die imposanten und glänzenden Geschäfte aufzusuchen, die dicht daneben standen. Auch die armen Italiener, die durch diese Straße in Menge fluteten, kamen zu Friedenfeld & Cohn, dort ihre Wäsche zu kaufen, Kinderkleider, Gebrauchsgegenstände und billiges Mobiliar. Möbel bildeten eine Spezialität des Hauses. Der ganze untere Stock war damit ausgestattet. Ein paar Vorzimmersessel standen dort Jahr für Jahr. Das Warenlager, das immer wieder aufgefüllt wurde, bestand aus Schlafzimmereinrichtungen aus billiger Eiche mit imitierten Marmorplatten, rohen Küchentischen, Armsesseln und Schreibtischen und kleinen wollenen Vorlegern. Der Raum war so voll gestopft, daß es für die Verkäufer nicht leicht war, einen Kunden durch die engen Gänge dieses Labyrinthes zu führen. In dem dunklen Magazin herrschte ein fast erstickender, muffiger Geruch nach Holz, Firnis, Terpentin, Ölzeug und billigen zottigen Teppichen, aber in Jacob Levys Augen hatte es etwas Bedeutsames und wurde für ihn eine Burg und Zufluchtsstätte, als er vom Chef des Hauses gnädigst zum Staubabwischer, Auskehrer und Behüter der Möbelabteilung mit einem Wochenlohn von acht Dollar ernannt wurde.

Jacob Levy hatte nicht die Gewohnheit, seine Seele zu analysieren; er beschränkte sich in spätern Jahren darauf, zu betonen, er wäre, als er nach Amerika gekommen, noch ein junger Mann gewesen und hätte die alte Heimat und das Leben dort sehr schnell vergessen. In Wirklichkeit war es keineswegs ein gewöhnlicher Prozeß des Vergessens gewesen. Er hatte sich mit Vorsatz das Gefühl der Angst und Schmach, unter dem er in Europa gelitten, aus dem Herzen gerissen; es kostete ihn immer einen großen Entschluß, hie und da an seine Eltern zu schreiben. Nicht etwa aus Gründen der Gefühlskälte oder Pflichtvergessenheit. Beide schlechte Eigenschaften auszumerzen hatte ihn das Leben gelehrt. Es ist fraglich, ob die Art des Vor-

gangs ihm jemals klar zum Bewußtsein kam. Seine Behauptung, er hätte die alte Heimat vergessen, war also vollkommen ehrlich gemeint... Später, viel später stahl sich wieder und wieder wie eine liebe und erhebende Vision das Bild des Vaterhauses in seine Seele, und er faßte dann jedesmal den Entschluß, solange sein Vater noch lebe, den Schauplatz der Jugendzeit aufzusuchen. Aber immer trat etwas dazwischen, was ihn an der Ausführung hinderte. Er entschuldigte sich vor sich selber mit allerhand scheinbar unaufschiebbaren Angelegenheiten. Ein feines Gefühl des Wehes, der Vergeblichkeit und einer Entfremdung, stärker als seine Sehnsucht, hielt ihn gefesselt an seine starke, gesunde, vertraute, so überaus unproblematische amerikanische Welt...

Natürlich bestand diese Welt auch im Anfang nicht in ihrer Gänze aus dem Möbelgeschäft von Friedenfeld & Cohn. Jacob hatte Kost und Wohnung für fünf Dollar in der Woche in dem Hause einer gewissen Mrs. Bartenwerfer in der Third Avenue gefunden. Sie hatte in der Staatszeitung annonciert, ein anständiger junger Mann könnte bei ihr Quartier finden. War es bereits ein Zeichen der Amerikanisierung durch die Eindrücke der Umgebung, daß Jacob sich nicht scheute, in die Third Avenue zu gehen trotz des so offenkundigen christlichen Namens Bartenwerfer? Die untersetzte, ältliche, selbstbewußte, verhutzelte Dame, die Witwe eines Steuerbeamten in Westfalen, empfing ihn freundlich und beredt. In Minden wäre sie die „Frau Steuerinspektor“ gewesen. Hier in Amerika sei sie die Frau Niemand. Aber was tue man nicht alles der Kinder wegen! Und Hans, ihr Sohn, hätte geglaubt, Deutschland wäre nicht das Land der Zukunft für einen jungen Mann. Er sei in einem Bankhaus tätig und sein Einkommen klein, ebenso wie das ihrer Pension. Aber die Hände in den Schoß zu legen, sei sie nicht gewohnt; daher dieser Haushalt und die Kostgänger. Einen hätte sie bereits, einen Herrn Mumme, den Sohn eines sehr reichen Metzgermeisters in Minden.

Er sei nach Amerika gekommen, um die Geschäftsmethoden an Ort und Stelle kennenzulernen. Ja, ach ja! Aber ob der Herr ihr nicht seinen geehrten Namen sagen wolle? Sie hätte anfangs nicht recht verstanden. Levy? Ach ja. Ein Israelit. Sie kenne viele vornehme Israeliten. Hätte auch in Minden israelitische Nachbarn gehabt. Und der Bankier, für den Hans tätig sei, sei auch einer. Als aufgeklärte Frau hege sie keinerlei Vorurteile. Sie müsse nur bitten, ihr eine Referenz aufzugeben, obgleich so etwas natürlich gar nicht nötig sei. Immerhin sei Newyork doch eine so große Stadt. Mr. Friedenfeld in Firma Friedenfeld & Cohn? Oh, das genüge vollkommen. Oh, sie hätte schon oft von Mr. Friedenfeld gehört — ein feiner Mann, ein wohlthätiger Mann, wie es so viele Israeliten sind...

Dies Untertauchen in eine deutsch-amerikanische Umgebung mochte die erste Ursache gewesen sein, daß in Jacobs Leben immer mehr und mehr die jüdischen Gebräuche seiner Jugendzeit verblaßten. Seine Mutter fragte ihn in einem ihrer ersten Briefe, ob seine Speisen auch rituell hergestellt würden. Er beantwortete die Frage nicht; hatte er doch bereits geröstetes Schweinefleisch an Mrs. Bartenwerfers Tisch gegessen. Er spielte gelegentlich abends mit Hans Bartenwerfer und Wilhelm Mumme Skat und ertappte sich dabei einmal, daß er ihnen erzählte, er besäße in Berlin einen Bruder, der ein hervorragender Jurist sei. Hie und da besuchten sie zu dritt eine Vorstellung im alten Irvingplace-Theatre. Er lernte Englisch nur langsam und sprach es bis zu seinem Tod mit deutlich deutschem Akzent. Er wurde in Amerika mehr Deutscher, als er es je in Insterburg gewesen. Aber auch das war, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, eine Art Amerikanisierung. Der Einfluß amerikanischer Ideale, die immer von den Einwanderern höher gehalten wurden als von den Eingeborenen, war es, der die Deutschen von altem Stamm in Amerika veranlaßte, die Rassenvorurteile ihrer Heimat fallen zu lassen und ihre Vereinigungen auf der

Grundlage von Sprache und persönlichem Wert aufzubauen. In spätern Jahren trat Jacob dem „Liederkrantz“ bei und besuchte eine Synagoge nur bei offiziellen Anlässen. Lediglich aus einer Art Instinkt heraus unterhielt er mit Juden engere Beziehungen. Eine Andersgläubige wollte er nicht heiraten; vielleicht mochte er auch eine solche nicht zur Geschäftsteilhaberin wählen. Der Instinkt, von dem er sich leiten ließ, war zu innerlich verwurzelt, als daß er sich ihn ehrlicherwise hätte eingestehen können; er hielt andere Gründe für wesentlich. Als er sich anfangs in die Arbeit stürzte, hätte er sich vielleicht gar nicht für die Anstellung bei einem Juden entschieden. Er gab, bis ihn das Leben zwang, von dieser Ansicht zu lassen, deutschsprechenden Leuten den Vorzug. Er baute auf ihre Ehrlichkeit, glaubte an ihren Fleiß und empfand tiefe Sympathie für ihre Liebe zur Musik. Mit den Jahren bekam er Verständnis für den jüdischen Wohltätigkeitssinn und wurde freigebig. Dennoch waren ihm Menschen, die jiddisch sprachen, unangenehm; die Einwanderer der spätern Zeitläufte blieben ihm seltsam fremd. Er wußte, daß sein eigener Vater aus Polen stammte, aber unerklärlicherweise äußerte sich dieses Wissen nicht nach außen hin.

IV

Bei Friedenfeld & Cohn war ein Kommiss namens Nathan Goldmann angestellt; ein kleiner, schwächlicher, zielbewußter junger Mann mit tiefschwarzen Augen und tiefschwarzen Augenbrauen, die einander über einer langen, neugierigen Nase berührten. Er war mit fünfzehn Jahren mit seinen Eltern aus Tilsit gekommen und bildete sich ein, eine Autorität in amerikanischem Geschmack und Benehmen zu sein. Er gab sich furchtbar ernst, gestikulierte heftig und hatte in Jacob stets einen aufmerksamen Zuhörer. Er sagte, die Leute in Amerika würden reicher von Tag zu Tag und der Markt wüchse sogar für Kunden aus

der arbeitenden Klasse; nach seiner Ansicht mußte sich der Geschmack der Zeit immer mehr verfeinern. Bei einem Bücherstand in der untern Fourth Avenue hatte er sich ein paar alte Exemplare einer europäischen Zeitschrift über dekorative Kunst gekauft. Er wußte, daß in England ein Mann namens William Morris lebte, der einige neue Typen von Möbeln gezeichnet hatte. Wenn man solche Dinge herstellte, mußte man ein Vermögen verdienen. Goldmann trug beständig die Photographien solcher Möbelstücke, die er sich nach den Zeitschriften gemacht, bei sich. Verzweifelt hob er die Hände. „Aber was tut man, wenn man kein Kapital besitzt! Ich hab’ mit dem Alten gesprochen. Ein guter Mensch, aber ein *Schlemihl*. ‚Warum soll ich mein Geschäft umstellen?‘ hat er gesagt, ‚es ist doch ein gutes Geschäft.‘“ Jacob fühlte sich durchzuckt bis in die Eingeweide. „Wieviel Geld ist nötig?“ Goldmann krümmte sich vor Erregung. Hob den steifen Zeigefinger. „Ich hab’ einen Voranschlag gemacht. Wenn ich tausend Dollar hätte — genau tausend Dollar.“ Jacob wurde blaß. „Alles, was ich hab’, sind dreihundert.“

Goldmann machte einen Luftsprung. „Ich selber hab’ zweihundert. Warte... warte... warte...“

Zwei Tage später kam er abends in Mrs. Bartenwerfers Haus, setzte sich auf den einzigen Stuhl in Jacobs kleinem Zimmer und erklärte, es sei ihm gelungen, Mr. Friedenfeld zu überreden, fünfhundert Dollar für ihr Vorhaben zu geben, wenn sie zusammen die andern fünfhundert Dollar aufbrächten; er reiche gern seine Hand, wenn es gelte, jungen Leuten zu einem Geschäft zu verhelfen, obgleich ihm Goldmanns Idee nicht recht gefallen wolle. Er hätte gesagt, wenn junge Leute Geschäfte besäßen, könnten sie bald heiraten, und Ehen zu stiften, sei eine gute und eine jüdische Tat. Das wäre die Beweisführung des wohl-tätiggesinnten alten Friedenfeld gewesen. Mit einer Handbewegung fegte ihn Goldmann weg und erklärte

Jacob seinen Plan. Sie müßten einen Laden aufmachen, einen Schreiner anstellen direkt aus Polen; er selbst könne schön zeichnen und würde einen neuen Typus Ruhesessel nach Vorwürfen, die er besäße, entwerfen. Die Kissen und Verbindungsteile der Morris-Stühle könne man fertig kaufen. Dann müßte man ein wenig annoncieren. Von Haus zu Haus in gewissen Distrikten werben gehen. Er glaube... er glaube bestimmt... Jacob wurde überritten von seines Freundes stürmischer Zuversicht. Er sah sich bereits nackt ausgezogen und der Grausamkeit der Welt preisgegeben, wenn er dieses Geschäft von sich wies und sein kleines Kapital auf der Bank nicht verwertete. Da gab's kein Zaudern mehr, keine Möglichkeit, die Vorwürfe oder die Verzweiflung Goldmanns zu riskieren. Die Firma Goldmann & Levy wurde noch am selben Abend gegründet, aber natürlich erst einige Jahre später als solche eröffnet — — Hazel Levy, wie auch die beiden Goldmanttöchter, waren vollkommen vertraut mit der ganzen Geschichte, aber sie freuten sich immer in ihren Tagen, daß kein Mensch eine Ahnung davon hatte, wenn er die auserlesenen Ankündigungen der Phoenix Art Furniture Company und ihre Entwürfe wunderschöner Heimstätten in den besten Zeitschriften zu Gesicht bekam...

Der Erfolg für die beiden jungen Leute stellte sich nicht sofort ein. Schon mit dem Verkauf ihrer Sessel haperte es anfangs. Dann, als die Aufträge einliefen, war es schwierig, sie zu erledigen, denn sie besaßen kein Geld und wenig Kredit. Hätten nicht Mrs. Bartenwerfer mit der Monatsrechnung bisweilen gewartet und Goldmanns Eltern ihrem Sohne unter die Arme gegriffen und Friedenfeld ein gutes Wort für die jungen Leute bei den Holzlieferanten und Tapezierern eingelegt: die Firma wäre in den ersten drei Jahren wohl ein dutzendmal zusammengebrochen. Nathan und Jacob sparten sich das Geld vom Munde ab und arbeiteten schwer; Jacob kam sich schuldbeladen vor, wenn er gelegentlich ein Konzert besuchte. Nathan

lebte sozusagen nur noch für seinen Plan; er war ein typischerer Jude als Jacob; er hätte noch höher gestrebt, wenn seine Erziehung und die Umstände bessere gewesen wären. Seine Kinder gaben später ein Beispiel dafür ab. Der springende Punkt war: er sah nicht links noch rechts, hatte nur das Ziel im Auge. Jacob, der Blonde mit den breiten Händen, vermochte nicht so leicht Herr zu werden über seinen Hunger und seine Neigung zu kleinen Ausgaben, aber das Vorbild seines Partners machte ihn genügsam und arbeitsentschlossen. Im Jahre 1888 waren die schlimmsten Kämpfe vorbei. Eine kleine Fabrik erhob sich an den Ausläufern von Hoboken, und ein bescheidener Ausstellungsraum auf dem Broadway wurde eröffnet. Von da an wuchs das Geschäft mit großer Schnelle. Aber erst 1898 konnte die große Fabrik in Grand Rapids, Mich., gebaut und in der East Fifteenth Street die Dauerausstellung der Phoenix Exhibit of Art Furniture eröffnet werden.

In den sorgenvollen Jahren des beständigen Aufbaus des Geschäftes halfen sich Nathan und Jacob, indem sie heirateten. Nathan ehelichte Sarah Herz im Jahre 1889. Sie war untersetzt, brünett, freundlichen Wesens und wußte, was sie wollte. Ihr Vater, Importeur von Seidenbändern, gab ihr eine Mitgift von fünftausend Dollar, die selbstverständlich sofort im Geschäft von Goldmann & Levy investiert wurden. Das spornte Jacob an, seinen Pflichten gegenüber seinem Partner Genüge zu leisten. Aber er sah sich einem Dilemma gegenüber. Er war verliebt in Gertrud Oberwarter, eine der beiden Töchter einer Witwe, die ihr kleines Kapital nicht angreifen konnte, ohne ihr Einkommen empfindlich zu schmälern. Er hatte die Familie durch Bartenwerfers kennengelernt. Fanny Oberwarter, die Tochter eines wohlbekannten deutsch-amerikanischen Journalisten jüdischer Abstammung, namens Julius Conheim, war in Amerika geboren. Ihr Gatte war aus Hamburg in früher Jugend gekommen. Die beiden Töchter konnten zwar deutsch sprechen, wenn's dar-

auf ankam, gaben sich aber ausgesprochen als Amerikanerinnen. Die Familie lebte in einem hübschen Hause in Mount Vernon, und dort auf ihrer Wiese und unter ihren Bäumen war sich Jacob Levy zum erstenmal des sanften Glanzes einer amerikanischen Landschaft bewußt geworden und sprach die Erde in seinem Innern als eigenes Vaterland an.

Gertrud gab es einen kleinen Riß, als sie sich hingezogen fühlte zu dem jungen Einwanderer, der den Namen Levy trug. Sie hatte immer eine Neigung zu den blonden jungen Deutschamerikanern gehabt, mit denen sie in die Schule gegangen war, aber ihr Blut wehrte sich gegen eine Mischehe. Gut, Jacob war blond, lebenswürdig, liebte die Musik, und sein Eindruck war nicht so jüdisch wie der der schwarzbraunen jungen Leute mit ihrem ausgeprägten Benehmen, die sie kannte. Er schien weniger rassebetont und verfeinert deshalb. Ihre Mutter hatte ihn gern; die Frühlingsnächte in dem kleinen Garten zu Mount Vernon taten das übrige.

Da Gertrud jünger war als ihre Schwester Ella, eilte es nicht mit der Hochzeit. Zudem wünschte Mrs. Oberwarter, daß Jacobs Geschäft erst noch ein wenig wüchse. Beginn 1891 starb die alte Frau Conheim und hinterließ jeder ihrer Töchter achttausend Dollar. Jacob blickte tief in Gertruds samtbraune Augen, starrte verzückt in das ovale Gesicht mit den brennroten Lippen, berührte ihre langen nußbraunen Ringellocken... Ihr Wunsch war, im Juni Braut zu sein nach amerikanischer Sitte. Der Rabbiner einer reformierten Gemeinde schloß die Ehe zwischen ihnen in Mrs. Oberwarters Empfangszimmer. Sie traten ihre Hochzeitsreise an zu den Niagarafällen...

V

1891. Das „World Building“ war das größte Gebäude in ganz Newyork. Weber und Fields waren die Freude und der Stolz der Stadt. Gertrud Levy

saß an dem von Mount Vernon mitgebrachten Piano in ihrer neuen Wohnung in West Eightieth Street in einem fließenden langen Kleid und einem enganliegenden schwarzen Seidenjersey und sang und spielte „Love's Old Sweet Song“; die Volkslieder vergrößerten sich immer mehr:

It won't be a stylish marriage,
For I can't afford a carriage ...
But you'll look sweet
Upon the seat
Of a bicycle built for two.

(Es bedarf keiner prunkvollen Hochzeit,
Denn ich kann mir auch keinen Wagen leisten ...
Wie süß siehst du aus doch
Auf unsrem Tandem,
Dem Fahrrad, gebaut für uns zwei.)

Das Speisezimmer der Levys war eines der ersten Beispiele der „Zukunftsmöbel“ aus gebeiztem Eichenholz. Sarah Goldmann hielt es für entsetzlich nüchtern und zog bei weitem ihren eigenen Gold-Eichensessel vor. Besonders liebte sie die Kredenz mit den kleinen Vorsprüngen, den balkonartigen Gesimsen, auf denen das geschliffene Glas so entzückend glitzerte, und den facettierten Spiegel in der Mitte. Ihr Gatte, obgleich er der eigentliche Stilentwerfer für die Möbel der Firma war, ließ Sarah bei ihrem Geschmack. Zu Hause beanspruchte er nur ein bequemes Bett und gute Hausmannskost und Frieden. Im Empfangszimmer der Levys stand eine Garnitur seidener Polstermöbel und vergoldeter Holzessel nach Art einer gewissen französischen „Epoche“; zu welcher sie gehörten, wußte kein Mensch. Die Waschtische und Schreibtische hatten alle Marmorplatten ... Das junge Paar war sehr glücklich und häuslich. Jacob fühlte, daß er in jeder Hinsicht ein Heim gefunden. Schon lange vorher hatte er sich die Staatsangehörigkeitspapiere verschafft; seine Gattin war sowieso

im Lande geboren, sodaß seine Kinder nach Gottes Willen Amerikaner sein würden. Er sagte immer: „Nach Gottes Willen“; das sollte soviel bedeuten wie „unberufen“. Gewissermaßen eine Phrase, mit der er Unheil abwehren wollte. Weder er noch seine Frau sprachen über religiöse Gebräuche. Gertrud wußte natürlich, daß seine Eltern strenggläubige Juden waren, wie es auch ihre Großeltern gewesen. Doch das alles lag weit zurück. Hier war Broadway und Luchows Restaurant in der Fourteenth Street und ein reizender deutscher Keller an der Ecke der Eighth Street, genannt „Zum Prälaten“, außerdem in der Nähe John Wanamakers Warenhaus... Die Firma Goldmann & Levy verdiente viel Geld. Jacob war sehr großzügig. Unwillkürlich paßte er seine Denkungsweise ganz der seines jungen Weibes an; das bedeutete Frieden für ihn, Gedeihen und innere Ruhe. Bedeutete Amerika für ihn. Er war Republikaner und gab seine Stimme ab für Benjamin Harrison. Er und Goldmann hatten niemals die Frage erörtert, ob sie ihr Geschäft am Sonnabend geschlossen halten sollten. Sonntagsnachmittags gingen sie spazieren mit ihren jungen Frauen, luden sich an Feiertagen gegenseitig ein zum Mittagessen und aßen zusammen abwechselnd im Hause des Einen oder Andern Gänsebraten oder Schmorbraten und *Lokshen*-Pudding. Sie dachten nie darüber nach, daß vielleicht *Lokshen* und gefüllte Milz nur noch das einzige Überbleibsel der Tradition ihrer Rasse war. Vielleicht war es auch gar nicht das einzige Überbleibsel; ein paar Worte wie *Mischpoche* (Verwandschaft) oder *mies* (häßlich) oder *bekoved* (anständig, ehrenhaft) fielen hie und da, und in den ersten Tagen ihrer Ehe gebrauchten Jacob und Gertrud, wenn sie nicht wollten, daß das irische Dienstmädchen verstünde, wovon sie sprächen, den Ausdruck *Schikse*. Aber auch diese nebensächliche Sprachgewohnheit hörte bald auf. Sie faßte niemals Wurzel in Gertrud.

Die Goldmanns waren ihre besten Freunde; sie sahen

natürlich ziemlich häufig Gertruds Mutter und Schwester und einige Zeit später Ellas Gatten, Adams, bei sich, einen sehr erfolgreichen Kaufmann in der Wollwarenbranche, der ein amerikanisches „s“ an seinen ursprünglichen Namen angefügt hatte. Sie waren innerlich sehr stolz auf ihre Freundschaft mit den Mortimer Freefields, die sie zu ihrer Überraschung bald nach der Hochzeit zu Tisch geladen hatten. Nicht, daß sie nicht die näheren Umstände in den Verhältnissen der Freefields gekannt hätten. Nathan hatte einmal, als die Firma Goldmann & Levy zu prosperieren begann, verächtlich gesagt: „Freefield! Warum Freefield? Schämt sich der Sohn des Namens seines Vaters?“ Immerhin imponierte ihm und Jacob, daß der junge Freefield in Princeton und Columbia studiert hatte, eine feine Kanzlei besaß und als Jurist glänzende Reden hielt. Ihren Frauen imponierte besonders der Umstand, daß Mr. Freefield eine Miß Ottolenghi aus Savannah, Georgia, geheiratet hatte und auf diese Weise verwandt war mit den aristokratischen sephardischen Familien, die einst aus Nordafrika über Westindien nach Amerika vor der Revolution eingewandert waren.

Die Freefields übten einen tiefen Einfluß auf das Leben der Levys aus. Nicht auf direkte Art, denn die Levys ahmten ihnen auch nicht nach. Aber bei den Freefields ging alles wie selbstverständlich vor sich. Mr. Freefield betonte nie: „Wir sind Amerikaner.“ Es bedurfte solcher Worte nicht.

Man sprach auch nicht davon, daß die Freefields Juden waren. Sie hatten Sitze in einer alten Synagoge portugiesischer Tradition und feierten, wie die Levys glaubten, Neujahr und Versöhnungstag. In dieser Hinsicht folgten die Levys ihrem Beispiele nicht; für sie hatte die Synagoge einen Beigeschmack nach Ghetto, Einwandererschaft und Unterdrückung . . . Gertrud redete sich ein, Mrs. Freefield mußte es gewesen sein, die solche Gebräuche in ihre Familie eingeführt hätte. Sie bewunderte das innerlich, fühlte je-

doch, es passe nicht für sie selber und die Ihrigen. Über die Wurzel dieses seelischen Vorgangs war sie sich vollkommen im unklaren. Was sie heimlich am meisten interessierte, war das Leben, das die Freefields hinter ihrer steinernen braunen Häuserfront in der Fiftieth Street führten: das feine, ruhige Benehmen der Dienerschaft, die tadellose englische Aussprache, das würdevolle Benehmen und die große Ordnung. Ein- oder zweimal im Jahr gaben die Freefields große Gesellschaften, zu denen sie auch die Levys einluden. Dort trafen sie die De Leons und die Cohen-Hadrias und die Bolingbroke Sampsons, deren Vorfahren bereits unter Cromwell in England gelebt hatten, und einmal auch einen jungen Baron Bleichröder, der von Berlin gekommen war, um die amerikanischen Bankführungsmethoden kennenzulernen. Jeder, der zu diesen Gesellschaften kam, hatte etwas Gelassenes, Erzogenes, aber auch gewissermaßen Oberflächliches in seinem Benehmen. Oder schien es Jacob nur so? Immer, wenn sie von solchen Festen zurückkehrten, hatten er und Gertrud einen kleinen Streit. Gertrud fühlte sich stolz und geschmeichelt; sie liebte die Atmosphäre bei Freefields. Sie hatte Mrs. Freefield genau beobachtet, wie sie es verstand, Haus zu führen. In ein paar Jahren hoffte auch sie eine Gesellschaft geben zu können — bescheidener zwar, aber doch ebenso vornehm. Wie verschieden doch so etwas war von der deutsch-jüdischen Gesellschaft ihrer Mädchentage mit ihrer fremdartigen Redeweise und den eingestreuten jüdischen Witzen und Aussprüchen und ihrer Geschäftigkeit und, wie es ihr jetzt erschien, fast lauten Art... Sie bestürmte Jacob, warum er so schweigsam sei. Plötzlich sagte er:

„Ich geh' nicht mehr hin. Sie sind Heuchler alle zusammen.“

Es gab ihr einen Riß, und sie erwachte wie aus einem angenehmen Traum.

„Natürlich, dir ist der Nathan Goldmann lieber, der sich den Rock auszieht und in Hemdärmeln bei uns

sitzt und sich die Zähne stochert; oder diese schrecklichen Libschitzes aus Warschau, die nach Knoblauch riechen eine Meile weit.“

Jacob schüttelte den Kopf. „Was ich nicht leiden kann, sind Juden, die vorgeben, sie seien etwas anderes.“

Gertrud schnappte ein: „Vorgeben? Die Freefields gehen in die *Schul*. Das ist mehr, als wir tun. Ich muß sagen, mir ist dieser Einfall noch nicht gekommen. Ist's vielleicht nicht wahr?“

Jacob wurde nachdenklich. „Irgendwie erinnern mich diese Leute an meinen Bruder Theodor. Ich hab' dir die Geschichte oft genug erzählt.“

„Ich glaube, das läßt sich nicht miteinander vergleichen“, gab Gertrud zurück. „Keinem von ihnen käme auch nur im Traum der Einfall, eine christliche Kirche zu besuchen.“

Damit hatte sie ihn abermals überrumpelt; er war nicht besonders schnell im Geist. Er ärgerte sich, so offenkundig in einer Beweisführung geschlagen worden zu sein, die das Gefühl betraf.

„Es ist mir wurst, was du sagst!“ schrie er. „Diese Leute geben sich unnatürlich. Sie wollen einen fühlen lassen, man sei — gewöhnlich. Gut, meinerwegen bin ich es. Aber ich will auch nichts anderes sein. Was brauch' ich mich in Mr. Mortimer Freefields Haus kränken lassen? Mortimer Freefield! Moses Friedenfild heißt er, der *Ganev*!“

Gertrud brach in Tränen aus. Jacob erinnerte sich, in welchen Umständen sie sich befand, und zog sie in seine Arme.

„Mach' dir nichts draus, Trudchen; warum sollen wir uns herumstreiten über solche Leute! Ich hab' doch auch einen verfeinerten Geschmack gern, aber es hängt mir schon zum Hals heraus dort.“

VI

Sie waren wieder voll des Glückes, und selbstverständlich ging auch Jacob bei der nächsten Gelegenheit mit zu den Freefields. Warum sollte er auch wegen einer solchen Kleinigkeit das gute Einvernehmen in seinem Heim stören! Wenn es seiner Frau Freude machte, wollte er es gerne hinnehmen. Sie war so liebenswert in seinen Augen, vielleicht sogar noch liebenswerter, als sie es in ihrer Mädchenzeit gewesen, trotz der zwanzig Pfund, die sie an Gewicht zugenommen hatte. Das waren auch die Jahre, in denen sie besonderer Zärtlichkeit bedurfte. Ihrer beider Sohn Arthur wurde 1893 geboren und ihre Tochter Hazel 1895. Die Namen gefielen Jacob nicht besonders, aber Gertrud hatte viel in Tennysons Werken gelesen und auch das Theaterstück „Hazel Kirke“ gesehen; und da ihr Großvater väterlicherseits Abram geheißt hatte und Jacobs Mutter Hannah, so trugen die Kinder jüdische Namen und englische Namen, die mit demselben Buchstaben begannen. So war alles gut...

Während ihrer ersten Schwangerschaft war Gertrud beim Lesen eines Buches plötzlich der Einfall gekommen: ‚Warum das Kind‘ — sie war sicher, es würde ein Knabe sein — ‚wenn es auf die Welt kommt, beschneiden lassen?‘ Der Gedanke, ein Mann könnte unbeschnitten sein, fuhr ihr durch den Kopf wie unwillkürliche Betäubung und ein Anfall nervöser Schwäche. Aber vielleicht war das nur eine Folge ihres körperlichen Zustandes. Sie ging nicht weiter mit sich zu Rate, ließ es sich jedoch eine Warnung sein. Jacob kam's gar nie in den Sinn, daß sein Sohn nicht beschnitten werden sollte. Er liebte das Kind so heiß, daß er selbst davon überrascht war; er erkannte plötzlich, wie leer und bedeutungslos bis dahin sein Leben gewesen. War's ein Blendwerk, daß in kürzester Zeit der Säugling dem Onkel Theodor wie aus den Augen geschnitten war? Jacob stand an der

Wiege des Kindes und erinnerte sich, daß einst seine Mutter ihm gesagt hatte, Theodor sei — nur hatte sie ihn Tobias genannt — das Ebenbild der Großmutter Braine, die in Jerusalem starb. Und irgendwie fühlte sich Jacob plötzlich heftig versucht, nach seinem alten *Talith* (Gebetmantel) — irgendwo mußte er ihn doch haben — zu forschen, um in den Tempel zu gehen und zu beten . . . Aber es gab soviel zu tun, und Gertrud durfte man nicht, außer in dringenden Fällen, in ihrem Zustand allein lassen. Außerdem lag die altehrwürdige „*Schul*“ weit ab, in der man nach alter Art beten konnte. Die funkelnagelneuen Tempel in der Nachbarschaft standen, wie die protestantischen Kirchen, nur für den allgemeinen Gottesdienst am Sabbatabend und -morgen offen . . . Und so verblaßte bald der erste Antrieb; kam auch nicht mehr wieder, als Hazel geboren wurde . . .

Die beiden Kinder konnten sich nie an die Wohnung in der West Eightieth Street erinnern, in der sie zur Welt gekommen waren. Im Jahr 1896 kauften sich die Levys in der Ninetyfirst Street in der Nähe der Westend Avenue ein Haus. Jacob hätte eines in gelbem Backstein mit großen Bogenfenstern nach neuem Stil vorgezogen, aber Gertrud, in Newyork geboren, zog die fraglos vornehmere Art mit brauner Steinfassade und einer Balustrade, auf der man an Frühlingsabenden sitzen konnte, vor. Die Einrichtung des Hauses verriet den besten Geschmack damaliger Jahre, und wenn auch das Mobiliar noch zu schwer und zu dunkel und nicht ornamentrein genug war, wenn auch unaufdringlich im Aussehen, so war es doch so trefflich gearbeitet, daß es niemals zerbrach. Arthurs früheste Erinnerung ging auf zwei Krankheiten zurück, die er als Kind durchmachen mußte. Er lag fiebernd und ruhelos in seinem Bett in dem großen rückwärtigen Schlafzimmer des III. Stockes. Einen Augenblick war er allein gelassen worden; da stand er auf und betrachtete die Schnitzereien am Kopfende des Bettgestells. Er konnte sich nicht er-

innern, warum er das tat. Alles war wie Traumgedächtnis. Am klarsten darin stand das Bild seiner Mutter; seltsamerweise nicht das Gesicht, sondern ihre weiße, kühle, feste Hand mit dem Ring am Finger, den sie immer trug, — ein großer Amethyst mit einer feinen goldenen Blume inmitten des Steins und ein Diamantsplitter als Staubgefäß der kleinen goldenen Blume. Durch den Traum wehte der erfrischende zartbittere Geruch nach Eau de Cologne. Er konnte sich nicht entsinnen, an welcher Krankheit er darniederlag. Beide Bilder verwoben sich ineinander, und gelegentlich erschien in beiden die kleine dreijährige Hazel, in duftiges Weiß gekleidet und mit den damals schon so schönen, weit offenen, goldbraunen Augen, die Arthur immer gerne sah, auch wenn sie sich noch so sehr stritten . . . Es mußte Frühling gewesen sein, denn er erinnerte sich, daß, als er zum erstenmal wieder ausging, zwar die Sonne klar und hell schien und die Bäume aussahen, als hätten sie soeben ein Bad genommen, aber der Wind, der ihm in die offene Brust seines kleinen Matrosenanzugs blies, etwas Schneidendes hatte . . .

Das nächste Erinnerungsbild war: Er baute, besonders im Winter, Luftschlösser, und in seinem Geiste verwandelte sich das Haus mit seinem Vater und der Mutter und Hazel und den beiden Dienstmädchen in eine Festung in einer einsamen Wüste mit Wassergraben und Zugbrücke und voll Proviant für Monate und Jahre. Dabei überkam ihn ein angenehmes Gefühl von Abenteuer und Sicherheit und Behaglichkeit zugleich. An frühen Winterabenden, wenn die Lichter kaum erst angezündet waren, zog er sich mit diesen Eindrücken in eine Ecke des kleinen Spielzimmers, das zwischen seinem und seiner Schwester Schlafraum lag, zurück und huschelte sich auf einem Kissen in das Gefühl der Sicherheit mitten in einer drohenden Welt hinein . . .

Schärfer umschrieben, wenn auch nicht so reizvoll oder trostsam wie diese Erinnerung, die ihm das

Herz bis in seine Jünglingsjahre erwärmte, war das klare Gedächtnisbild einer Geburtstagsgesellschaft, die seine Mutter für ihn gab. Es war April, und ein Geruch nach Blumen und Kuchen durchströmte das Haus; nachmittags warteten er und Hazel festlich gekleidet auf ihre Gäste. Das war, so schien es Arthur, seine erste deutliche Erinnerung an ein Familienleben. Zuerst kamen seine Vettern Eugen und Harry Adams, dann die Goldmannkinder, ein wenig geräuschvoll und durcheinander lärmend: Sally und Esther und Joe und Victor; zum Schluß in einem der ersten damals gebauten Motorwagen und begleitet, nicht etwa von ihrer Mutter, sondern von einer französischen Gouvernante, Ethel und Genevieve Freefield. Helle Farben sah er auftauchen in seiner Erinnerung und Geschenke und den seltsamen Geruch der Bemalung irgendeines auserlesenen hölzernen Spielzeugs, das die Freefieldmädchen brachten, und dann das schreckliche Gefühl, ein kleiner Gentleman sein zu müssen und sich, wie es sich gehörte, für die Geschenke zu bedanken; und gleich darauf ein plötzlicher Wutanfall, als er sah, wie Hazel, die soeben lesen lernte, rücksichtslos und, wie ihm schien, ohne jedes Gefühl, mit ein paar Büchern verfuhr, die man ihm geschenkt hatte. Nach der Schokolade und dem Kuchen, während des spät werdenden Nachmittags, hatte man ihn und die kleine Esther Goldmann in einer Ecke des langen Empfangszimmers eng umschlungen ertappt, hervorgezogen und ausgelacht aus Gründen, für die sie beide keine Erklärung wußten. Dann: Abendessen, Schläfrigwerden und Zubettgehen; die Mutter kommt noch einmal herein, gibt ihm einen Gutenachtkuß und legt ihm ihre weiße, feste Hand mit dem Amethystring auf die Stirn, um sich zu überzeugen, daß er nicht mehr fiebere...

VII

Wie kam es nur, daß Arthur und Hazel, soweit ihr Gedächtnis auch zurückreichte, schon in der Schule wußten, daß sie jüdische Kinder waren? Gar oft in spätern Jahren grübelte Arthur darüber nach. In ihrem Hause war nie ein religiöses Symbol zu erblicken gewesen, das auf ihre Rasse hingedeutet hätte. Das Haus unterschied sich in nichts — wenn man sich die Bewohner weg dachte — von der Wohnung protestantischer Amerikaner. Ein paar deutsche Bücher da und dort, die Gertrud gehörten, — aber auch ihr Inhalt hatte keinen Bezug auf Juden. Als Arthur alt genug geworden war, um gewisse Kennzeichen beurteilen zu können, war er darüber weder erstaunt, noch stellte er Fragen. Solcher Kennzeichen gab's im Haushalte wenig genug. Es waren gewöhnlich Bemerkungen, die sein Vater fallen ließ, des Inhalts, man dürfe sich nicht zuviel versprechen von dem Soundso und Soundso oder zuviel auf sie bauen, wenn's wichtige Dinge beträfe, denn die Betreffenden seien Gojim. Andererseits könne man sich an diese oder jene Menschen anschließen, den oder jenen Arzt zu Rate ziehen und gewissen Kaufleuten Vertrauen schenken, denn sie seien Jehudim. Als Arthur allmählich klarere Begriffe bekam, wurde ihm deutlich, daß solche Urteile keinerlei moralischen Wert besaßen. Sie sollten nur bedeuten, daß selbst der anständigste Goy dazu neige, ethische Anschauungen abzuschwächen, wenn er mit einem Juden zu tun habe, und daß auch der schäbigste Jude bemüht sei, einen niedrigen Standpunkt aufzugeben, wenn er mit einem jüdischen Genossen in Verbindung trete. Solche Urteile verabscheute Arthur von Herzen, wenn sie fielen, und in spätern Jahren noch viel mehr. Er war überzeugt, sich darin von Anfang an nicht geirrt zu haben. Er durchstöberte daher sein Gedächtnis nach andern und offenkundigeren Gründen, weshalb in seine und Hazels Seele sich das Bewußtsein, jüdischer Abkunft zu

sein, geschlichen haben möchte. Er fand keine. In Augenblicken innerer Auflehnung schob er die Gründe ererbtem Instinkt und der Stimme des Blutes zu...

Er vermochte niemals abzuschätzen, ob da nicht gewisse Eindrücke vorhanden gewesen sein könnten, die das Leben in einer vielfarbigen und zum Vergessen neigenden Welt verschüttet hätte. Soweit er zurückdachte, war diese Welt voll Gemüdstiefe gewesen, nur, wenn er an die ersten Schultage dachte, tauchte vor ihm plötzlich ein kleines rundes, zur Fratze verzogenes Gesicht auf, gebräunt, sommersprossig, stumpfnasig, blauäugig, die rote Zunge weit herausgebleckt und fest an ein liebliches zartes Kinn gepreßt. Dann schlüpfte die Zunge, wie ein kleines, schnelles, rundes Tierchen, zurück in seine Höhle, und er hörte das heiß geflüsterte Wort: „Mauschel...“. Was hatte ihm da eine Stimme des Bluts zugeraunt? Er wußte bestimmt: dieses Wort war ihm fremd. Und doch begriff er über allen Zweifel Bedeutung und Absicht. So sicher war er dessen und innerlich so tief verletzt darüber, und so sehr bäumte sich alles in ihm auf gegen diese Beleidigung, die ihn ansprang aus einer Welt, die bisher so zärtlich und friedvoll geschienen, daß er, anstatt den Vorfall zu Haus zu berichten, seiner Mutter erzählte, in seiner Klasse säße ein netter kleiner Junge, der Georgie Fleming hieße... Wenn man sechs Jahre alt ist, pflegt man nicht viel nachzugrübeln. Aber für Arthur bestanden die außerordentliche Bedeutung dieses Begebnisses und seine kindliche Haltung, die er dazu einnahm, eben darin, daß er nicht weiter darüber nachdachte. Die Stellungnahme des Kindes, das er damals war, verriet nichts weniger als eine Art unwillkürlicher seelischer Schutzmaßregel. Er brauchte sie als solche gar nicht zu erkennen in ihrer außerordentlichen Tragweite; es war nur nötig, sie sich nicht zum Bewußtsein kommen zu lassen. Der mütterlichen Hilfe, die Wunde zu heilen, bedurfte es nicht. Weder sie, noch er brauchten zu

wissen; aber aus allen diesen Umständen ging hervor, daß die Wunde an sich keineswegs flüchtig oder oberflächlich war. Offensichtlich war eine Saite mächtiger und schmerzreicher Resonanzen im ererbten Blute angeschlagen worden... Oder ist es zu gekünstelt, solche Schlüsse zu ziehen? Die Tatsache, die Tatsache an sich, blieb bestehen... ebenso die tiefe Erinnerung an das kleine Fratzengesicht und das heiß geflüsterte Wort...

Ja, diese Erinnerung brannte fort trotz des Umstandes, daß Arthur und George einander bald sehr gut kennenlernten. Und das war nur möglich (wie Arthur als Kind bemerkte und auch später als Jüngling noch sich ins Gedächtnis zurückrief), weil George vergaß, während er selbst nicht vergessen konnte. George war ein ganz unschuldiges Kind und von lebenswürdigem Naturell. Seine Zuneigung zu Arthur war echt, wenn auch oberflächlich. Bisweilen vergingen Tage, ohne daß er in der Schule auch nur ein Wort mit ihm gesprochen hätte, dann kam er plötzlich und küßte ihn auf eine seltsame Weise, die etwas von der Art eines kleinen Vögelchens hatte. Arthur seinerseits empfand eine kindische Leidenschaft für Georges ehrliche Offenherzigkeit, und die innere Angst, das Fratzengesicht und das heiße Haßwort könnten plötzlich wieder auftauchen, vertiefte noch seine Verehrung, die etwas von Weh in sich trug. Er fragte seine Mutter, ob er George Fleming zu gemeinsamem Spiel mit Hazel und ihm einladen dürfte, und sie gab auf der Stelle sehr gern ihre Einwilligung — allzu gern, wie Arthur oft in spätern Jahren bei sich dachte, und ein wenig zu stolz im ersten Augenblick darauf, daß ihre Kinder einen netten, kleinen, christlichen Spielgefährten haben würden. Georges Vater war Stadtrat in Newyork. Wenn Arthur sich daran zurückerinnerte, schämte er sich immer jener Anwendung des Stolzes bei seiner Mutter und wurde innerlich unsicher, ob nicht so manche seiner eigenen Impulse in bezug auf die Begegnung mit anderen

Menschen von einem ähnlichen Gefühl gefärbt waren, — von einer ähnlichen vergeblichen Hoffnung, einem Schicksal zu entrinnen (welch seltsamer Widerspruch, wenn man die Worte genau abwägt!), einem Schicksal, das bisweilen anmutet wie Zufall und wie der blaue Fleck, den ein im Dunkeln erlittener Hieb zurückläßt.

Als der kleine George Fleming die Levys besuchte, benahm er sich zuerst recht scheu. Er trat von einem Fuß auf den andern und schnüffelte ungeniert mit emporgezogener mißtrauischer Nase in die Luft, durchstöberte jede Ecke, als fürchtete er, irgend etwas könnte ihm dort an den Hals springen. Er benahm sich außerordentlich höflich, als wollte er jemand versöhnen durch besonders gutes Betragen. Schließlich ging er aber mit in das Spielzimmer und begann dort mit den Kindersachen derart zu rumoren, daß es Arthur auf die Nerven fiel. Auch Hazel paßte es nicht. Aber sie ließ es sich nicht merken; Arthur wußte genau, daß sie sich verstellte. George bestand mit aller Gewalt auf einem Ringkampf. Er schrie: „Öha, Ihr habt ja nur Bücher!“ Er schlitterte den Fußboden glatt, damit man, wie er sagte, Baseball spielen könnte. Arthur und Hazel schlugen ihr Lieblingsspiel vor, bei dem Hazel die Patientin mit ihren Puppen und Arthur einen Arzt darstellen sollte. George starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. „Öha, ist das ein verrücktes Spiel!“ rief er; dann sagte er: „Öha, Arthur, wetten, daß ich dich aus dem Fenster schmeißen kann?“ Und beinahe wär's ihm auch gelungen. Dann, keuchend und rot im Gesicht nach dem Kampf, äußerte er: „Öha! Wart' nur, ich werd' bald so stark sein wie mein Papa! Wetten!?“ In diesem Augenblick — Arthur und Hazel fingen an, sich abgesehen und ein wenig hilflos vorzukommen in ihrem eigenen Heim — kam Mrs. Levy herein und forderte die Kinder auf, herunterzukommen zu Schokolade und Kuchen. George trat wieder von einem Fuß auf den andern. Mrs. Levy legte ihre weiße Hand

mit dem Amethystring auf die Schulter des kleinen Jungen, was einen Augenblick Arthur in Wut brachte...

Dann gingen sie die Treppen hinab und setzten sich um den Tisch im Speisezimmer. Anfangs scheute sich George, etwas zu berühren, dann nahm er ein kleines Stückchen Kuchen — es war eine hausgebackene Marzipantorte —, dann einen Mund voll, und schließlich trank er auch seine Schokolade. Erleichterung und Freude malten sich in seinen schönen blauen Augen. Ein Stück Kuchen in der Hand, den Mund vollgestopft, lehnte er sich zurück und stieß mit den Stiefeln gegen den Tisch und rief im Brustton der Überzeugung: „Mein Papa sagt, ihr seid recht nette jüdische Leute. Hat er gesagt!“

VIII

Wie schnell die Tage der Kindheit für Arthur vergingen! Zumindest waren die Jahre der Unschuld für ihn nur kurz. Er konnte sich später nie entsinnen, welche Bemerkungen, die irgendein Lehrer in der Schulstube fallen gelassen haben mochte, den uralten Lerneifer in seiner Seele angefacht hatten. Mit zehn Jahren schon borgte er sich Bücher aus bei der öffentlichen Leihbibliothek in der Ninety-Sixth Street, daß sich die dortigen Angestellten, halb verwundert, halb billigend, lächelnd ansahen. Er verstand recht wenig von dem, was er in diesen Büchern über Weltgeschichte und Wissenschaft und Poesie las. Aus einem populären Werk über Astronomie machte er sich ein ungefähres Bild von dem ungeheuern Welt-raum mit den schimmernden Gestirnen, und aus Gibbons Buch entrollte sich ihm ein visionäres Bild von Marmor und purpurleuchtenden Kohorten unter afrikanischer Sonne und von schattenhaften Trupps von Reitern, die wie in Traumgefilen über Ebenen und Gebirge einem Ziele zustrebten, von einem Heimweh

erfaßt, an dem er teilnahm mit kindlichen Tränen im Auge. Und dieses unbestimmte Ziel hieß Rom... Er liebte die Bücher, wenn er sie auch nicht verstand, und bisweilen nahm er auch welche, die gänzlich unlesbar blieben für ihn. Das geschah der Jüngsten der Bibliotheksangestellten halber, einer Miß Fergusson. Sie erinnerte ihn immer, er wußte nicht weshalb, irgendwie an Citronatbonbons. Sie war brünett und hatte etwas Süßes und war doch so ernst dabei. In ihren Augen lag ein goldgrünlicher Schimmer. Sie bewunderte ihn, den kleinen Jungen, weil er so ernst war und imstande, so schwere Bücher zu lesen. Sie pflegte mit ihm an die Bücherborde zu gehen und legte ihm dabei zärtlich die Hand auf die Schulter oder aufs Genick, wobei es ihm heiß über den Rücken lief. Und wenn er dann ein Buch über Weltgeschichte oder Wissenschaft wählte und später vornahm, so malte er sich immer in seinen Wachträumen aus, wie Miss Fergusson von irgend jemand behelligt würde und er als ihr Ritter ihr zu Hilfe käme mit gezogenem Schwert und nie fehlender Lanze...

Die Bibliothek war für ihn ein Ort voll Romantik. Leider war sie wie alle romantischen Orte nicht immer leicht zugänglich. Zwar gab's auf dem Wege dahin keine Löwen, aber an einer Straßenecke, die man nicht gut vermeiden konnte, lag meist — und regelmäßig nach den Schulstunden — eine Schar von Lausbuben auf der Lauer, die ihr Daheim in der Amsterdam Avenue hatten. Er konnte sie nicht genau unterscheiden, empfand aber beständig den Eindruck, es seien derbknochige, stinkende und bössartige Teufel. Sie taten ihm in Wirklichkeit nie etwas zuleide, nur einmal paßten sie ihn ab und schlugen ihm seine Bücher aus dem Arm. Er hörte noch, wie einer sagte: „Sucht euch doch lieber einen handfestern Burschen aus!“ Aber die andern hörten nicht darauf und schrien: „Gebt's dem Mauschel! Hü, pack' deine Bücher zusammen!“ Und sie machten Miene, ihn zu verprügeln, und wollten ihn in die Flucht treiben. Es

war keine Möglichkeit, sich zur Wehr zu setzen. Alle waren größer und stärker als er und mindestens fünf an der Zahl... So mußte er in blinder Wut seinen Haß herunterwürgen. Zu seinem Unglückschätzte er richtig ab, wie die Lage stand. Sein Herz war voll Poesie und Lerneifer, und er erfreute sich der Zuneigung der hübschen Miß Fergusson, und doch hatten diese Bestien, diese Tiere, die Macht, ihn zu demütigen, zu erschrecken und eine Hetze gegen ihn zu veranstalten! Er weinte bitterlich auf seinem Nachhauseweg. Aber auf die Tränen folgte ein Anfall wilder Vermessenheit. Er wollte ein großer Mann, ein Gelehrter, werden. Aus allen Ländern, sogar von Rom würden die Menschen zu ihm kommen, um sich bei ihm Rats zu erholen. Diese Haderlumpen aber waren dazu bestimmt, Wirtshäuser auszukehren und Schmutz zu schaufeln...

Es gab wohl eine Möglichkeit, dieser Straßenecke auszuweichen, aber der Umweg war lang und unbequem, und Arthur ärgerte sich bei dem Gedanken, wegen dieser verächtlichen Bande noch weitere Unannehmlichkeiten leiden zu müssen. An einem Herbsttag fühlte er sich müde und träumerisch aufgelegt und machte mit seinen Büchern den Umweg durch die Amsterdam Avenue. Er schlenderte friedlich dahin und irgendwie — er konnte sich später nicht mehr genau erinnern, wieso es gekommen sein mochte — schloß er Bekanntschaft mit einem kleinen, fetten, jüdischen Trödler, namens Lesser, der in der Nachmittagssonne auf einem Feldstuhl vor seinem sonderbaren kleinen Kramladen zu sitzen pflegte. Lesser hatte einen rundgeschnittenen schwarzen Bart, ein rundes, dickes Gesicht und eine sehr scharfe Brille vor seinen freundlichen, intelligenten, braunen Augen. Er schüttelte den Kopf mit einer wissenden, freundlichen Miene und sagte: „Ganz wie ä kleiner *Melamed*.“ Arthur fragte zu Hause, was ein *Melamed* sei. Seine Eltern lächelten über die Frage, aber es kam ihm so vor, als klänge aus dem Lachen seines Vaters

ein verhaltener Schmerz. „Ein Lehrer“, war die Antwort...

Er hatte in spätern Jahren vergessen, worüber er und Mr. Lesser zu diskutieren pflegten, sah aber noch deutlich vor sich, wie er vor jenem Laden in der Amsterdam Avenue unter dem blauen und bronzefarbenen Nachmittagssonnenhimmel stand und wie sich in Mr. Lessers Augen Verwunderung malte über seine Fröhreife und sein Wissen. Und wie Mr. Lesser dabei den Kopf und den dicken, kurzen Zeigefinger hin und her bewegte. Noch eine andere Szene tauchte vor ihm auf. Darin eine dritte Person, ein großer, breiter, knochiger Mann in einem langen, schwarzen Rock, mit einem harten, steifen Hut, kleinen wasserblauen Augen und einem großen roten Bart, der ihm fast die ganze Brust bedeckte. Er war ein Stadtmissionär (ob aus eigenem Antrieb oder nicht, wußte Arthur nicht), der sich beständig auf eine süßliche kraftlose Art bemühte, jüdische Ladenhändler zu bewegen, Jesum Christum als ihren Erlöser anzuerkennen. Es machte Lesser Spaß, sich mit dem Mann in ein Gespräch einzulassen, und er sagte ihm, es bedürfe wahrhaftig nur eines jüdischen Kindes, um ihn in seiner Beweisführung zu widerlegen. So kam's, daß sich Arthur eines Nachmittags in Mr. Lessers Laden dabei ertappte, wie er mit dem rotbärtigen Missionär disputierte. Er argumentierte dabei nicht etwa vom jüdischen Standpunkte aus, sondern als kleiner Rationalist, der in seinem Gibbon zu Hause war. Er erinnerte sich später oft, wie stolz Mr. Lesser auf ihn gewesen war und wie entsetzt der Missionär, als er solche Beweisführung aus dem Munde eines Knaben hörte.

Als der Winter kam, ging's zu Ende mit dieser eigentümlichen Freundschaft; die Nachmittage waren dunkel, die Gassenbuben verschwunden und Mr. Lesser hatte sich in seinen engen Laden zurückgezogen. Arthur und Hazel wurden in eine Tanzschule geschickt, und Arthur verliebte sich bis über die Ohren in Elea-

nor Kahn... Er war damals dreizehn und sollte im kommenden Jahr die Mittelschule besuchen... Zweimal in der Woche sah er Eleanor in der Tanzstunde, und bisweilen traf er sie zufällig auf der Gasse... Ein- oder zweimal wartete sie vor der Tanzschule auf ihn und Hazel... Für ihr Alter war sie zwar klein von Wuchs, hatte aber doch schon die lieblich knospenden Formen eines heranwachsenden Mädchens; ihre Augen hatten etwas von dem Sternenglanz mitternachtsdunkler Waldteiche, und Grübchen lagen in den milchweißen Wangen. Arthur wich immer einem Tanz mit ihr aus; die Erregung wäre unerträglich gewesen. Aber sie mit andern Knaben tanzen sehen zu müssen, war für ihn nicht weniger furchtbar. Als er dann doch mit ihr tanzte, schmiegte sie sich so weich an ihn, daß ihn ein Schwindel ergriff und er zu Tod erschrak bei dem Gedanken, er könnte ausgleiten, hinfallen und sie mitreißen auf den spiegelglatten Boden... Noch am erträglichsten war ihm der Liebestaumel, wenn die Knaben und Mädchen nach der Tanzstunde nach Hause eilten, und er Hazel mit ihren Freundinnen vorausgehen ließ und allein durch die Straßen wanderte, in denen die Lichter trüb durch das Winterdunkel schienen... In solchen Stunden malte er sich aus, wie schön seine Geliebte doch sei, und zauberte sich fast unausdenkbare Szenen vor, in denen durch erlesene unerhörte Wunder es ihm möglich würde, sie so lang und heiß zu küssen, bis ihr dabei die Sinne schwänden... Tränen traten ihm in die Augen... Dann stand er noch lang in dem Schatten des Balkons seines väterlichen Hauses im Schnee, jede Minute zu nützen, um ungestört träumen zu können, bevor er hineinging in das erleuchtete, mit lauten Gesprächen erfüllte Haus zu Abendessen, Schulaufgaben und Zubettegehen... Er verweilte im Sternendunkel und im Schnee, und eine Stimme in ihm riet ihm, jeden Augenblick des unvergleichlichen Zaubers einer frühen Liebe zu schlürfen.

IX

In drei Jahren bewältigte er die Arbeit von vier Jahren auf der Mittelschule. Harte Jahre voll Schmerz und Kopfweh und Alldruck im Wachen und im Schlafen. Kaltsinnige aufregende Jahre. Er durstete nach Wissen, aber seine Nerven versagten oft und sein Blut fieberte. Er sah mit an, wie George Fleming, der in derselben Klasse saß, sich aber nur mühsam von Semester zu Semester durch die Prüfungen quälte, glücklich, sorglos und emsig tätig bei den körperlichen Freiübungen als Mitglied einer Baseballmannschaft dahin lebte, — aber oft war er Zeuge, wie George Redensarten im Munde führte, bei denen dieser sich sicherlich nichts dachte, die aber derart schmutzig waren, daß ihm — Arthur — schwarz vor den Augen wurde... Er mußte sich mit aller Gewalt zwingen, die Stunden für die gymnastischen Übungen nicht zu schwänzen, denn die rohen Bretterverschalungen und der Geruch der nackten Körper und die unflätigen Witze der jungen Leute, wenn sie vor Verlassen der Räumlichkeit unter den Duschen standen, machten ihn buchstäblich krank... Eine verhängnisvolle Stunde kam: die jungen Leute standen splitternackt umher und warteten auf die Duschen, um sich dann anziehen zu können... Ein hochgewachsener Bursche, den Arthur kaum dem Namen nach kannte, deutete mit dickem Daumen über seine weiße, mit Pickeln übersäte Schulter und brach in ein brüllendes Gelächter aus: „Ein Mordsjux, diese Mauschel bei einer Leibesübung zu sehen!“ Ohne einen Grund anzugeben, sagte Arthur, er wolle eher die Universität verlassen, als noch länger am Training teilnehmen. Sein Vater meinte: „Es gehen doch alle andern hin. Warum willst du nicht?“ Wütend und rot im Gesicht zuckte Arthur die Achseln. „Ich geh’ nicht mehr hin, Papa.“ Seine Mutter blickte verstört drein. „Ich werde ihn zu Watermann schicken, Jacob.“ Dr. Watermann hielt Arthur eine lange Vorlesung über die wohltätige Wir-

kung körperlicher Übungen, besonders in seinem Alter und bei dem Befunde seines nervösen Zustandes. Arthurs Augen suchten beständig den Fußboden. „Lieber verlasse ich die Schule.“ Er blieb starrköpfig. Dr. Watermann sprach noch ein paar Sätze über Sexualhygiene, verschrieb ein Nerventonicum und gab ihm einen Zettel, der ihn von den Leibesübungen dispensierte... Arthur stürzte sich in seine Studien und in Diskussionen über Sozialismus mit Joe Goldmann und trat dem Debattierklub bei. Henry Loring, der Held der peinlichen Szene in der Turnstunde, war Vorsitzender. Arthur griff ihn mit verbissener Wut an. Plötzlich sah er die goldbraunen, schlau zwinkernden Augen Joes auf sich gerichtet. „Warum zankst du dich herum mit diesem stupiden Goj!?“ Arthur attackierte Loring seitdem nicht mehr. Er sprach auch mit Joe weiter nicht darüber, aber er fühlte deutlich, daß Joes Art, das Problem zu lösen, keineswegs eine Lösung bedeutete. Worin bestand im Grunde genommen eigentlich das Problem? War es vielleicht gar keines? Litt Joe seinerseits überhaupt? War er selbst nur eine Ausnahme und ein Grillenfänger?... Mit krankhafter Überreiztheit wurde er sich des Klangs seines Namens bewußt. Wenn ein Lehrer oder ein Mitschüler „Levy“ rief, zog sich etwas in ihm zusammen, straffte sich und setzte sich zur Wehr... Er entdeckte mit einem Mal, daß sein Vater mit einem fremdartigen Akzent sprach, ebenso wie die Großmutter Oberwarter und Joes Vater... Er hatte das natürlich längst gewußt, aber jetzt stach es ihn und berührte ihn peinlich. Bei Tisch zu Hause zerbiß er sich unerträglich gereizt die Lippen, wenn sein Vater etwas erzählte; er schämte sich dieses Gefühls und konnte es doch nie unterdrücken... Dann kamen ein Tag und ein Augenblick, die Arthur nie in seinem Leben mehr vergessen konnte. Sein Vater sprach von einem seiner Angestellten und machte sich Vorwürfe, daß er nicht sicherere Maßnahmen getroffen hätte, bevor er ihn in Dienst genommen, denn es wolle

ihm scheinen, als ob der Betreffende abfällig über die Firma spreche. Arthur verstand nichts von der ganzen Sache, aber der Tonfall und die ungrammatische Ausdrucksweise seines Vaters empörten ihn. Vielleicht war der Grund der, daß er, wie er sich später sagte, irgendein verlogen-idealistisches Buch gelesen hatte, das ihn so aufbrachte. Er schrie heraus: „Ach, immer dieser ewige jüdische Argwohn!“ Sein Vater legte seine Serviette hin und blickte ihn mit vorwurfsvollen, gekränkten und gramerfüllten Augen an: „Gut, sin mer Jüden, wie du schon weißt, mein Sohn...“ Arthur stürzte hinaus und schloß sich in das kleine Spielzimmer, das jetzt seine Studierstube war, ein, warf sich auf den Boden und blieb dort liegen in verzweifelterm, heißem, blindem Jammer Stunden hindurch...

Viertes Buch

I

Die Pharisäer erfreuen sich keines guten Rufs in der Weltgeschichte. Gemäß der christlichen Legende und Überlieferung waren sie lederne Äußerlichkeitskrämer und Heuchler, die bewußt und absichtlich ein aufdämmerndes Licht erstickten und einen König mit Glorienschein dem Tode überlieferten. In Wirklichkeit waren sie Patrioten und der Vollbluttypus eines Volkes in Fesseln, vergleichbar den Italienern unter österreichischer Herrschaft oder den Südtirolern unter der faschistischen Gewalt. Rebellen waren sie nicht, denn sie sahen keine Hoffnung auf Freiheit in einer Welt vor sich, in der es ein Recht der Nationen auf Selbstbestimmung nicht gab; wohl aber lebte in ihnen der Trieb und die Leidenschaft dafür. Ihre Absicht war, die jüdische Nation vor dem Untergang zu bewahren und sich einzusetzen für religiöses und kulturelles Gemeingut, sowie für politische Unabhängigkeit, auf daß Israel nicht zernagt und als Volk vernichtet werde durch Auswanderung, Vermischung des Blutes, durch Romanisierung, durch Hellenisierung. Wie recht hatten sie doch von ihrem Standpunkte aus als praktische Politiker! — Dann kam bekanntlich das Jahr 70 mit der Zerstörung des Tempels; es kamen die furchtbaren Erpressergesetze und Blutbäder unter Hadrian... Nationale Minderheiten bleiben heutzutage, wenn sie unterdrückt werden, lediglich dadurch am Leben, daß sie festhalten an der eigenen Sprache, an Literatur und Schulwesen. Die Juden erhielten sich durch ihre Religion mit ihren bis ins kleinste ausge-

arbeiteten Gesetzen . . . Die Pharisäer waren ihre Bewahrer und sie sträubten sich nicht im geringsten gegen die ethischen und rein geistigen Lehren des Jesus, der in dieser Hinsicht niemals etwas gepredigt hatte, was nicht schon früher von Weisen und Propheten ausgesprochen worden wäre oder als Gesetz anerkannt in vielen heiligen Büchern oder Überlieferungen. Was ihnen schon bei den ersten Regungen dessen, was später Christentum werden sollte, widerstrebte, war der Universalismus, der Antinationalismus und die anscheinend zersetzende Macht dieser Bewegung . . . Daß eine solche Furcht Wurzel fassen konnte, ist, wenn man einen Blick auf den waffenstarrenden Nationalismus jeder sogenannten christlichen Nation die vielen Jahrhunderte hindurch wirft, einer der ironischsten Witze, die sich die Weltgeschichte jemals erlaubte . . . Was die Kreuzigung betrifft, so dürfen wir, wenn wir uns auf die Legende berufen, ruhig sagen, daß die ganze Verantwortung dafür auf Pontius Pilatus fällt, der als römischer Vollblutpatriot und kaisertreuer Beamter nicht anders handelte als jener englische General, der die wehrlosen Inder in Amritsar niederknallen ließ, um das Reich, dem er diente, vor Schaden zu bewahren. Kreuzigung bedeutete für Pilatus ungefähr dasselbe, wie der Gebrauch von Maschinengewehren für einen modernen imperialistischen Statthalter. Er hatte hundert Samaritaner ans Kreuz geschlagen, nur weil sie einen religiösen Pilgerzug auf einen gewissen Berg unternahmen, der heute noch den Wohnort ihrer wenigen Nachkommen bildet in der Nähe der arabischen Stadt Jellin. Eine Kreuzigung mehr oder weniger spielte für ihn keine Rolle. Nur ist das Kreuz malerischer als ein Maschinengewehr und stand in Gebrauch zu einer Zeit, die zur Mythenbildung neigte.

Darf man mir, dem Pazifisten, Internationalisten und jedem Kompromiß abgeneigten Freiheitsfanatiker, den Vorwurf machen, ich verteidigte plötzlich — aus Vorliebe, mein eigenes jüdisches Steckenpferd zu rei-

ten — die Feindseligkeit der Pharisäer gegenüber Jesus und der Lehre von einer umfassenden menschlichen Verbrüderung und stemmte mich gegen ihn, der doch ihr ewiges Symbol ist, heilig auch für alle, die bezweifeln, er hätte in Wirklichkeit gelebt, oder gegen die ragende Macht des Geistes gegenüber den Mächten dieser Welt? Nein. Ich halte mich immer zu den Ausgestoßenen, den Verachteten und zu denen, die sich gegen Unterdrückung auflehnen: zu Jeremias und zu dem Jesus der Überlieferung . . . Freilich, alles menschliche Denken endet, wie ich schon einmal sagte, immer mit einem Widerspruch. In einem von Ehrgeiz besessenen Staate, der Millionen Menschen in den Krieg hetzt, ist der, der sich auflehnt dagegen, der aufrechte Mensch; und der unbeirrbare Pazifist ist der einzig wahre Freund der Menschheit; in einer unterdrückten, dezimierten und verfolgten nationalen Minderheit — wie die Juden unter Rom und die Südtiroler unter dem Faschismus —, die darauf achten muß, daß kein Jota oder Tüttelchen ihrer kulturellen oder religiösen Erbschaften verlorengeht, muß der Entschluß herrschen, nicht unterzugehen, denn so gut wie im einzelnen Menschen, lebt auch in einem Volke der Wille zum Leben. Und dieser Wille, genau zu unterscheiden von einem Willen zur Macht oder Herrschaft, ist eine heilige Sache . . . Macht also und der Trieb danach ist der springende Punkt. Dieselbe Tat, die gut erscheint für ein schwaches oder unterworfenen Volk, ist böse für ein mächtiges oder siegreiches. Besiegtsein heißt Sieg, und Sieg bedeutet Niederlage, das ist das Geheimnis; sich nicht zur Wehr setzen ist der mächtigste Schild, Bataillone sind brüchiges Schilf . . . Ghandi wird immer im Rate der Völker eine Stimme bedeuten und ein ragendes lebendiges Bild sein an ihrem Herde, wenn alle die Mächte, die ihm widerstehen wollten, verweht sein werden wie Staub im Winde . . . jener Ghandi, der, die Pharisäer in dieser Hinsicht weit überragend, fordert, daß sein Volk nicht nur seine geistigen, sondern auch seine materiellen

Güter wahrt, indem es die heimatliche Sprache und das heimatliche Denken hochhält und seine Gewebe selber herstellt auf eigenen Spinnrocken . . . Aber, bevor noch der Internationalismus siegt, muß es Nationen geben, und wir dürfen nicht dulden, daß, ehe dieser Tag anbricht, die mächtigen Völker die schwachen zertreten. Um der Starken willen müssen wir die Schwachen schützen; nur durch Freundschaft mit dem Schwachen kann der Starke bewahrt werden vor den Sünden seiner Macht . . .

In geruhsamen Zeiten ist es leicht und offenkundig von Nutzen, sich mit den Starken und Siegreichen zu vermischen, besonders, wenn diese einen Wunsch danach zeigen . . . Viele Juden bemühten sich, ihr Volk zu vergessen in der Zeit der Hellenisierung und der Germanisierung, und heute noch geschieht es in den Tagen der Amerikanisierung . . . Nur gelingt es den meisten Juden nicht . . . Irgend etwas drängt sie immer wieder zu ihrem alten Standpunkt zurück, den Schwachen beizustehen gegen die Starken und den Besiegten gegen die Sieger . . . Und wenn sie auch die Schwäche und Niederlage ihres eigenen Volkes nicht aus der Welt schaffen können, immer wieder stellen sie sich, wie Marx oder Lassalle und hundert andere, an die Seite der Schwachen und Unterdrückten der ganzen Erde . . . Vielleicht ist das der Grund, weshalb die Juden bestehen blieben . . . Alle die, die da nicht wissen, was es heißt, geknüttet zu werden — die Verblendeten und Gewalttätigen, die Kriegsgierigen —, sie werden eines Tages zu Staub zermalmt sein . . . Die aber, die die Niederlage geduldig tragen mit all ihren geistigen Folgen, haben ein Anrecht, für immer zu bestehen . . .

II

Arthur besuchte gegen Ende 1910 die Columbia-Universität. Die neuen Bauten auf den Morningside

Heights, erst seit wenigen Jahren eröffnet, ragten und schimmerten in Neuheit und Glanz. Das Muffige, Grämliche und Sorgengequälte einer dicht besuchten Hochschule war abgefallen wie ein altes, abgetragenes, lästiges Gewand. Man konnte sich auf dem ausgedehnten viereckigen Platz der Anlage frei bewegen wie ein aufrechter Mensch; man saß in bequemen Lehnssesseln in der großen domartigen Bibliothek, und Diener, die selber etwas an sich hatten von der Würde, die von Gelehrsamkeit ausgeht, brachten einem die Bücher. Man genoß volle Freiheit in der Wahl der Kurse und Studien, konnte den „Campus“ — die ausgedehnte freie Anlage innerhalb der Gebäude —, wenn's einem gefiel, zwischen den Lehrstunden verlassen und die Zeit genußreich hinbringen auf dem schimmernden, im Widerschein der gelbwerdenden Pappeln goldiggefleckten Flusse. Die Welt wurde einem weit und mild. Alle innere Qual verging, und jeder Mangel an Zuversicht schwand... Arthur konnte von seinem Heim ins Kolleg gehen, und wenn er wollte, wieder zurück zum Lunch; bald aber zog er es vor, am gemeinsamen Frühstück in der Universitätshalle teilzunehmen. Die Regelmäßigkeit des Lebens und der Eindruck der Geräumigkeit der Anstalt selber erweckten in ihm das Gefühl der Behaglichkeit, als sei er in dieser Welt vollkommen zu Hause — genauer ausgedrückt: in jenem Teil der Stadt, die zwischen der Ninetieth Street und dem nördlichen Abschnitt des Campus liegt und zwischen der West End Avenue und dem North River. Das alles war für Arthur bald eine Welt geworden, die für ihn in geistiger Hinsicht eine Ausdehnung seines Heims bedeutete und in ihm wieder das Gefühl der angenehmen Sicherheit erweckte, das er seine ganze Kindheit hindurch empfunden, wenn er sich in wachen Träumen sein Vaterhaus als eine romantische Festung vorgestellt... So sehr hatte er sich dort, ohne weiter seine Gefühle zu analysieren, eingelebt, daß es ihm fast unangenehm war, gelegentlich in die Stadt gehen zu müssen, selbst

wenn es galt, einem Konzert oder einer Theater-
vorstellung beizuwohnen. Er ließ sich von seinen In-
stinkten leiten, ohne weiter über sie nachzudenken.
Später erst kamen die Jahre, in denen er sich genötigt
sah, eine solche innere Führung, bestürzt und in
Schrecken gesetzt durch ihre Unverlässlichkeit, genau
zu prüfen...

Das neue Leben war für ihn so wonnevoll, daß er
eine Zeitlang mit niemand verkehrte. Der ältere sei-
ner beiden Vettern, Eugen Adams, war bereits Stu-
dent im zweiten Jahr; Harry Adams und Joe Gold-
mann waren zugleich mit ihm in die Columbia-Uni-
versität eingetreten. Eugen, der bereits mitten im
studentischen Treiben stand und sozusagen Kolleg-
politik trieb, ließ sich nur bisweilen blicken; er tat
sehr stolz und hielt es für eine Art Pflicht, seinen jün-
geren Kameraden Ratschläge zu erteilen; er tat sich
etwas zugute auf eine gewisse kühle Vornehmheit in
der Erscheinung. Sein Vater hatte längst seine Stel-
lung als Vertreter einer Wollwarenfirma aufgege-
ben und war amtlich anerkannter Sensal geworden;
er hatte sich eins der ungeheueren, rot und weißen,
siebenstöckigen, mit Aufzügen versehenen Miethäuser
an der unteren Morningside Avenue gebaut, die da-
mals gerade in Newyork in Mode kamen, und be-
wohnte eine Flucht von Zimmern im ersten Stock. Er
wünschte, daß einer seiner Söhne Medizin studiere,
denn die Räumlichkeiten lagen für einen Doktor be-
sonders günstig. In der Zwischenzeit ließ er in seinem
Haus keinen Arzt einziehen. Auf diesen Umstand kam
eines Tages Eugen bei einem seiner plötzlichen Be-
suche gegenüber seinem Vetter Arthur und Joe Gold-
mann in anscheinend offenherzigster Weise zu spre-
chen. Seine Stimme hatte etwas Einschmeichelndes,
und doch lag etwas wie unterdrückte Barschheit in
ihrem Klang. Mit besonderer Sorgfalt pflegte er sei-
nen kleinen glänzenden Schnurrbart. Für einen Juden
hatte seine Physiognomie fraglos etwas Jüdisches,
aber die gerade Nase, die schlanke Gestalt und das

gelassene Benehmen, zusammen mit dem „s“ am Ende seines Namens konnten leicht einen Christen täuschen. Er promenierte mit Joe und Arthur auf dem Campus.

„Ganz unter uns gesagt, ich habe nicht die leiseste Absicht, Medizin zu studieren. Mag es Harry tun, wenn er will. Oder du, Arthur. Für meinen Vater bleibt sich's gleich. Die Leute scheinen der Ansicht zu sein, es gäbe nur zwei Berufe: Jus oder Medizin.“ Seine Stimme wurde leiser. „Die Stadt ist bereits überfüllt von jüdischen Ärzten und Juristen. Jetzt besuchen sogar Leute aus den östlichen Vierteln das Kolleg. Wir müssen uns nach andern Berufsarten umsehen.“

Arthur hörte ernst und voll Bewunderung zu. Es war seine Gewohnheit, Reden von Menschen ohne Mißtrauen hinzunehmen; niemals vermutete er dahinter unsaubere Beweggründe, Doppelsinn oder Hinterlist. Natürlich durchschaute er offenkundige Lügen, aber Hinterhältigkeit oder Verschleierung wirklicher Überzeugung überstieg sein Begriffsvermögen. Er wunderte sich daher, daß Joe so eigentümlich grinste.

„Nun, und was gedenkst du zu tun, Eugen?“ fragte Joe. „Ingenieur werden?“

Eugen lächelte überlegen. „Denke nicht daran! Ich habe eine Vorliebe für Literatur, und Odell meint, ich besäße eine feine Nase dafür. Ich will Verleger werden.“

Arthur sah innerlich sofort Professor Odell vor sich mit dem vorzeitig weißgewordenen Haar und dem leidenschaftslosen römischen Gesicht. Mehr als je imponierte ihm sein Vetter.

„Eine ausgezeichnete Idee, Gene“, sagte er.

Eugen nickte gnädig bei diesem Kompliment und eilte fort.

Joe lachte leise auf; nur blieben seine goldbraunen Augen traurig dabei. Seine Augen hatten immer etwas Erschrecktes. Wer ihn nicht kannte, mochte meinen, sie verheimlichten etwas, aber Arthur wußte es besser

und fühlte immer ein wenig Sorge um Joe, obgleich dieser weit reifer und klüger war als er selbst.

„Ein netter Plan das“, sagte Joe mit dem undefinierbaren jüdischen Unterton — dem Singsang im Jiddisch, von dem sich kein Mitglied der Goldmannfamilie ganz frei machen konnte. „Natürlich liebt er Literatur. Ich doch auch. Und du. Aber muß er ausgerechnet Verleger werden? Er will sich damit eine Position schaffen. Die Autoren sind Christen; wenigstens die meisten. Sie werden auf ihn angewiesen sein; werden in sein Haus kommen. Wen behandelt ein jüdischer Arzt? Juden. Wer sind die Klienten eines jüdischen Anwalts: Zumeist Juden. Aber ein Verleger — da steht die Sache anders. Er ist ein Snob.“

Irgend etwas in Arthur bäumte sich wütend auf gegen Joes Auslegung der Beweggründe Eugens. Nicht weil „Gene“ sein Vetter war; er fühlte sich zu Joe ebenso hingezogen. Er dachte nach über Joes Worte; glaubte, den Irrtum erkannt zu haben, der ihnen zugrunde lag.

„Hör zu, Joe!“ begann er, „das alles ist lächerlich. Immer wenn ein Jude einen Beruf wählt, der ihn mit Christen zusammenbringt, wirst du sagen, sein Beweggrund sei Snobismus,“ er wurde ärgerlich, „eine solche Logik führt ins Uferlose. Soll ein Jude immer nur das tun, was ihn mit Juden zusammenbringt? Ich sehe den Grund nicht ein. Was ist das überhaupt: Judenschaft?“

Joes traurige Augen blickten ins Weite.

„Judentum ist ein Fluch. Der Weg, den Fluch aufzuheben, besteht nicht darin, davonzulaufen; man muß ihn zerstören.“

Arthurs Herz fing plötzlich an, seltsam erregt zu schlagen.

„Wieso?“

„Man muß die proletarische Revolution fördern und die wirkliche Verbrüderung der Menschen. Karl Marx hat erklärt . . .“

Arthur hörte nicht länger zu; seine Erregung war ver-

flogen. Er hatte keinen Sinn für nationalökonomische Fragen. Sie langweilten ihn. Auf seine eigene Weise erregt, fuhr Joe noch eine Weile fort zu reden, und beständig lag dabei in seinen Augen der eigentümlich abgezogene Blick. Arthur trieb es, sich von Joe zu verabschieden und nach Haus zu gehen. Diese langen, spitzfindigen Argumente machten ihn müde und hilflos...

III

Unter den Studenten befand sich auch ein gewisser Hollsworthy Brown. Joe, bei leidenschaftlicher Erregung in die Redeweise seines Vaters verfallend, rief: „Hollsworthy — auch ä Name!“ Der junge Mann, von dem sie sprachen, war blond und blauäugig, nur hatte sein blondes Haar eine gewisse rötliche Färbung und eine verdächtige Neigung, sich zu kräuseln; hinter dem anscheinend klaren und unschuldigen Blick tiefer Augen lag etwas gekünstelt Abgründiges. Die Nase war gerade, nur ein bißchen zu lang. Er ging ganz auf in Sport und Kolleg und verkehrte ausschließlich mit Christen.

„Was hast du eigentlich gegen Brown?“ fragte Arthur.

„Er ist der Sohn des H. — ausgeschrieben: Haimann — B—r—a—u—n. Mantel-Millionär und Kleiderfabrikant, einer der übelsten Schundwarenönkel in Newyork. Und hier spielt er sich auf den Goj!“

Arthur hatte die hämische Art Joes, Menschen zu beurteilen, satt.

„Nun, warum soll er's nicht tun, wenn's ihm paßt!?“ Seine Worte klangen gereizt. „Wir glauben doch auch nicht an die jüdische Religion, oder? Mein Gott! Wir wissen gar nicht, worin sie besteht. So oder so: in Amerika sind alle Menschen gleich —“

Joe kicherte in sich hinein. „Warum sich dann für etwas ausgeben, was man nicht ist? Warum seinen Namen ändern? Würdest du dich anders nennen?“

Arthur wurde rot. „Nein.“

„Warum nicht?“

Arthur antwortete verbissen: „Ich weiß nicht.“

Joe lächelte verstohlen. „Ich scher' mich keinen Pfifferling um meinen Namen, möchte aber auch nicht Wasser auf die Mühle des Antisemitismus — übrigens auch nur eine rein kapitalistische Erscheinung — treiben, indem ich ihn gegen einen andern vertausche. Brown tut das. Biedert sich an. Ich wette, zu sich lädt er keinen von seinen ‚Brüdern‘ ein. Über H. Brauns Tür hängt eine *Mezuzah*.“

„Was ist das?“ fragte Arthur.

Joe zwang sich, nicht laut heraus zu lachen. „Gleichgültig. Warum die Unschuld deiner Seele trüben?“

Beim Lunch fragte Arthur plötzlich seine Mutter, was eine *Mezuzah* sei. Sie dachte eine Weile nach. „Ich glaube, mein Junge, es ist das eine Art Metallbüchchen mit den Zehn Geboten darin, das altmodische Leute an ihre Türen nageln und zu küssen pflegen, wenn sie das Haus betreten.“

Ohne erkennbaren Grund brach Hazel, die für ihr Alter groß, schlank und blitzblank schön war wie eine dunkle Schwertklinge mit tiefen schimmernden Lichtern darauf, in Schluchzen aus und lief aus dem Speisezimmer. Arthur blickte seine Mutter fragend an. „Was hat denn das Mädel, Mama?“

Mrs. Levy runzelte die Stirn. „Sie war ganz versessen darauf, in die Bretherton-Schule zu kommen. Eine sehr vornehme Anstalt, wie du weißt. Ich stellte mich taub, denn ich hatte eine unangenehme Vorahnung. Aber das Kind ließ nicht locker. Und so schrieb ich ein Aufnahmegesuch für sie; man wies sie ab.“

Das sonnenbeschienene Zimmer wurde plötzlich klein und fern vor Arthurs Augen, verschwand und ließ ihn wie in traurigster Finsternis zurück. Er erschauerte unter dem Gefühl plötzlicher Einsamkeit und Lebensangst; dann durch einen halbbewußten Denkprozeß zwang er sich wieder zurück zu schwacher Empfindung der Wirklichkeit und sah die weiße amethyst-

beringte Hand seiner Mutter mit einem Silberlöffel spielen.

„Welche Gründe haben sie angegeben?“ hörte er sich selber fragen. „Und wie steht's mit den Freefield-mädeln?“

Seine Mutter spielte weiter mit dem silbernen Löffel; blickte nicht auf.

„Mrs. Bretherton benahm sich sehr liebenswürdig gegen mich. Sie sagte, sie hätte selber nicht die geringsten Vorurteile. Sie sei sogar sehr stolz auf die Freefieldtöchter und auf Marjorie Brown und die andern jüdischen Mädchen in ihrer Schule.“

„Nun und?“

„Aber sie sagte, wenn sie noch mehr Judenmädchen aufnahme — also mehr als ein Zehntel aller ihrer übrigen Schülerinnen —, käme die Schule in den Ruf, mit Jüdinnen überfüllt zu sein, und die christlichen Mädchen würden austreten. Sie sagte, es sei das in der Stadt bereits in einer feinen Knabenschule geschehen, und der Besitzer hätte sein Vermögen dadurch eingebüßt. Sie könnte erst wieder jüdische Mädchen aufnehmen, wenn andere die Schule absolviert hätten.“

Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich Arthurs. Von diesem Augenblick an nahm er sich vor, immer zuerst auf die Stimme der Vernunft zu hören. Er wollte eben etwas erwidern, da trat Hazel ins Zimmer. Ihre schwächliche, reizende Gestalt bebte, und sie sagte unter Schluchzen:

„Bitte, Mama, bitte, erörtere die Sache nicht weiter! Es ist das alles ja nur, weil wir Levy heißen.“

Mrs. Levy blickte auf. „Nun, und Helene Cone?“

Hazel lachte ironisch auf. „Ja, C—o—n—e.“

„Aber schau' doch, Kindchen,“ sagte Arthur, „wenn die Dinge so liegen, wie Mrs. Bretherton sie schildert, was kann sie andres tun?“

Hazel hob das feine Kinn, und ihre Augen blitzten. „Manchmal hasse ich dich geradezu, Arthur. Immer nimmst du für Andre Partei gegen uns.“

Mrs. Levy fuhr auf. „Um dir nur die Wahrheit zu sagen, mein Junge, auch ich glaub' dieser Mrs. Bretherton nicht. Die Freefields und die Browns und die Cones sind viel reicher als wir, aber ich vermute, es sind da noch andere Gründe.“

„Zum Beispiel?“

Mrs. Levy schüttelte schwermütig den Kopf und schwieg.

Beim Abendessen sagte Hazel plötzlich — wie um ihre Tapferkeit zu zeigen, und gleichzeitig in ihrer Wunde wühlend —: „Nun, was soll ich also eigentlich tun?“

Arthur blickte erwartungsvoll seinen Vater an, der wie gewöhnlich über rein praktische Angelegenheiten sprach oder seiner außerordentlichen Liebe für seine Familie mit spielerischen Worten Ausdruck gab. Jacob Levy war bereits ganz ergraut, aber seine Züge waren noch vollkommen frei von Runzeln und seine Hände fest und kräftig. Sein blondgrauer Schnurrbart senkte sich auf sein Kinn. Die Augen blieben ruhevoll. Dann zog er die Brauen hoch, biß die Lippen zusammen und wiegte den Kopf nach jüdischer Art hin und her, was Arthur immer mit einer gewissen Feindseligkeit erfüllte. Er beugte sich über den Teller und schlürfte einen Löffel Suppe ein wenig geräuschvoll ein, was wiederum Arthur auf die Nerven ging. Dann sagte er:

„Worüm ausgerechnet in so ä vornehme Schul gehn? Ä gute Schul? Zugegeben. Auf die Kosten käm's mer nicht an. Aber ä Narretei is es! Ä Freind von mir, Warschauer — du weißt doch, Trudchen: in Firma Warschauer & Söhne — hat mir ämol gesagt, während wir gefrihstickt haben wie heute, daß er seine Töchter in eine wundervolle Schule geschickt hat, wo nur jiddische Mäd'el gewesen sin, und es wär ä großartiger Unterricht dort. Worum kann Hazel nicht auch hingehn?“

Hazel wurde blutrot. „Ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht.“

Jacob Levys ruhevoll' Augen blickten ein wenig

streng. „Wortüm nicht? Schämst du dir, jidisch zu sein?“

Mit einem erlösenden Schrei der Erleichterung rief das junge Mädchen: „Ja, ich schäme mich! Ich bin geradeso gut wie irgend jemand; ich bin genau soviel wert wie all die Christenmädel, die ich kenne, — und doch kann ich nicht in eine nette Schule gehen; und die Leute in den Läden grinsen, wenn ich meinen Namen nenne —“

„Ach nein doch, das tun sie gewiß nicht, Kindchen!“ unterbrach sie Arthur.

Hazel blickte ihn fest an. „Gut, aber sie wollten grinsen, oft und oft; ich hab's genau gefühlt.“

Mrs. Levy schüttelte den Kopf. „Das ist hysterische Einbildung, Hazel!“

Jacob Levy legte die flache Hand fest auf den Tisch und blickte von Hazel zu Arthur.

„Ihr habt doch keine Ahnung, wie gut's uns hier geht in Amerika. Ihr seid Bürger, genau wie jeder andere; Militärdienst gibt es nicht. Drüben, zu meiner Zeit, im alten Vaterland —“

Arthur wurde von Wut ergriffen. „Das alles hat mit der Sache selbst nichts zu tun, Papa. Die Zustände haben sich auch in Europa geändert. Heutzutage maßt sich niemand das Recht an, Unterschiede zu machen. Möglich, daß sie in Europa noch nicht so weit sind. In Amerika geht das nicht.“

Jacob Levy lächelte. „Geht nicht? Sie dürfen nicht? Güt. Aber sie tun's! Was kümmert das uns? Wohin gehen, wann man dich nicht laßt? Meine Geschäftsfreunde sind lauter Juden. Ä paar Deutsche dazwischen und gut. Ich versteh' die Leute, und sie verstehen mich. Wir haben dieselben Interessen. Wir kümmern uns jeder um seine Sach'. Wir bleiben bei unsere Leut.“

Arthurs Wut verflog. Er fühlte sich müde. Es fiel ihm keine Antwort ein, die er seinem Vater hätte geben können, und doch dachte er so gänzlich verschieden. Waren die Juden „seine Leute“? Die seiner Schwe-

ster? Und selbst zugegeben, es wäre so, sollte man sich deswegen zurückhalten, eine andere und weitere Wahl zu treffen dem Gefühle nach? Die Beziehungen mit andern abbrechen, bloß weil — wie auch immer das Innere beschaffen sei — Name und Physiognomie anders sind? Nein. Es wollte ihm scheinen, als träfen seines Vaters Worte sein Problem ebensowenig wie das Hazels.

Ein wenig verträumt, aber dennoch herausfordernd, fragte er: „Wer sind unsere Leute?“

Logische Beweisführungen waren nicht seines Vaters stärkste Seite. Alles, was Arthur ihn unter dem graublonden Schnurrbart murmeln hörte, war ein Wort, das wie „*Meshugas*“ klang.

IV

Im Anfang seines zweiten Studienjahres schloß Arthur Bekanntschaft mit Charles Dawson, seinem Nachbarn bei den Vorträgen über Philosophie, einem hochgewachsenen, breitschultrigen, weißblonden und schläfrig dreinschauenden jungen Mann; seine blassen Augen hatten einen ruhigen, aufmerksamen, kühlen, nachdenklichen Blick. Seine Stimme war eintönig, und seine Redeweise klang ein wenig grämlich. Er war zwei Jahre älter als Arthur. Die Bekanntschaft hatte damit begonnen, daß Dawson zu Arthur beim Vortrag sagte, es sei zwecklos, mitzuschreiben, da der Professor selber keine Ahnung hätte, was er eigentlich vortrage; der arme Kerl sei zehn Jahre hinter seiner Zeit zurück. Sie verließen an jenem Tage gemeinsam den Philosophiesaal, zündeten sich Zigaretten an und schlenderten in dem viereckigen Hofraum hin und her. „Da hat man's wieder,“ erklärte Dawson, „das alte Resultat akademischer Schulmeisterei. Der Professor hat in der Columbia seine Examen gemacht. Von Münsterberg hält er nichts, weil der in Harvard sitzt; von Freud hat er überhaupt noch nichts gehört,

und wahrscheinlich kann er nicht einmal ordentlich Deutsch lesen.“

In Arthur zuckte ein Gedanke hoch, und er nahm sich vor, sofort Deutsch zu lernen. Er wußte, daß sowohl sein Vater wie seine Mutter die Sprache kannten, und daß sie sogar seines Vaters Muttersprache war. Nur weil sein Vater immer im englischen Dialekt sprach, hatte er selbst sich wahrscheinlich in der Schule für Lateinisch und Französisch entschlossen. Hatte er es vielleicht unbewußt nur deswegen getan, weil Deutsch mit der Vergangenheit seiner Familie zusammenhing, von der sich irgendwie loszulösen es ihn innerlich trieb? Auch Hazel hatte sich, wie ihm plötzlich einfiel, unvernünftigerweise gescheut, Deutsch zu lernen, und Spanisch und Französisch vorgezogen. Die Bemerkung Dawsons lenkte ihn plötzlich auf einen neuen Pfad. Dawsons Vater war, wie er erfuhr, ein Brooklyn-er Neurologe und hatte mehrere Jahre in Leipzig und Berlin studiert; auf dem Leipziger Konservatorium für Musik hatte Dr. Dawson die junge Amerikanerin, die er später heiratete, kennengelernt. Charles' amerikanische Eltern hatten ihn schon von Kindheit an deutsch unterrichten lassen. — „Eine verdammte Verrücktheit“, sagte Dawson zur Arthur, „sich einzubilden, man könnte weit in Philosophie oder irgendeiner andern Wissenschaft kommen ohne Deutsch. Französisch ist eine ganz nette Sache für junge Frauenzimmer, aber wenn man Psychologie oder Biologie ernst nimmt, braucht man mehr.“

Man hörte Psychologie dreimal in der Woche von 12 bis 1 Uhr. Charles und Arthur pflegten zusammen zum Lunch zu gehen. „Fertig zum Futtern?“ hatte Charles das erstemal kurz gefragt, und Arthur nickte dazu. „Hundefressen“, hatte Charles erklärt. Dann waren sie zusammen in den geräuschvollen riesigen Speisesaal gegangen. Zwei andere Studenten traten an ihren Tisch, ein großer rotköpfiger Bursche und ein kleiner, sanftmütiger, dunkelhäutiger junger Mann. Dawson stellte kurz vor: „Levy. Der da heißt Heller

— der Rotschopf nämlich —, und der da Goddard.“ Solche kurz angebundenen kühlen Redewendungen waren Arthur neu. Ebenso neu war ihm die Art, mit der diese jungen Leute in einem Atem von Philosophie auf Fußballthemen übersprangen und von Literatur auf Campusklatsch, ohne sich dabei nur im geringsten zu ereifern. Er fand das nicht nur neu, sondern seltsam anregend. Joe Goldmanns Redeweise kam ihm dagegen genielos, überspitzt und ermüdend vor. Diese Ansicht vertiefte sich in ihm noch mehr, als eines Tages Joe, der diese gemeinsamen Frühstücke mit halb erschreckten, halb ironischen Blicken beobachtet hatte, zu ihm in seiner murrenden, innerlich kichernden Art sagte: „Du trittst also in Hollsworthy Browns Fußtapfen, was?“

Arthur ärgerte sich ein wenig darüber. Er wußte genau, daß er anständig handelte und ganz in seinem Rechte war. Nur wußte er nicht recht, wie Joes Vorwurf widerlegen; und das brachte ihn auf.

„Ich weiß nur eins: ich verstehe Brown vollkommen.“ Er meinte das nicht wörtlich, und Joe fühlte das auch, wie seine Worte bewiesen:

„Gut, zumindest nehmen sie dich für das, was du wirklich bist. Du bist nicht blond und nennst dich auch nicht A. Hollsworthy Brown.“

Arthur fühlte sich erleichtert. „Ganz recht. Warum tadelst du mich also? Es sind furchtbar nette Burschen, verdammt intelligent! Komm einmal mit, und du wirst dich selbst überzeugen.“

Joe schüttelte den Kopf. Er grinste, aber seine Augen behielten dabei den alten sorgenvollen Ausdruck.

„Das ist nichts für mich. Sie würden bald den Pferdefuß merken und den Schwefelgeruch spüren.“

Arthur zuckte die Achseln. „Dawson denkt genau so radikal wie du. Erst kürzlich hat er gesagt, was es doch für eine Albernheit sei, in einem Zeitalter der Wissenschaft 25 Millionen Dollar für eine Kathedrale auszugeben.“

„Sehr gut gesagt von ihm,“ meinte Joe, „aber ich

wette, er billigt die Einrichtung des Privatvermögens, auch wenn sich's um gewissen gewaltmäßigen Erwerb von Landbesitz handelt.“

„Ich denke doch ebenso“, erwiderte Arthur. Angelegenheiten dieser Art interessierten ihn überhaupt nicht. Seine neuen Freunde sprachen nie über Nationalökonomie, und Politik behandelten sie nur vom Standpunkt des Witzes aus. Heller war ein eifriger Leser und ein gewissenhafter Student, aber das Staatswesen war ihm gleichgültig; er interessierte sich nur für Farmen. Goddard, zu dem sich Arthur immer mehr und mehr hingezogen fühlte, schwankte sonderbarerweise hin und her zwischen Dichtkunst und Mathematik; Dawson strebte unbeirrbar dem Beruf seines Vaters nach. Ihre Gespräche bewegten sich immer auf intellektuellen Gebieten. Daß Goddard Gedichte verfaßte, erfuhr Arthur erst, als Dawson Goddard mit einem Sonett aufzog, das dieser in der „Literary Monthly“ veröffentlicht hatte. Goddard trug den Spitznamen „Pennäler Maus“. Einmal warf Dawson kurz hin: „Die Maus ist aus ganz verdammt feinem Stoff. Ich glaube, sie hat das Zeug zu einem Dichter in sich.“

Unbewußt nahm Arthur viel von seinen neuen Freunden an. Ihre Lebensauffassung entsprach in mancher Hinsicht sehr seiner eigenen innern Natur. Es bereitete ihm später große Schwierigkeiten, das Maß ihres Einflusses abzuschätzen. Die kühle Art ihres Benehmens, die Oberflächlichkeit ihrer Redewendungen und ihre Gewohnheit, Dinge um so scherzhafter zu behandeln, je näher sie ihrem Herzen lagen, färbten stark auf ihn ab. Bisweilen machte er sich betreffs dieser Freundschaften so seine Gedanken. Ganz unversehens nannten sie ihn eines Tages „Arthur“, und auch er fing an, wenn auch zögernd, sie bei ihren christlichen Vornamen zu nennen. Sie verbrachten so manche Stunde gemeinsam auf dem Campus, beim Lunch, bei Spaziergängen; bisweilen trafen sie sich auch in der Stadt und besuchten gemeinsam ein Theater. Hie und

da kamen sie auch in Goddards Zimmer zusammen gegenüber dem Garten vor dem Eingang des Universitätsgebäudes. Heller und Dawson lebten in Brooklyn, wo Dawson zu Hause war und Heller eine verheiratete Schwester besaß. Was sich Arthur, zwar nur mit Widerstreben, eingestehen mußte, war, daß man ihn niemals nach Brooklyn einlud, während Goddard, wie dieser gelegentlich fallen ließ, bisweilen dort zu Gaste war. Er redete sich ein, der Grund sei vielleicht der, daß auch er selbst niemals seine Freunde zu sich einlud. Er hatte öfters erwogen, ob er es nicht tun sollte, aber immer wieder schlug er sich's aus dem Sinn. Er fragte sich nach dem Warum. Ein dunkles unklares Gefühl war die Antwort darauf gewesen. In Worten ausgedrückt hätte sie wahrscheinlich dahin gelaute: er scheue sich, sein Heim und seine Familie der möglichen Kritik feindselig gesinnter Augen preiszugeben. Aber warum eigentlich feindselig? Waren denn nicht seine Kollegen seine Freunde? Ja, er war überzeugt, daß sie aufrichtige Freunde waren, und bezweifelte niemals, daß sie ihn verteidigen würden, wenn andere ihn herabsetzen sollten, und zwar auf Grund der Wertschätzung, die sie für ihn hegten; dennoch wußte er mit einer Art unfehlbarer Erkenntnis, daß ihre Augen, wenn sie auf sein Heim und seine Familie fallen würden, kühl und abweisend blicken und ein Lächeln verstecken würden. Und diese Überzeugung, wenn er sie auch bei seiner Jugend noch nicht recht zu begründen vermochte, — betrübte ihn. In andern Stunden wieder neigte er dazu, das Ganze als Selbsttäuschung von sich zu weisen. Er nahm sich vor, es auf einen Beweis ankommen zu lassen. Nur setzte er den Plan nie in die Tat um.

V

Joe Goldmann, den er nur noch selten zu Gesicht bekam, besuchte ihn eines Tages und sagte: „Hör zu! Victor ist hier. Er kann nicht länger auf der Harvard

sein. Direkt herausgeworfen hat man ihn nicht. Ich will nichts gesagt haben. Wir müssen ihm helfen, du und ich.“ Joe grinste auf seine trübsinnige Weise. „Dein Vater hat gesagt zu meinem Vater“ — er war absichtlich wieder in seinen jiddischen Singsang verfallen — „undsowweiter, undsowweiter.“

Arthur fuhr zurück. „Ich hab’ geglaubt, Victor leistet so Hervorragendes in Architektur!“

Joe wiegte auf jüdische Art den Kopf. „Fabelhaft, wundervoll. Der Bursche hat Genie. Aber er ist so verdammt streitlustig.“

„Das war er immer ein wenig“, gab Arthur begütigend zu.

„Schon recht, aber jetzt ist er’s ein bißl zu viel. Er kann geradezu entsetzlich werden.“

Arthur versprach mit halbem Herzen, er wollte tun, was in seiner Macht stünde. Am nächsten Tag brach Victor Goldmann, den er seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen, stürmisch bei ihm ein. Sofort war das Zimmer wie verwandelt. Es loderte und dröhnte. Victor’s strahlenschwarze Augen schienen ihm aus dem olivbraunen Gesicht springen zu wollen. Nicht nur die Nase, der ganze Kopf hatte etwas Adlerartiges. Sprang auf einen zu. Die schweren, aber gut geschnittenen Lippen waren rot wie Mohn. Seine Stimme ließ kein anderes Geräusch aufkommen. Die ganze Welt schien stumm geworden dagegen. Er stand da und sprach und sprach; und alles, was er sagte, war unerhört intelligent. Nur ruhelos, aufgepeitscht zu halb verrückter Eindringlichkeit. Gelegentlich tat er so, als horchte er. In Wirklichkeit aber kamen die Worte Anderer nur an sein Ohr wie aus weiter unvernnehmbarer Ferne. Dann setzte er sein ungeheuerliches Selbstgespräch fort. Er sprach über den akademischen Schwachsinn seiner Lehrer, über seine eigene Auffassung von einer amerikanischen Stadt, die seltsam fremdartig auf Hügeln aufragen mußte in einen brennenden Himmel. Er zog einen Bleistift hervor und warf mit zehn Linien einen Schatten seiner Vision

über den Schreibblock auf dem Pulte Arthurs. Und sprach und sprach. Und seine Rede hieß: Ich . . . ich . . . ich . . .

Arthur schauderte bei dem Gedanken, ihn Dawson oder Heller oder gar dem sanften Goddard vorzustellen. Sie würden erbleichen und das Weite suchen. Seltsamerweise verstand *er* Victor. Er verabscheute ihn, aber er verstand ihn. Hatte er sich nicht selbst ein- oder zweimal mit plötzlichem Schrecken und tiefbeschämt dabei ertappt, wie er, ohne Andere zu Worte kommen zu lassen, geschwätzt hatte — übereifrig, seine innere Welt preiszugeben und das eigene Ich zu verherrlichen, das diese Welt geschaffen! War nicht die wohlerzogene Ruhe, die ihn seinen christlichen Freunden nahegebracht, das Resultat entschlossener Disziplin und wohlbegründeten Taktgefühls?

Victor blieb zum Mittagessen. Er sprach und sprach. Hazel bekam beinahe hysterische Krämpfe und mußte den Tisch verlassen. Mrs. Levy war die einzige, der er bisweilen einen Augenblick lang zuhörte. Arthurs Vater beobachtete ihn halb erheitert, halb bedauernd. Nach dem Essen schlug Victor seinem Vetter Arthur vor, in die Stadt zu gehen. „Es ist am besten so,“ dachte Arthur bei sich, „ins Freie mit ihm zu kommen.“

Auf der Straße sprach Victor immer noch weiter; er überschrie den allgemeinen Lärm.

„Wohin wollen wir gehen?“ fragte Arthur schüchtern.

Victor gab keine Antwort. Er übernahm die Führung.

Irgendwo in der Sixth Avenue im dreißigsten Viertel betraten sie eine ungeheure Tanzhalle. Um den gebohnten, viereckigen, mit Holzverschlag umgebenen Tanzraum saßen an kleinen mit Bier bespritzten Tischen Männer mit Frauen oder Frauen allein. Die Frauen hatten harte oder melancholische Züge und waren aufgedonnert, rotgeschminkt, und ihre Augen glänzten wie Glas. Ihr Anblick traf Arthur wie Speer-

wurf. Unwillkürlich griff er nach Victors Arm. Sollte das das Ende seiner langen, ernst geübten Selbstbeherrschung sein? Wie oft hatte er die Lippen zusammengebissen, um Joe, der in solchen Dingen Bescheid wußte, nicht nach Orten wie diesem zu fragen. Er hatte sich mit aller Gewalt zusammennehmen müssen, nicht hinzuhören, wenn die Studenten Themen anschlugen, die auf dieses Gebiet abzielten. Furcht hatte ihn zurückgehalten — eine Furcht, der Wellenschlag einer unwiderstehlich brandenden See könnte ihn verschlingen, wenn einmal der Damm niedergerissen wäre... Jetzt fegte es über ihn hin. Er sah sich verloren. Gleich darauf saßen er und Victor an einem kleinen Tisch mit zwei Frauen — die eine ein Koloß in schimmerndem, scharlachrotem Mantel, die andere klein, hellblond, mit tief ausgeschnittenem Kleid und noch jugendlichen Formen... Sie tranken Bier, das Arthur schnell zu Kopf stieg und ihn von seinen gewohnten Hemmungen befreite. Er war froh, daß Victor sich alsbald in heiserem Geflüster mit dem Koloß von Frauenzimmer unterhielt... So blieb ihm die andere, das Mädchen... Im Nebel seiner Sinne und seiner Aufregung, die in ihm vibrierte wie die gespannte Saite eines Instrumentes, erinnerte er sich plötzlich mit unendlicher Freude, daß er mehr Geld bei sich hatte als gewöhnlich... Schicksal, offenkundig... Er trank ein zweites Glas Bier... Wie schön und herrlich plötzlich die Welt um ihn her wurde!... Alles in goldenen Nebel getaucht... Er berührte den Arm des Mädchens an seiner Seite... Sie standen auf und tanzten zu der schwirrenden, rhythmischen Musik... Dann waren Victor und der weibliche Koloß verschwunden, und Arthur folgte dem blonden schlanken Mädchen...

VI

Arthur erwachte in eine klarere Welt hinein, — in eine Welt, schärfer umrissen und leichter verständlich. Er

schwänzte eine Zehnuhrvorlesung mit ungewohntem Leichtsinn, hörte den Elfuhrvortrag an und traf seine Freunde wie gewöhnlich am Frühstückstisch. Die dampfige Luft in der großen Speisehalle erschien seinen Augen wie Kristallglanz; die Gesichter seiner Kollegen hatten etwas Klares, Geglättetes; das Sonnenlicht flutete in goldenen Strömen herein... Er plauderte und scherzte lebhaft, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, bis Dawson in seiner leicht spöttischen Art plötzlich sagte: „Ein wenig aus dem Häuschen geraten heute?“ Sofort war das strahlende Licht wie aus der Luft gesaugt, und die Gesichter ringsum schienen Arthur etwas Feindseliges und Trübes bekommen zu haben. Er empfand seines Freundes oberflächlich hingeworfenen Worte wie einen Vorwurf, und aus diesem Gefühl wuchs sofort das Bewußtsein empor, wie gebrechlich möglicherweise derartige Freundschaft doch sein könnte. Daß Heller und Goddard wie gewöhnlich plauderten und sogar Dawson fragten, warum er so sauertöpfisch sei, half ihm nicht im geringsten aus seiner plötzlichen Niedergeschlagenheit... Er fühlte sich mit einem Mal innerlich einsam und veregelt bei dem Gedanken an die verflossene Nacht; kam sich freudlos und irgendwie lächerlich vor. Erst als er sich nach dem Frühstück einem gemeinsamen Spaziergang am Flußufer anschloß, zog wieder ein wenig von der geistigen Klarheit, mit der er den Tag begonnen, in ihn ein, und er sagte sich, es sei doch absurd und geradezu ungeheuerlich, sich von Stimmungen so unterkriegen zu lassen durch bedeutungslos hingeworfene Worte eines Kollegen... Ein klarer Wintertag begann zu verglimmen. Die nackten Äste der Bäume hoben sich schwarz ab gegen einen hartblauen Himmel. Die Sonne berührte fast die Spitzen der Zäune. Hie und da kräuselte sich dunkelblauer Rauch empor aus den roten Schloten eines Schleppers. In der Ferne tauchte das tote Weiß des Matrosen- und Soldatendenkmals auf. Arthur starrte den Fluß hinab, der frei war von Eis, und be-

obachtete den langsamen, breit dahinrollenden Wellenstrom seiner Flut. Tiefe Betrübniß lastete auf seiner Seele. Er fühlte sich her verschlagen und nicht her versetzt. Dieser Himmel, dieser Strom, diese Bäume, dies Denkmal in der Ferne, dies dumpfe Brüllen des Lebens, das gedämpft von weither an sein Ohr schlug: alles, was er liebte und mit dem er lebte, war — er begriff nicht wieso — plötzlich von seiner Seele getrennt. Er erinnerte sich an einen Herbstausflug, den er einmal flußaufwärts nach Dobbs Ferry unternommen. Er hatte im tiefen, stillen, leuchtenden Wald — bronzefarbig, golden, scharlachrot — gestanden, und den Fluß wie ein blaues Gerinsel unter sich gesehen und das leise Rascheln und Flüstern eines Regens von fallendem Laub gehört. An jenem Tag hatte er sich in die Schönheit des Anblicks ringsum gehüllt wie in ein Kleid, das ihn vor der kalten Uferlosigkeit des Raums und der Zeit schützte. Jetzt kam ihm jene herbstliche Szene ins Gedächtnis zurück wie etwas für immer Vergangenes beim Anblick der Winterstadt hier vor seinen Augen. Er hielt sich vor, er sei sentimental, und daß weder Charles Dawson einerseits, noch auch Joe Goldmann andererseits sich solchen verschwommenen, unvernünftigen Stimmungen hingeben würden; er schloß seine Betrachtung, indem er sich zu der Auffassung zwang, alles das sei nur eine Folge seines Abenteuers in der vergangenen Nacht.

Diese Erkenntnis, an sich gewiß richtig, half ihm wenig. Gleich darauf befand er sich zu seiner eigenen größten Überraschung auf dem Weg in der Richtung zu Goldmanns Haus. Er wußte, daß Mrs. Goldmann immer nachmittags nach alter deutsch-jüdischer Sitte Kaffee und Kuchen aufzutischen pflegte; seit Monaten war er nicht mehr dort gewesen. Er hörte noch deutlich im Ohr, wie Mrs. Goldmann, als sie eines Tages seine Mutter zu sich einlud, sagte: „Arthur kommt überhaupt nicht mehr zu uns, Gertrud. Wenn nicht hie und da Joe seinen Namen erwähnen würde,

möchte ich glauben, er lebt nicht mehr in der Stadt.“ Warum wollte er eigentlich jetzt zu den Goldmanns gehen? Wahrhaftig nicht, der Himmel weiß, der Mädchen wegen; sie waren mager und dunkelhäutig und kaum übers Backfischalter hinaus und keineswegs der Typus Weib, der sich in seine Träume stahl. Seine kindische Neigung für Esther war eine längst vergessene Angelegenheit. Er sagte sich, er ginge lediglich hin, weil es ihn dränge, mit Joe zu plaudern. Er redete sich ein, er müßte ihm irgendeine Botschaft bringen — ihm vielleicht sagen, daß es mit Victor nicht auszuhalten sei. Innerlich wußte er trotz aller solcher spitzfindiger Ausreden, daß ihn ein tiefer, schmerzender Instinkt hinzog. Etwas dort zu finden? Nun: festen Boden unter den Füßen. Bei den Goldmanns? Verrückt! Dennoch durchschauerte ihn die seltsame Erwartung von etwas Friedlichem und Wohltuendem, als er die Schwelle des Hauses betrat.

Im Speisezimmer traf er Mrs. Goldmann und Joe und Esther, als sie eben im Begriffe waren, sich zum Kaffee zu setzen. Weder Sally noch Victor waren zugegen. Er freute sich darüber. Mrs. Goldmann hieß ihn mit ausgestreckter Hand willkommen. „Nu, das ist nett, daß du unsrer gedenkst. Setz dich nieder, nimm Platz.“ Sie wandte sich an Esther. „Läute doch nicht erst nach Mary. Ich seh’ die *Schikse* oft genug. Bring eine Tasse und einen Teller und eine Schale für Arthur.“

Esther stand auf und warf ein wenig ihr kastanienbraunes Köpfchen zurück.

Joe grinste. „Du und Victor habt euch das Leben angesehen, was?“

Arthur war um eine Antwort verlegen.

„Victor ist ein starker Charakter,“ fuhr Joe fort, „er hat die Führung übernommen, nicht wahr?“

„Was man für Ärger mit dem Jungen hat!“ rief Mrs. Goldmann. „Und dabei ist er doch so begabt. Kein Mensch weiß, was man mit ihm anfangen soll.“

Joe machte ein ernstes Gesicht, was selten geschah.

„Mach dir nichts draus, Mamachen“, sagte er. „Victor kommt schon hoch; er ist nur noch nicht ausgeglichen. Aber er ist geschickt genug für alles.“

„Aber denk doch nur, was er alles tut.“

Esther blickte verbissen drein. „Ich hasse ihn geradezu.“

Joe lachte; wandte sich an Arthur. „Du arbeitest ja in Psychologie. Du müßtest all das eigentlich am besten verstehen.“

Arthur bejahte innerlich die Frage, schüttelte aber den Kopf; er wollte erst hören, was Joe in Gegenwart von Mutter und Schwester sagen würde.

„Nun, du weißt —“ Joe hob traurig und doch dabei lächelnd seine braunen Augen zur Decke — „Juden stehen im Ruf, laut und ordinär aufzutreten. Im allgemeinen ist das nicht der Fall, wenigstens nicht in dem Sinn, in dem es gewöhnlich behauptet wird. Nun, wenn ein Jude laut wird — daß Victor ordinär sei, bestreite ich —, also: wenn ein Jude sich laut benimmt, dann zittern alle andern Juden sofort von Kopf bis zu Fuß vor Angst, man könnte darin eine Bestätigung des allgemeinen Vorurteils sehen. Besonders tun das die eigenen Familienmitglieder, da sie darauf halten, für verfeinert auf gojische Art zu gelten. Das ist auch der Grund, weshalb Esther —“

Allgemeiner Lärm schnitt ihm das Wort ab. Esther sowohl, wie Mrs. Goldmann, erhoben Einspruch. Schließlich behielt Esthers Stimme die Oberhand:

„Da stimme ich mit dir ganz und gar nicht überein. Zwischen der Verfeinerung bei Juden und bei Christen ist kein Unterschied. Victor ist überall unmöglich. Ich möchte mich nicht mit ihm blicken lassen.“

Mrs. Goldmanns Gesicht wurde ernst. „Alles dummes Zeug! Was ich gerne sähe, ist, daß Victor Rat annimmt. Man kann niemals voraussagen, was er tun wird. Ich glaube, er weiß es selber nicht. Und dann sollte er mehr Respekt vor seinem Vater und mir haben. Was das übrige betrifft, so stimme ich mit

Papa überein: wann haben die Gojim uns jemals gern gesehen? Und seit wann sind unsere Wege die ihrigen! Wir kommen doch auf für das, was wir tun! Wir trinken nicht und spielen nicht und begehen keine Verbrechen. Wenn alle Leute so wären, wie die Juden, brauchte man keine Zuchthäuser und keine Besserungsanstalten und keine Mäßigkeitsvereine.“ Befriedigt faltete sie die Hände. „Noch ein Stück Kaffee-kuchen, Arthur? Warum sagst du nichts? Wie denkst du darüber?“

„Ich denke gar nichts darüber,“ sagte Arthur langsam, „wahrhaftig nicht. Nur —“ er zögerte.

„Also los, Arthur!“ drängte Joe. „Ich möchte hören, was du zu sagen hast. Denk nicht erst lange nach.“

„Nun gut; ich möchte gerne wissen, warum wir alles und jedes einzelne Problem des Lebens mit unserm Judentum verquicken. Ist das nicht falsch? Gleichen wir nicht andern Leuten mehr, als wir anders geartet sind wie sie?“

Das war offenbar zu hoch für Mrs. Goldmann. „Möchtest du denn kein Jude sein?“ fragte sie ein wenig unsicher.

„Darum dreht sich die Frage nicht, Mamachen“, fiel Joe ein. „Es ließe sich über diesen Punkt deiner Ansicht sehr vieles sagen, Arthur. Du kennst ja meine Meinung: wir sollten arbeiten für den internationalen kommunistisch-anarchistischen Staat, aus dem gemäß der Natur der Dinge ein neuer Wertbegriff entstehen muß und ebenso eine Lebensführung, aus der mit der gegenwärtigen Rasse die sozialen Vorurteile unweigerlich verschwinden werden. Unterdessen — und das berührt alle unsere Gesichtspunkte — sollten wir weit weniger jüdisch sein, als wir es sind, oder: weit mehr. Unsere gegenwärtige Stellungnahme hat weder etwas zu tun mit dem nervösen Snobismus Esthers, noch mit der selbstzufriedenen Abwehr in tieferem Sinne unserer Mama.“

Mrs. Goldmann stand seufzend auf.

„Ich lass’ euch Jungen bei euern Gesprächen. Juden

sind immer Juden gewesen und werden es immer sein. Das kann ich euch versichern.“

Sie ging hinaus, und Esther folgte ihr mit einem letzten unwilligen Blick auf ihren Bruder. Joe sah Arthur an.

„Richtig so?“

„Können wir denn weniger jüdisch sein, als wir es sind?“ fragte Arthur. „Belügen wir uns selber? Was ist das eigentlich Jüdische an dir und mir?“

Joes Augen wurden plötzlich von tiefster Melancholie verschleiert.

„Ich weiß nicht. Verdammt will ich sein, wenn ich's weiß. Und doch... aber um Christi willen reden wir jetzt von etwas anderem. Ich bin schon ganz krank davon.“

„Ich auch“, stimmte Arthur aus tiefstem Herzen bei. Er verließ das Haus. Es dunkelte bereits. Dasselbe Gefühl der Heimatlosigkeit, das ihn hierher getrieben, lastete noch auf ihm. Es schien ihm plötzlich, als ob alles, was er gehört, bedeutungslos sei und dennoch qualbringend; als ob alles, was er jetzt brauche, Einsamkeit sei in seiner Stube, im Finstern. Ja, in der Dunkelheit wollte er sitzen und seine Hände auf stumme, vertraute, geduldige Gegenstände legen.

VII

Als er die dunkle Vorhalle betrat, vernahm er Stimmen im Vorderzimmer. Sie gehörten seiner Familie und bebten in unterdrückter Aufregung — die Stimmen seiner Mutter, seiner Schwester, seines Vaters. Sein Vater mußte anscheinend soeben nach Hause gekommen sein und in den heftigen Streit eingegriffen haben. Arthur hoffte, man hätte ihn nicht gehört. Er setzte bereits mit aller Vorsicht seinen Fuß auf die erste Treppenstufe, da öffnete sich eine Tür, und er erkannte seines Vaters Kopf. So plötzlich schien der Zusammenstoß gewesen zu sein, daß sein Vater ganz vergessen hatte, seinen steifen Hut, der ihm jetzt, in

der Erregung zurückgeschoben, schief auf dem grau-blonden Haar saß, abzunehmen. Das Profil unter dem Hut, bleich und ungewöhnlich sorgenvoll, sah in dem grellen Licht, das jetzt in die Halle fiel, unbeschreiblich jüdisch aus. Arthur sagte sich sofort, daß diese seine Wahrnehmung an sich ausgesprochen unjüdisch sei und beweise, wie sehr er von Kindheit an dazu geneigt gewesen, sogar seine eigenen Eltern nur rein äußerlich zu betrachten, und daß er tatsächlich in all seinem Denken und seinen Erörterungen sich angewöhnt hatte, die Juden als Gegenstand seiner Kritik zu behandeln. Er hielt sich vor, würde wohl ein irisch-amerikanischer junger Mensch sich sagen: wie irländisch mein Vater doch aussieht!... Zögernd gehorchte er einer Handbewegung seines Vaters und betrat das Zimmer...

Der Streit oder die Meinungsverschiedenheit, oder was sonst es sein mochte, hatte offensichtlich bereits in den obern Wohnräumen seinen Anfang genommen. Hazel kauerte graziös, aber doch von Gram überwältigt, in einem Lehnstuhl; sie trug einen blauen, samtenen Schlafrock, und ihr reiches, schönes Haar hüllte ihren mädchenhaften Oberkörper ein. Sie hatte den Kopf so tief herabgesenkt, daß ihr Gesicht fast ihren blauen Latz berührte, und die Beine untergeschlagen. Offenbar hatte sie schon viel Tränen vergossen, denn sie stöhnte nur hie und da leise, verzweifelt auf. Mr. Levy fing, nachdem er Arthur hergeführt, wieder an, wie vorher ruhelos auf und ab zu gehen. Die Hände auf dem Rücken, hielt er mit der Linken das Gelenk der Rechten fest umschlossen, und diese freie Hand zuckte auf und nieder in heftigster Erregung. Arthurs Mutter saß kerzengerade in einem steillehnigen Sessel und hielt ihre Finger im Schoß verkrampft. Sie schien noch die gefaßteste von allen dreien zu sein. Als Arthur eintrat, war sie die erste gewesen, die aufgeblickt und ihn mit einem verzerrten, leisen Lächeln begrüßt hatte; sie brach auch zuerst das Schweigen.

„Hör zu, lieber Junge,“ sagte sie, „ich mußte Hazel heute nachmittag tadeln, da sie alles mögliche vergaß; und da gestand sie mir, sie könnte es in diesem entsetzlichen Haus überhaupt nicht mehr länger aushalten. Ich fragte sie warum, und sie sagte, sie sei mit Henry Fleming verlobt und gedächte so bald wie möglich zu heiraten. Du kennst ja Henry, Georgies ältern Bruder; er wurde kürzlich Nebenkassier bei der Hibernian Trust Company. Was sagst du dazu?“

Arthur setzte sich. Sein Vater unterbrach seine ruhelose Wanderung, blieb vor ihm stehen und beugte sein graues, in unbeschreiblichem Jammer verzerrtes Gesicht fragend zu ihm herab.

„Jawohl, mei Sohn, was sagst du derzu?“

Arthur faßte sich an den Kopf. „Ich weiß nicht“, sagte er langsam. „Wirklich, ich weiß nicht, Papa.“

Sein Vater beugte das Gesicht noch tiefer herab, bis es fast das seine berührte. Es war, als wollte er mit seiner ganzen Seele in ihn eindringen. „Billigst du das, mein Sohn?“

Arthur atmete erleichtert auf. Diese Frage konnte er offen und ehrlich beantworten. „Nein, ich billige es nicht.“

Hazel fuhr auf. Sie zog ihr blaues Gewand mit ihrer schmalen, weißen Hand dicht um sich. Ihr Kopf war hoch erhoben; ihre dunkeln Augen glühten. „Warum nicht, Arthur? Sind nicht deine besten Freunde Christen? Liebst du vielleicht die Juden? Sag ehrlich, ist es so? Fühlst du innerlich jüdisch? Ich hab nie in meinem Leben einen Judenbuben leiden mögen. Papa sagt immer, Amerika sei ein freies Land, wo jeder tun kann, was er will. Jetzt schau dir ihn an!“ Sie lachte ironisch auf, aufs höchste gereizt. Dann glänzten Tränen in ihren Augen. „Und du hältst nicht zu mir, Arthur? Ein solcher Heuchler bist du?“

Ihr Vater, der wieder angefangen hatte, auf und nieder zu gehen, blieb stehen und betrachtete sie ernst, aber doch mit versöhnlichem Blick. „Arthur is ka Heuchler. Er is ein sehr ein guter jüdischer Sohn.“

In Arthurs Brust fing es an zu brennen. Das durfte nicht sein; unter keinen Umständen. Seinem Vater zuzustimmen, wäre jetzt wirklich Heuchelei gewesen. Er raffte sich zusammen bis zum Äußersten. Ja, ja, jetzt glaubte er die Wahrheit vor sich zu sehen, für die er unbedingt Zeugnis ablegen mußte. Er wandte sich mit Blick und Gebärde zu seiner Mutter. Sie schien ihm noch die Vernünftigste hier zu sein. Er begriff: das, was er jetzt sagen würde, mußte auch ihn selbst furchtbar verwunden. Aber es war seine Pflicht; ein Zögern gab's nicht länger.

„Ich glaube, Mama, sagen zu müssen, daß ich keineswegs ausgesprochen jüdisch fühle; auch gebe ich zu, daß ich ein paar sehr nette christliche Kollegen kenne und mit ihnen sehr gut Freund bin. Das heißt, es hat in jeder Hinsicht den Anschein, als seien wir es. Wenn sie mich zu sich einluden und mich ihren Familien vorstellten oder den Wunsch äußerten, meine Familie kennenzulernen — ob dann diese Freundschaft die Feuerprobe bestehen würde, weiß ich freilich nicht. Joe Goldmann quälte mich eines Tages mit dieser Frage. Er nannte unsere Freundschaft eine Gassenbekanntschaft.“

Er hielt inne; er fühlte, daß er zu viel gesagt und die Sache, indem er sie in Worte gekleidet, vergrößert und gefälscht und sich selbst und seine Freunde an den Pranger gestellt hatte. Die Mutter nickte zustimmend. „Die alte Geschichte“, sagte sie. Arthur konnte nichts mehr zurücknehmen. Übrigens, was war auch weiter zurückzunehmen? Er sprach überhastet fort mit der fast leidenschaftlichen Empfindung, daß alles, was er noch zu sagen hätte, nur zu sehr in ungewisse Tiefe gehen würde.

„Immerhin,“ fuhr er fort, „wenn auch die Sache sich anders verhielte und zum Beispiel Dawson oder Goddard sich in Hazel verliebt hätte, ich stünde ihr zur Seite mit ganzem Herzen.“

„Du bist ein Snob!“ zischte ihn Hazel an.

„Ich glaube nicht“, sagte er gelassen. „Es ist in

Amerika ganz in der Ordnung, Amerikanerin zu werden und einen amerikanischen Gentleman zu heiraten. Aber einen irischen Katholiken, den Sohn eines Einwanderers, eines Magistratsaufpassers — ich kann keinen rechten Sinn darin sehen. Ich kann mir nicht helfen, Kindchen, daß ich so fühle.“

Mrs. Levy richtete sich auf. „Genau dasselbe habe ich Hazel auch gesagt. Nein, nicht ganz dasselbe. Ich kenne selbst ein paar Mischehen zwischen wirklich netten deutschen Leuten und Juden, die glücklich ausgefallen sind. Wenigstens sieht es so aus. Aber hier liegt die Sache gänzlich anders. Und überdies sagt Hazel, sie will Katholikin werden.“

„Warum denn nicht?“ fuhr Hazel auf. „Henry liebt mich, und ich liebe ihn, und ich fühle, daß man eine Religion haben muß, jawohl. Hier hat man mich keine gelehrt. Ihr solltet nur einmal Pater Finnegan kennenlernen, wie weise und kultiviert und liebenswert er ist.“

Arthurs Vater blieb mit einem Ruck stehen. Sein Gesicht wurde blutrot; er zitterte von Kopf bis zu Fuß. Seine Augen wurden übernatürlich groß. Er schüttelte die Fäuste über seinem Haupt.

„So weit hat es müssen kommen? Heute in dieser Stunde wird Schluß gemacht. Und wenn nicht, dann kannst du dies Haus verlassen und deinen Vater und deine Mamma, die was dich hat getragen unterm Herzen. Uch! Lieber mecht' ich dich sehn unter der Erde.“

Stille, drohende, tiefste, furchtbarste Stille. Arthur riß sich zusammen; trat zu seiner Mutter.

„Fühlst auch du so, Mama?“

Sie erhob die jetzt voll Tränen stehenden Augen zu ihrem Sohn.

„Nein, mein Junge. Und auch Papa meint es nicht so, wie er sagt. Wenn wir das Unheil nicht abwenden können, werden wir natürlich zu dem armen Kind so gut sein wie nur möglich. Aber darin stimm' ich mit ihm überein: lieber wär's mir, sie wäre gestorben.“

Arthur richtete sich hoch auf, blickte von seiner Mutter zu seinem Vater hin und wieder zurück. „Gott im Himmel, ich billige es ja auch nicht, aber das geht denn doch zu weit. Würdest du ebenso fühlen, Vater, wenn sich's um einen meiner Freunde handelte?“

In den Augen seines Vaters loderte es noch immer.

„Genau so, mein Sohn, aufs Haar genau so.“

Wieder wanderte Arthurs Blick von Mutter zu Vater. Irgend etwas fremdartig Unheimliches und Ewiges und Urfernes schien sich über die Beiden herabgesenkt zu haben.

„Warum?“ fragte er und erhob dann seine Stimme fast bis zu einem Schrei: „Warum!“

Seine Worte fielen wie Steine in eine tiefe Stille. Kein Echo, keine Antwort.

VIII

Schwermut, langsam, langsam sich aufhellende Schwermut lastete auf dem Haus; die Tragödie selbst — warum Tragödie? Warum? summte es beständig in Arthurs Kopf — wurde mit Leichtigkeit abgewendet. Nach einer schlaflosen Nacht war Jacob Levy zu dem immer selbstherrlichen, großartigen J. Mortimer Freefield gegangen. Und dieser hatte ihm sofort seine Sicherheit wiedergegeben. In Herrn Magistratsrat Flemings Distrikt wohnten viele Juden, und er brauchte ihre Wahlstimmen; es könnte ihm nicht passen, das Gerücht entstehen zu sehen, ein Mitglied seiner Familie trüge sich mit dem Gedanken, ein jüdisches minderjähriges Mädchen gegen den Willen ihrer Eltern zu bekehren. Mr. Freefield machte sich erbötig, mit dem Stadtrat auf dem Umweg über einen gemeinsamen politischen Freund in Verbindung zu treten und ihm die Versicherung geben zu lassen, einer solchen Ehe stünde durchaus nichts entgegen, vorausgesetzt, daß Miß Hazel Levy den Wunsch, Christin zu werden, bei Eintritt in ihre Großjährigkeit, also in drei Jahren von jetzt an, wiederholen sollte.

Alles würde geziemend und ohne daß sich jemand etwas zu vergeben brauchte, in die Wege geleitet werden, versicherte Mr. Freefield. Seine letzten Worte waren: „Das wird der Wunsch der Gegenpartei sein, so gut wie der Ihrige und der Ihrer Gattin.“

Mr. Levy hatte darauf erwidert: „Ich freie mich, so viel Verständnis bei diesen Leuten erhoffen zu dürfen.“

Arme Hazel. Arthur bemitleidete sie von Herzen. Sie mußte die kleinen Geschenke, die Henry Fleming ihr gegeben, zurückschicken. Er ertappte sie dabei, wie sie Tränen vergoß über einer verdorrten Blume. Ein rührender Anblick dieser Ausbruch eines kindlichen Herzens. Arthur forderte sie auf, mit ihm spazieren zu gehen. Sie schüttelte nur trüb den Kopf. Ihr Vater schenkte ihr ein neues Klavier, um ihr Kindergemüt aufzuhellen. Sie schlug nicht einmal den Deckel auf. Arthur wurde sich allmählich klar, daß für sie die gewisse romantische Zeit heraufgezogen war, in der ein Mädchen sich in sich abschließt, Gedichte liest und sich hineinträumt in die lange Reihe von Frauen, die tiefes Leid empfunden haben, schön und unbeugsam der Liebe wegen...

Er selbst stürzte sich in seine Studien und — wenn auch nur zeitweilig und sehr mit Maß — in eine Freundschaft mit einer gewissen Miß Lucy Treat, die er eines Nachts kennengelernt, als sie in sehr herausfordernder Weise in der Nachbarschaft einer Studentenkneipe umherstreunte. Miß Treat war pausbäckig und jung und blond und schnelläugig und hatte überaus üppige, fast negerartig geschnittene Lippen. Ein Leichtfuß hatte sie aus ihrem Heim hierher nach Newyork gebracht und sitzen lassen. Sie hatte Arthur sehr gern und unterschrieb ihre Epistel an ihn stets mit dem Zusatz: „Ihre Sie liebende Freundin Miß Treat.“

Seine Denkungsweise wurde immer kühler und klarer und besonnener, und bald entdeckte er, daß er sich vor allem für Psychologie und Biologie interessierte. Er belegte auf Dawsons Rat das Fach für Anthropol-

logie, dem ein berühmter Professor jüdischen Ursprungs vorstand, und war geradezu hingerissen durch das Studium der unendlichen Wandelbarkeit der Rassetypen. Es wurde ihm klar, daß kein existierender Rassezug genau unterschieden werden kann; alle Menschen waren Mischlinge und Bastarde. Die Anwendung des Ausdrucks Bastard zu dem Zwecke, jemand an Wert herabzusetzen, wurde für ihn ein offenkundiger Unsinn. Und aller Stolz auf Reinheit des Blutes ein ebenso handgreiflicher. Nur gewisse große Abteilungen in den Typen gab es da. Aber diese Typen hatten mit Rassen oder Nationen nichts gemein. Die Juden zum Beispiel, außer wenn ältere oder spätere slawische oder germanische Blutmischung klar zutage trat, gehörten, gemeinhin gesprochen, dem Mittelmeertypus an wie die Spanier, Italiener und Portugiesen; vom Anbeginn waren sie wie jede sogenannte Rasse ein Mischvolk gewesen: israelitisch, kanaanitisch, möglicherweise phönizisch. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie im Lauf der Zeiten die nicht-semitischen Philister in sich aufgesogen. Alles das noch vor der babylonischen Gefangenschaft. Sie mußten sich mit semitischen Babyloniern und arischen Persern und Römern und Griechen und Mischlingen hunderterlei Art im Hexenkessel von Alexandria vermengt haben; während ihrer langen Wanderungen über das Antlitz der Erde mußte Blut aus tausenden Quellen in ihre Adern gesickert sein... Vor allem das der Mittelmeervölker. Ein schwankendes Bild. Lose Zusammenhänge... Hier konnte nur die Wissenschaft eine Lösung bringen. Das lag auf der Hand. Die Ursache der Dinge kennen, die Dinge selber kennen, unbeirrbar, so wie sie sind! Nur so waren der Aberglaube, das Vorurteil und die Narretei der Menge zu besiegen... Arthur wurde buchstäblich ein aufrechter, selbstsicherer Mensch — war nicht mehr so beredt wie früher, aber, was er sagte, traf den springenden Punkt. Er kam öfter noch als früher mit Charles Dawson im Hörsaal, im Laboratorium, beim

Frühstück und bei Spaziergängen zusammen. Mit Joe Goldmann öfter als je. Aber geflissentlich wich er jedem Disput über die Judenfrage aus. Sie noch länger als Problem aufzufassen, erschien ihm als unwissenschaftlich. Im Lichte richtiger Erkenntnis vergingen Vorurteile, und insbesondere derartige, in reines Nichts. Man verbrannte doch auch keine Hexen mehr, führte auch nicht Kriege wegen der Frage, ob Jesus Christus gleichbedeutend mit der Gottheit sei oder nicht...

Arthur studierte und arbeitete mit kalter Besessenheit, mußte bald eine Brille tragen, aber das kümmerte ihn wenig. Seine Junior- und Seniorjahre blieben ganz und gar wissenschaftlichem Ziel gewidmet. Es war für ihn keine Frage, daß er sich ausschließlich der Medizin widmen würde und insbesondere dem Spezialfach für Krankheiten des Nervensystems. Sein Vater und seine Mutter waren riesig stolz auf ihn. Er wurde der Mittelpunkt des Hauses. Sein Vater blickte ihn immer mit bewundernden Augen an. „Mehr und mehr seht er aus wie mei Bruder Theodor. Und der *Tate* (Vater) hat immer gesagt, daß jenner besonders unserer Großmutter Braine hat geglichen, die was is nach Jerusalem gegangen und dort gestorben...“

Fünftes Buch

I

Vor unsern Augen verwandelt der Heuschreck seine Farbe aus Blattgrün in Erdgrau. Die jungen, spinnbeinigen Kamelfohlen, soeben noch sichtbar gewesen unter den Palmen von Jericho im harten Glanz des Toten Meeres, brauchen nur zu den lohfarbenen Hügeln hinzulaufen, und schon sind sie unsichtbar für die Blicke ihrer Feinde. Der Löwe ist verschwunden aus der Lybischen Wüste, und die Karawanen können in Frieden dahinziehen, es sei denn, die Sandstürme kommen, in denen die Menschen flattern wie Fahnen. Wir kennen die gelbbraune Farbe der Sanddünen, auch wenn wir sie selber nie gesehen haben, von dem Anblick der mürrischen wilden Tiere her in den Zirkussen und Zoologischen Gärten unserer Kindheit... Die Naturgeschichte weiß viel zu erzählen von der Mimikry, soweit es den Farbwechsel betrifft; die tote Schilderung in den Büchern wird lebendig in den Wüstenländern, wo der Mensch immer den fernen Horizont vor Augen hat und wo es kein Entrinnen und kein Obdach gibt. Dort baut sich der Mensch niedrige Hütten aus wüstenfarbigem Lehm und bedeckt sie mit wüstenfarbigem Stroh; dort sind Kamel und Löwe nicht zu unterscheiden vom Sand.

Nicht sichtbar werden, nicht sich erspähen lassen und sich vereinigen mit der Natur oder mit gleichartigen Geschöpfen, um als Individuum unterzutauchen, dieses „Sich-mit-der-Menge-Vermischen“ — wie tief als gemeinsamer Trieb es auf die Schrecken hinweist, die in jedem Winkel vergänglichen Lebens lauern... Die

moderne Frau folgt einer Mode, die unbequem ist und ihr nicht zu Gesicht steht — was tut sie anderes, als sich in ein Löwenfell hüllen in der Wüste des gesellschaftlichen Lebens? Sie bildet sich ein, sie täte es, um angenehm zu erscheinen; der wirkliche Grund ist: sie will sich unsichtbar machen — unauffällig werden und das Hervorstechende vermeiden und sich mit der Menge vermischen... Kampf wacht im Herzen der Natur, Kampf im Herzen der Gesellschaft. Auffallen heißt soviel wie eine Zielscheibe für Pfeile werden; der sittliche Wert der Unauffälligkeit bedeutet wenig... die Pfeile schwirren...

Durch Gesetze, die man den Juden aufzwang, befahl man ihnen, eine gelbe Mütze oder einen gelben Rock in Europa zu tragen und einen schwarzen Turban in Afrika. Man wollte, daß der Jude weithin kenntlich sei und darum schutzlos. Es gab aber auch noch einen andern Grund für diese Maßnahmen. Bosheit allein war's nicht, es stak auch noch eine echte Furcht dahinter — wenigstens in christlichen Ländern. Verbot man dem Juden, eine Schutzfarbe anzunehmen, damit er nicht untertauchen könnte in dem ihn umgebenden gesellschaftlichen Bild, so war man in materieller Hinsicht geschützt gegen seine angebliche Schlaueit und geistig gefeit gegen seine unausrottbare Ablehnung christlichen Glaubensbekenntnisses... Wäre nicht der Jude dadurch, daß man ihn äußerlich weithin als solchen gekennzeichnet hätte, beständig der Gefahr der Märtyrerschaft preisgegeben gewesen, man könnte zweifeln, ob er sich jemals gegen die besondere Kleidung oder andere Kennzeichen gewehrt hätte. Noch heute hängen viele Tausende Juden in Polen am Kافتان und sogar an den *Streimlach*. Ich habe schöne alte Männer in Nordafrika in ruhevoller Würde ihren schwarzen Turban tragen sehen, der einst ein Zeichen der Entwürdigung und Gefahr bedeutete. Kaum ein Jahrhundert ist es her, daß sich die Juden nur mehr durch Religion, Charakter und historische Erfahrung von andern Menschen unterscheiden. Die tausendjäh-

rige Verfolgung hat sie stark gemacht und in hohem Maße gleichmütig, den Druck der öffentlichen Meinung zu ertragen, den wohl niemand leugnen kann. Das Brandmal der Schmach hat man entfernt, das gelbe Ghetto-Seil beseitigt, und man ließ die Juden in die Wüste der Welt treten. Die große Spannung ist gewichen, wenigstens in Westeuropa und Amerika, und der alte Stoizismus ist als überflüssig nicht mehr am Platz. Die Völker haben gesagt: Seid wie wir, wir wollen Brüder sein und in Frieden zusammenleben! Damit begann die jüdische Mimikry als Anschlußmittel. Sie wurde damals ausgeübt und wurde seitdem ausgeübt in Myriaden Fällen, aber nicht, um die Unterschiedlichkeit aufzuheben und das Offen-ins-Auge-Fallen (was gleichbedeutend ist mit Gefahr) sondern im Geiste der Ergebenheit, der Liebe, der Loyalität und der Kameradschaft. Die Juden wünschten tief innerlich, Amerikaner zu werden, Engländer, Deutsche, sogar Polen... Aber kann man so etwas wirklich zuwege bringen? Kann man es tun, ohne sich eine innere Verletzung zuzuziehen — eine Wunde im Sinne des Empfindens der Moral? Kann ein Volk in Gesamtheit oder zum Teil seine Ahnenreihe und seine Erfahrungen verachten und beiseite schieben? Kann der Jude sich plötzlich umstellen und froh werden, wo er doch belastet ist mit der historischen Erfahrung, daß Juden Ausgestoßene und Märtyrer waren seit je?... Eine solche Mimikry, hervorgewachsen aus Ergebenheit und dem Wunsche nach Vereinigung, konnte nicht immer rein bleiben in der Absicht, sondern mußte sich in fast allen Fällen — in Augenblicken, Stunden und Tagen — in eine Mimikry als Schutzmaßnahme verwandeln. Mochte der Jude tun, was er wollte, immer blieb er verdächtig, denn er war anders, wenn auch nur auf kaum zu definierende Art, und er blieb, mochte er sich auch noch so sehr bessere Manieren aneignen und ehrlich protestieren, eine Zielscheibe und ein Geschöpf ohne Schutz und Schild. Und aus dieser Vermischung einer Mimikry um der Er-

gebenheit, der Annäherung willen mit einer Mimi-
kry als Schutzmaßnahme wuchs jene verwickelte,
krankhafte, zerquälte, begabte — wenn auch selten
schöpferische —, empfindliche, anmaßende, knech-
tische, sentimentale, pfliffige, patriotische und zugleich
revolutionäre moderne jüdische Seele hervor, auf die
jede Eigenschaft paßt und jeder Heroismus und jede
Verrätereit und alle Verwirrung — und deren wahres
Dasein eine Grausamkeit und ein Kreuz ist... Juden-
tum ist wie jener Himmelshund, den der Dichter be-
schrieben; er geht dir nach durchs ganze Universum,
liegt in dir und außerhalb deiner beständig im Hin-
terhalt. Du bildest dir ein, du hättest es in der Mi-
mikry als Schutzmaßnahme zur Vollendung gebracht,
da liest du plötzlich von den Lippen deines besten
Freundes die unausgesprochene Silbe: „Jud...“ Du
hast dir ein tadelloses Gesicht zurecht frisiert, hast
jede deiner Gesten fest in der Gewalt und hast die
Impulse, die ihnen zugrunde liegen, in der tiefsten
Tiefe erforscht und umgestellt, da wirst du plötzlich
Zeuge, wie die Kinder auf der Gasse einen Hausierer
vor einem Zugkarren verhöhnen — einen schmutzi-
gen alten Mann in einem langen Kaftan und mit
Plattfüßen und einem langen Bart und tausend Run-
zeln im Gesicht; und du — du gehst vorbei und heu-
chelst Teilnahmslosigkeit... Aber, was in dir sich
niederschlägt: das „In-den-Boden-Stampfen“ des
inneren Menschen — ist es nicht schrecklicher als Ent-
würdigung und Verzweiflung?... Oder es kommt ein
Krieg, du eilst zur Fahne — zur sogenannten Vertei-
digung deines Vaterlandes — mit einem Eifer, in
dem du im ersten Augenblick die Elemente der An-
schluß-Mimikry nicht unterscheiden kannst von denen
der Mimikry als Schutzmaßnahme gegen die allge-
meine Verachtung. Und doch kannst du die Augen
nicht schließen, denn du siehst auch beim Gegner die-
selbe Schurkerei und Barbarei allüberall, und da
empfindest du in der Tiefe deiner Seele die Verächt-
lichkeit physischen Mutes der Angriffslust. Dein Ent-

setzen über die Unvernunft und den Schlamm und die Verlogenheit, die all dem zugrunde liegen, kennt keine Grenzen; aber du hast so lange Mimikry getrieben, hast so sorgfältig den Schein des Charakters der Andersgläubigen geheuchelt, daß du jetzt bei auch nur einigermaßen vorhandenem Schamgefühl den Schein nicht mehr von dir werfen kannst. Du bist kein Feigling, du bist lediglich ein Jude, aber du hast gelebt, als seist du kein Jude, und hast daher deinen Mitbürgern das Recht in die Hand gegeben, dich einen Feigling oder einen Verräter zu nennen, wenn du dich jetzt, im Augenblick der Gefahr, unterfangen wolltest, dich wieder in den Mantel deines Judentums zu hüllen... Und du stellst dich in Reih' und Glied und leidest und stirbst vielleicht den Tod eines Komödianten, eines Clown...

II

Arthur Levy graduierte auf der Columbia-Universität im Jahre 1914. Immer mehr und mehr war er in seinen Studien aufgegangen, hatte nicht länger mehr seines Vaters Haus als Zufluchtsort und Feste empfunden, hatte längst nicht mehr die Behaglichkeit und Heimischkeit der Nähe des Kollegs zum Hause gefühlt oder die alte vertraute Freude an dem Stadtteil, der beide umschloß. Immer tiefer hatte er sich in eine kalte Welt der Vernunft, der wissenschaftlichen Hypothesen und Beweisführungen hineingelebt und eine Höhe erklommen, von der herab er — wenn auch mit dem Gefühl des Alleinseins — mit Gleichmut auf das vernunftwidrige Getümmel menschlicher Erfahrungen blicken konnte. Von diesem Getümmel trachtete er sich mehr und mehr noch bewußt zu entfernen. Joe Goldmann bat ihn öfters, mit ihm in die Stadt zu kommen und sich einer gewissen halbrevolutionären oder humanitären oder kunstsinnigen Bewegung anzuschließen. Er lehnte schroff ab; sagte, einer Tat müßte Erkenntnis vorhergehen, und er, was ihn be-

träfe, fühle bestimmt, sein Wissen sei noch nicht vollständig. Joe grinste dazu und rümpfte die Nase und betrachtete Arthurs kleinen, unauffälligen Schnurrbart und die ruhige Eleganz seiner Kleidung und sagte dazu: „Der vollkommene amerikanische Gelehrte, wie er im Buch steht. Du brauchst dir nur noch die übliche Aalglätte anzugewöhnen. Ich fürchte aber, du wirst auch das übertreiben. Trotz alledem: deine Patienten werden immer nur Jiden sein.“ Arthur begriff gar wohl, daß dieser galligen Bemerkung Joes, wie immer, ein selbstquälerisches Motiv zugrunde lag, und deshalb ließ er die Schmähung in seiner Seele echolos verhallen. Er antwortete kühl: „Ich habe nicht die Absicht, als Arzt praktisch tätig zu sein.“ — — Immer seltener bekam er Joe zu Gesicht, und er empfand den Verlust schmerzlich. Bisweilen überkam ihn Melancholie und eine seltsame Sehnsucht, so jung er noch war, nach den früher zurückliegenden Jahren. Er bekämpfte solche Anfälle durch angestrengte Arbeit, insbesondere im Laboratorium. Sogar während des Sommers, der auf seine Studienjahre folgte, und vor seinem Eintritt in die medizinische Fakultät besuchte er ein paar besonders schwere Kurse, die sieben- bis neunmalige Laboratoriumsarbeit in der Woche in Anspruch nahmen.

Es war ein scheußlicher Sommer. Seine Mutter und Hazel waren nach Far Rockaway in ein großes Hotel in der Nähe der Hamel-Station gefahren. Sein Vater und er selbst trafen sich dort bei Wochenschluß. Die Gäste im Hotel waren sämtlich Juden, und es wollte Arthur scheinen, als benähmen sie sich besonders ungeschliffen. Sie ließen sich in jeder Hinsicht gehen. Sie begingen weder Unflätigkeiten noch sexuelle Unziemlichkeiten, und sie spielten auch nicht, aber dennoch schlugen sie in einer Weise über die Stränge, daß es in ihrer Art an die Ausbrüche roher Leute streifte. An Hazels verstimmtem Gesicht sah er, daß sie sich weniger als je heimisch fühlte; aber, wenn sie versuchte, sich mit ihm darüber zu unterhalten, ge-

schah es immer auf so heftige Art, daß er einer Aussprache mit ihr auswich und sie nur ermahnte, doch nicht so snobistisch zu sein. Er war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß alle diese Leute, weil sie das ganze Jahr hindurch gezwungen waren, sich zu benehmen, wie es ihnen die Umgebung Andersgläubiger vorschrieb, erst hier sich natürlich geben konnten und es infolgedessen übertrieben. Er sah das deutlich. Da er selber solchen Zwang in der Winterzeit nicht empfand und daher diese Befreiung davon im Sommer nicht brauchte, fühlte er sich naturgemäß abgestoßen und gereizt. Zu all dem kam noch gegen Sommerende das erste Anzeichen eines bevorstehenden europäischen Kriegs. Arthur empfand das als Unvernunft und wie einen gähnenden Abgrund auf dem Wege der Zivilisation. Er bemühte sich nach Kräften, alle Gedanken daran zum Schweigen zu bringen. Ein wenig ärgerte er sich über die Deutschen, — die seiner Ansicht nach zwei Drittel aller schöpferischen wissenschaftlichen Arbeit leisteten, zumindest auf seinem Gebiet —, daß sie sich auf ein so barbarisches Abenteuer einließen. England gegenüber empfand er zu seiner eigenen inneren Verwunderung eine Art leiser Feindschaft; er verscheuchte diesen Gedanken als etwas Krankhaftes und aus Mißtrauen, er könnte ihm eingefallen sein, weil die amerikanischen, mehr oder weniger rein englischen Abkömmlinge gegenüber den Juden zumeist eine kühle Verachtung an den Tag zu legen pflegten.

Im Hinblick auf Frankreich gab er sich gar nicht die Mühe, sich über Empfindungen klar zu werden. Er nahm sich vor, über den Krieg überhaupt nicht mehr zu sprechen, nachdem er eines Tages voll Zorn gegenüber Dawson die Bemerkung gemacht hatte, die Allianz mit Rußland sei eine Schmach für die Westmächte; er war erschrocken bis ins Mark über Dawsons sorglos anmaßend hingeworfene Erwiderung: „Sie argumentieren da als Jude und nicht als Amerikaner.“ Wenn er daran dachte, brannten ihm jetzt noch die Wangen;

war es doch das erstemal gewesen seit den drei Jahren ihrer Bekanntschaft, daß das Wort Jude zwischen ihnen fiel. Das Wort wurde mit aller Ruhe ausgesprochen und durchaus höflich, aber Arthur konnte nicht im Zweifel darüber sein, was hinter Dawsons Blick und Rede gelegen hatte. Der tiefere Sinn war der gewesen: Wir — nicht Sie und wir, sondern wir als Subjekt und Sie als Objekt — wir haben euch Juden gestattet, nach Amerika zu kommen; wir haben Ihnen, Herr Arthur Levy, erlaubt, die Columbia-Universität zu besuchen; wir haben Sie — soweit das möglich ist — als Freund und ebenbürtig behandelt. Wir haben das unter der Voraussetzung getan, daß Sie sich ganz und gar als Unsereinen betrachten und unsere Gedanken teilen und unsere Hoffnungen und Ideale. Aber jetzt, wo Sie's beweisen sollen, bringen Sie Gefühle von Hoffnungen, Befürchtungen und Äußerungen von Haß und Liebe aufs Tapet, mit denen wir nichts zu tun haben. Wir sehen uns getäuscht. Wir müssen von jetzt an vor Ihnen auf der Hut sein...

Arthur hatte fast die ganze Nacht nicht geschlafen. Es konnte doch kein Zweifel herrschen, daß er Amerikaner war. Freilich: Amerikaner nach seinem eigenen Sinn und nicht nach dem Begriff des Gummistempels, den irgend jemand, der zufällig Dawson hieß, für richtig hielt. Er war auch nicht hier als ein Geduldeter, den irgendeine selbstwillige Autorität schätzte oder verwarf. Sein Vater war Einwanderer. Gut. Dasselbe war auch Dawsons Großvater gewesen. Man nahm vielleicht an, er — Arthur — schämte sich ein wenig seiner Herkunft aus Insterburg; Dawson dagegen erwähnte immer voll Ruhe, seine Leute wären in Inverness zu Hause gewesen. Der Pferdefuß war lediglich der, daß er — Arthur —, wenn er ehrlich gegen sich selbst sein wollte, zugeben mußte, daß er sich tatsächlich schämte, aus Insterburg zu stammen, und auch des öfteren versucht hatte, die Herkunft seiner Familie — das bißchen, was er darüber wußte — aus seiner Erinnerung zu streichen. Er mußte plötzlich an

die arme kleine Hazel denken, die sich immer förmlich krümmte, wenn ihr Vater von seinem Vater oder von der alten Heimat sprach. Aber hatte er selber das nicht auch immer ein bißchen getan? Er saß jetzt aufrecht in seinem Bett und hielt sich den schmerzenden Kopf. Irgend etwas ist da schief, sagte er sich. Die Dawsons verlangten nicht nur, daß die Levys sich in der gegenwärtigen Lage genau so benähmen wie sie selbst — sie verlangten sogar, daß die Levys ihre eigene Vergangenheit vergäßen und die der Dawsons an deren Stelle setzten. Und die Levys taten das auch; wahrhaftig, sie taten es. „Blick Hazel an,“ sagte er sich, „blick dich selbst an, schau die Freefields an — würden nicht alle drei ihr letztes Hemd hingeben, wenn sie dafür die Ahnen und Vetter in Inverneß bekommen könnten?“ Affenschande! Aber nicht einmal mit dieser besinnungslosen untertänigen Selbstzerfleischung war Genüge geleistet. Man durfte überhaupt kein anderes eigenes Gefühl haben, rein, als stammte man tatsächlich aus Inverneß. Als ob es nicht noch andere Pestbeulen im zaristischen Rußland gäbe, als die Art, wie man dort mit den Juden verfuhr! War die Behandlung der Juden dort vielleicht eine Angelegenheit, die lediglich einen Juden anging und nicht jeden anständigen und human denkenden Menschen? Juden... Juden... Juden... Er verabscheute schon das bloße Wort. Und was die Juden anbetraf, die aus Rußland kamen!... er hatte sie in der Grand Street und der Norfolk Street und in einem jüdischen Theater gesehen, in das ihn Joe einmal gezerrt. Urfremd waren ihm diese Menschen, abstoßend in jeder Hinsicht: schmutzig, versunken in Aberglauben, laut, asiatisch, ohne malerisch zu sein, geifernd in einem Mischdialekt — nach Knoblauch riechend... Warum nahm er überhaupt Partei für sie, warum dachte er, wenn er das Wort „Rußland“ aussprach, unwillkürlich nur an das Judenmassakre in Kischinew? — Er konnte es sich nicht erklären... einfach unbegreiflich. Was aber Dawson betraf, so fühlte er

sich ganz und gar im Recht. Er stellte sich vor, wie Dawson sich benehmen würde, wenn — ein unmöglicher Fall — einmal Schottland von einer fremden Macht überfallen würde und man schottische Kirchen schlösse und Zivilpersonen erschösse. Ob dann wohl Dawson leidenschaftlich und stolz den amerikanischen Standpunkt vertreten würde? Dawson, das war ihm jetzt klar, hatte ihm gegenüber lediglich in brutaler und gemeiner Weise eine Meinung geäußert, zu der er früher keine Gelegenheit gehabt. Aus seinen Worten hatte geklungen: „Es gibt festumrissene Unterschiede im Werte der Rassen. Die Juden sind von Natur aus tieferstehende Wesen als Engländer oder Schotten. Wir dulden sie bloß so lange und insoweit, als sie bis zur äußersten Grenze ihrer Kraft Engländern und Schotten gleichen wollen“ ... Dawson, da er ein außerordentlicher Denker und Gelehrter war, würde es natürlich nicht genau in diese Worte gekleidet haben, aber der Sinn und die Schlußfolgerung lagen ihm im Blut ... Nun gut, in Arthurs Blut lag eben der Protest gegen Kischinew. Der große Unterschied also zwischen ihm und Dawson war nur der: Dawson war mit seinen eigenen Instinkten einverstanden und sogar stolz auf sie, während Arthur, der Jude, sich der seinigen schämte und sie verabscheute ... Und dann — dabei fing der Schlaf ihn an zu übermannen — war Dawson im Grunde ein Oberhund ... Was für ein gemeiner Ausdruck: Oberhund? ... Sein armer Vater hatte immer eine gewisse Neigung für solche faustdicke Worte ... Arthur sank in Schlaf ... Nach der Kriegserklärung verbrachte er nur einmal noch einen Wochenschluß mit seiner Familie in Far Rockaway. Sein Vater summt vor sich hin:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.“

Bei Tisch sagte er voll Überzeugung: „Das Geschmus über die Kriegsgreuel macht mich schon krank. Ich kenn' die Deutschen. Gut, sie haben ihre Fehler, aber

das zivilisierteste Volk in Europa sind se doch. Nu, ich hab' Neffen, die wo jetzt in Belgien stehn. Kriegsgreuel! Daß ich nicht lach'."

„Aber Papa!“ rief Hazel dazwischen. „Wie kannst du so etwas sagen? Es ist doch in Hunderten von Fällen erwiesen. Liest du denn keine Zeitungen?“

Mr. Levy lächelte grimmig. „Freilich les' ich Zeitungen; die Börs' in Wall Street wettet auf die Alliierten. Ä Schamlosigkeit, wenn mer an Rußland denkt. Aber ich les' auch die ‚Staatszeitung‘ und den ‚Herold‘.“

„Nun, ich möchte diese gesinnungslosen Blätter nicht in die Hand nehmen!“ rief Hazel.

Mr. Levy zuckte die Achsel. „Red' ka so dummes Zeug. Wie heißt ‚gesinnungslos‘? Mir sin ä neutrales Land.“

„Mr. Freefield sagt, wir treten bestimmt noch in den Krieg ein, bevor er zu Ende ist.“

„Gott soll hüten!“ rief Mr. Levy. „Das wäre ä Unglück.“ Plötzlich blickte er seinen Sohn scharf an. „Ich hoffe, du läßt dich doch nicht auch von den Zeitungen einfangen, Arthur?“

„Nein,“ sagte Arthur zögernd, „wenigstens nicht ganz. Ich bin, Papa, was die Allianz mit Rußland anbelangt, ganz deiner Meinung. Andererseits hab' ich dich doch oft sagen hören, Deutschland sei, verglichen mit Amerika, ein sehr antisemitisches Land.“

Das Gesicht seines Vaters verdüsterte sich. „Alle Gojim sind *Reshoim*, mein Sohn. Leiden können se uns alle nicht. Aber von äm Pogrom in Deutschland hat noch ka Mensch gehört. Und die Dinge haben sich seit meiner Zeit geändert. Dieser Dr. Dernburg zum Beispiel is ä Staatsminister und ä Jud und nicht ämol *geshmatt*.“

„*Gesh* — was, Papa?“

„Getäuft.“

„In Amerika“, fiel Mrs. Levy ein, „braucht sich niemand taufen zu lassen, um vorwärts zu kommen.“

Worauf Arthur zu seiner Mutter Erstaunen und zu

seiner eigenen Überraschung antwortete: „Es gibt zweierlei Taufen, Mama. Die schlimmste Art von beiden ist die, sich mit ein bißchen Wasser beträufeln zu lassen und damit gegenüber einem Religionsbegriff eine Lüge zu begehen.“

„Arthur!“ schrie Mrs. Levy in plötzlichem Entsetzen, „du gedenkst doch nicht, dich etwa — —“

„Natürlich nicht. Es ging mir nur eben so durch den Kopf. Das ist alles.“

Solche Gespräche und ähnliche, die er halb überhört hatte, machten ihn nervös und unglücklich. Er verabschiedete sich für den nur noch kurzen Rest des Sommers und verbrachte endlose Stunden angestrengtester Arbeit im Laboratorium.

III

Später war Arthur immer froh, daß die Kriegsjahre mit denen seiner medizinischen Studien zusammenfielen; er ließ sich vollkommen in Bann schlagen von seiner rein geistigen Beschäftigung. Er bemerkte kaum, wie einsam sein Leben geworden war. Wenn das Gespräch auf die Katastrophe kam, tat er das Thema mit konventionellen Phrasen ab. Er vermied das Lesen von Zeitungen, wo es ging, und erwachte nur hie und da mit der plötzlichen Empfindung des Schreckens zu der Erkenntnis, daß die ganze Welt von Wahnsinn ergriffen war. Ein Gefühl, als kröche das Entsetzliche näher und näher an ihn heran, beschlich ihn dann, und wie zum Selbstschutz schloß er sich noch mehr von der Außenwelt ab.

Das Kriegsbarometer für ihn war sein Vater. Von der milden Neutralität Jacob Levys mit seiner Neigung für Deutschland war seit 1916 nicht mehr viel übriggeblieben. Er sah verstört und abgearbeitet aus. Daheim sprach er nie mehr über den Krieg, saß nach Tisch mit sorgenvollem Blick da oder las die Abendzeitung. Seine deutschen Blätter waren verschwunden. Entweder hatte er sie abbestellt oder nicht mehr

abonniert, und Arthur fühlte, es sei aus Furcht geschehen. Ebenso überzeugt war er, daß sein Vater seine Ansichten über Deutschland nicht geändert hatte; sie waren zu tief verwurzelt. Über Jacob Levy hing es wie ein dunkler Schatten; immer mehr und mehr saugte ihn dieser Schatten auf. Arthur enthielt sich jeder Frage, durch welche heimlichen Drohungen und Beleidigungen und offenkundigen Druck seitens größerer Firmen politischer Parteigänger und seitens der Banken wohl sein Vater und dessen Freunde und Kunden Schritt für Schritt in „Reih' und Glied“ gedrängt wurden. Fast von Tag zu Tag konnte er den Prozeß verfolgen. Sein Vater ergraute immer mehr, und der Schnurrbart hing ihm ungekämmt und zerzaust über die Lippen; die Freude des alten Mannes, sein Geschäft in die Höhe zu bringen, schien verfliegen. Über seinen Suppenteller gebeugt, murmelte er vor sich hin: „Verdammte Gojim!“ Zum ersten Mal, soweit sich die Familie erinnern konnte, klagte er, die Ausgaben im Haushalt seien zu groß. Sofort machte sich Arthur erbötig, mit weniger Zuschuß auszukommen. Seinem Vater traten die Tränen in die Augen; seine Nerven waren offensichtlich aufs äußerste angegriffen. „Du bist ä guter jüdischer Sohn. Schlag dir das aus dem Kopf! Wir werden scho durchhalten.“

Arthur telefonierte an Joe Goldmann und vereinbarte ein gemeinsames Frühstück. Joes Augen blickten noch schwermütiger drein als sonst, und seine Rede war noch zynischer. „Mein Vater ist ebenso vor den Kopf geschlagen, nur argumentiert er zu Haus und schreit. — Arme alte Burschen! Glauben sie vielleicht, das politisch-kapitalistische Staatssystem sei andern Sinnes geworden oder in sich gegangen? — Der Grund, weshalb die Alten so sind, ist nicht der, daß ihnen Deutschland so besonders am Herzen läge; was sie bedrückt, ist: der Militäraushebung in Europa sind sie entgangen, aber jetzt sehen sie sich hierzulande einer neuen Art Aushebung gegenüber;

einer Aushebung gewissermaßen der Gefühle, der Gewohnheiten, der Untertanentreue. Die Erfassung von Leben und Geld wird bald genug kommen. Übrigens, wie wird dir dabei zumute?“

Arthur fuhr auf. „Wenn es wirklich dazu kommen sollte, daß Amerika mit hineinverwickelt wird, dann glaube ich — ja, ich weiß: was ich zu tun habe.“

„Nobel soll die Welt zugrunde gehen!“ jubelte Joe höhnisch. „Du hast also Lust, dich verstümmeln oder töten zu lassen? Das sind nur die ersten Explosionen, die wir der Mechanisierung der Industrie und der Verlängerung menschlichen Lebens verdanken. In hundert Jahren — vorausgesetzt, daß diese Zivilisation dann nicht ganz und gar zerstört sein sollte — wird man darauf bedacht sein, die Zahl der Geburten zu kontrollieren und das, was die Erde bietet, richtig zu verteilen. Inzwischen bin ich zu Tod froh, eine nette kleine, rein funktionelle Herzstörung zu haben und außerdem die Plattfüße meiner hochverehrten Ahnen. Junge, Junge!“

Arthur fühlte plötzlich, daß man sie beide von den benachbarten Tischen her scharf beobachtete. Er blickte sich um. Joe lachte leise.

„Hat nichts zu sagen. Es sind meine Kollegen in der Jurisprudenz. Ich genieße sowieso schon einen fürchterlichen Ruf unter ihnen. Sie blicken mich ernst an. Finster. Mißbilligend. Und ein Zeug schwätzen sie zusammen über den Krieg, das sich zu den Tatsachen ungefähr so verhält wie Hexenverbrennung zu der wissenschaftlichen Beobachtung und Behandlung der Hysterie. Toll. Wirklich toll!“

Arthur stützte den Kopf auf die Hand. „Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß du recht hast, Joe. Aber drückt es dich auch so nieder wie mich?“

Joes braune Augen wurden plötzlich tieftraurig. „Ja, leider. Gott, wie herrlich muß es doch sein, sich als so ein verdammter Narr und Patriot zu fühlen, Habtacht stehen zu können und sich kopfüber in den Unsinn zu stürzen! Sich selbst zu verlieren! Das Selbst

ist ein kitzlicher Herr. Man kann es in der Religion loswerden. Oder im Suff. Aber der sogenannte zersetzende jüdische Verstand kann sich nicht an Patriotismus, Religion oder Suff gewöhnen. So ist man eben. Aufwallungen befriedigen einen nicht, und der Verstand läßt sich nicht zum Narren halten. Eine tolle Mette, ich geb's zu.“

„Du glaubst also, es sei das eine spezifisch jüdische Denkart?“

„Sieht wenigstens so aus. Wenn die Christen — im Verhältnis — ebenso wie die Juden bei klarem Verstand blieben, meinst du, eine Lage wie die gegenwärtige wäre möglich?“

„Und so viele Juden behalten kühlen Kopf?“

Joe nickte. „Nicht einmal die Hollsworthy Browns sind ganz und gar verrückt geworden. Weißt du, warum er nach Frankreich als Freiwilliger geeilt ist? Weil er sich einen derartigen jüdischen Minderwertigkeitskomplex zugezogen hat, daß er sich einbildet, er könnte nicht weiterleben, außer, wenn man in ihm einen punziert echten Amerikaner sieht. Drum spielt er jetzt den Soldaten. Wenn er fällt — nicht daß er das besonders gerne sähe — wird Schluß sein mit seinem Kummer. Er wird ein toter Jud sein. Bleibt er aber am Leben, ist dann noch ein sozialer oder beruflicher Einwand möglich gegenüber dem Leutnant — oder vielleicht ‚Kapitän‘ — Hollsworthy Brown, der sich für die hohe Sache der Zivilisation und Demokratie freiwillig stellte? Wenigstens glaubt er, es sei unmöglich. Ich bin anderer Ansicht.“

Arthur lachte verzerrt. „Du siehst zu schwarz.“

„O nein, wart nur ab, du wirst schon sehen.“

Und es kam wirklich so. Die allgemeine Raserei fegte dahin wie Wüstensturm; Amerika trat in den Krieg ein. Die allgemeine Aushebung von Gut und Blut folgte auf dem Fuße. Man ließ Jacob Levy, der im Verdacht stand, mit den Deutschen zu sympathisieren, kurzerhand wissen, wieviel Kriegsanleihe er zu zeichnen hätte. Eines Tags kam er ganz außer sich

heim. „Ich hab' mir mei Geld hier im Land gemacht. Die Regierung will sich's ausborgen. Gut! Gut! Aber das Wort ‚Freiheit‘ is mir zum Brechmittel geworden — der Brach kommt einen an!...“ Er protestierte nicht mehr länger, wurde grau und morsch wie eine alte, bröcklige Mauer, als die Aushebung kam. Dann schrie er aus: „Mein Sohn, mein Sohn!“ Zum Glück geschah es unter vier Augen. Arthur beruhigte ihn. Erstens trüge er Brillengläser Nummer soundso; zweitens hätte man ihn bereits inoffiziell benachrichtigt, er könnte sich nützlich machen als Assistent des psychologischen Experten — eines jungen Mannes von seltener Unwissenheit namens Smith — im Militärlager Ticonderoga. Der alte Levy atmete auf; Arthur selbst empfand es wie heimliche Schmach, als hätten sie beide insgeheim konspiriert. Und doch konnte er keinen Grund finden für dieses Gefühl. Er stimmte mit Joe Goldmanns Ansicht vollkommen überein. Vielleicht war's das Vorbild Goddards. Goddard wollte sich schon im Jahr 1914 als Freiwilliger melden. Nur die Rücksicht auf seine verwitwete Mutter hielt ihn zurück. Über den Krieg hatte er stets mit sehr gemäßigten Ausdrücken gesprochen und sich auch nie als Kriegsgreuelverbreiter hervorgetan, aber immer mußte Arthur an den strahlenden Ausdruck in Goddards edelgeschnittenem Gesicht denken, mit dem dieser einst gesagt hatte: „Ich fühle ganz einfach im Grunde ein großes moralisches Übel, das man bekämpfen muß.“ In seiner Uniform sah Goddard sehr ruhevoll und würdig drein, und Glück, guter Wille und Weihe umstrahlten ihn. Er hatte ein paar reizende Verse gedichtet, nicht des Hasses, sondern ritterlicher Kameradschaft und des Mutes. Eine reine Seele, eine edle Seele; ähnlich seinen Vorfahren in Neu-England, die sich für die Sklavenbefreiung eingesetzt; ähnlich wie Robert Gould Shaw; ähnlich wie der Engländer Rupert Brooke. Arthur fühlte sich niedergeschlagen und tief verstimmt. Er wußte genau, daß sittlicher Eifer nichts gemein hatte mit Weis-

heit oder gar vernunftgemäßer Handlungsweise. Er konnte auch Goddards Gemütsverfassung als eine jener vielfachen Äußerungen religiöser Erfahrungen klar deuten, der die Jugend unterworfen ist. Er wußte noch viel mehr; hatte er sich doch aus eigenem Antrieb und eben, weil seine Professoren darüber die Nase rümpften, die Werke Sigmund Freuds gekauft und sie gelesen und immer wieder von neuem gelesen. Ja: er hatte Erkenntnis erlangt. Aber doch hielt ihn noch ein Tropfen von Idealismus — eines nachgeahmten amerikanischen „Idealismus“ —, den er in früher Jugend in sich eingesogen, zurück, sein Ohr ganz und gar den Klängen zu leihen, die er den letzten Musikkakord nannte. Halb scherzhaft entwarf er gegenüber Joe Goldmann das Bild Goddards, wie er in den Krieg zöge. Aber zu seinem Erstaunen zeigte sich Joe als großer Mensch.

„Dein Fehler, Arthur, ist: du bist nicht genug bewandert in der Weltgeschichte. Die meisten deiner sogenannten Ritter sind innerlich teilnahmslos gewesen oder Diebe und Räuber. Trotzdem hat's immer edle Seelen gegeben wie Goddard. Haufenweise. Über das Zahlenverhältnis will ich jetzt nicht streiten. Die Kreuzfahrer, die ganze Synagogen voll von Männern, Frauen und Kindern in Brand steckten — zum Teufel nochmal, du wirst doch nicht annehmen, daß viele der jüngeren unter ihnen nicht dasselbe gefühlt hätten, was dein Goddard ‚ein großes sittliches Übel‘ nennt. Es hat auch junge Adlige im Kadettenkorps des Zaren gegeben, die aus tiefstem Herzen heraus glaubten, auf Gottes Seite zu stehen. Und wie verhält sich's mit den preußischen Junkern, den Germanen und den Protestanten wie Goddard, die freudig ihr Leben lassen für ihren König und ‚ein großes sittliches Übel‘ in der Einkreisungspolitik erblicken, die ihr Land in den Krieg gestürzt hat? Du bist ein verdammt kurzsichtiger Psychologe. Wenn jemand ein ‚großes sittliches Übel‘ fühlt, das man in andern bekämpfen müsse, so ist's höchste Zeit, ihn kaltzustellen

als leuchtendes Beispiel für seinen Pastor und seine altjüngferlichen Tanten; denn läßt du ihn los, wird er zum Mörder. Das liegt klar auf der Hand.“

Wirklich, Joe war ein großer Mensch und kein leerer Schwätzer. Er trat für seine Überzeugung ein. Er vertraute Arthur an, Hindu-Revolutionären zur Fahnenflucht verholfen zu haben.

„Gott im Himmel,“ rief Arthur, „nimm einmal an, es kommt heraus.“

Joe wackelte mit dem Kopf und rieb sich nervös das Genick. „Oh, Mama, das wär' so eine Sache! Dreißig Jahre wäre noch das Geringste.“

Arthur sah nichts als Soldaten, Soldaten, Soldaten um sich her. Er stellte sich als Militärarzt zur Verfügung. Im Feldlager benahmen sich die Offiziere kühl höflich zu ihm; Smith bürdete ihm alle Arbeit auf; die jungen Infanteristen vertraten den gutmütigen Standpunkt: der Jud verstünde seine Sache... Als er einmal bei Wochenschluß nach Hause kam, ertappte er einen Soldaten dabei, wie er Hazel unten in der Halle lieboste. Er schlüpfte stumm vorbei und lief ins Zimmer seines Vaters. Jacob Levy hatte sich seit letztem wieder sehr getröstet. Er lächelte zu Arthurs Frage und sagte: „Das is Hazels großartiger amerikanischer Held. Sie is mit ihm verlobt. Nu is sie ganz amerikanisch. Wer er is? Nu, der junge Sinzheimer, Gebrüder Sinzheimer & Co. Boston. Schuhe. Feine Sache. Wenn Gott will, und der Jung wird nicht getötet, gibt's eine gute Partie.“

IV

Arthur machte sein Doktorat in Medizin im Juni 1918. Mit besonderem Glanz. Die Armeen standen natürlich noch in Europa. Sein Vetter Harry Adams war vor kurzem bei irgendeinem Scharmützel gefallen. Eli Sinzheimer andererseits war noch in Amerika und kaufte Leder auf für die Regierung. Der Tod des jun-

gen Adams schloß nicht nur die Familie, sondern auch die Freunde der Familie enger zusammen. Bei einer geschäftlichen Unterredung mit Mr. Freefield — Gratisbeamten des Staates und hoch angesehen im Rat der Regierung zu Washington und Rekordbrecher, was das Unterbringen von Kriegsanleihe bei seinen jüdischen Mitbürgern von Rang, die sämtlich seine Klienten waren, betraf — konnte es sich Jacob Levy dieser überragenden Persönlichkeit gegenüber nicht verkneifen, ein wenig mit der Auszeichnung zu prahlen, die seinem Sohn kürzlich zuteil geworden war.

„Was er jetzt nötig hätt', sagt er,“ erklärte Mr. Levy, „is ä Stellung in einem Hospital für die Geisteskranken. Sie wissen doch, es ist das seine Spezialität! Ich frag' mich bloß, wird man ihn als Juden auch nehmen?“

Mr. Freefield setzte sich in Positur. „Sie sind vollkommen im Irrtum, Levy, wenn Sie glauben, es herrsche noch irgendwelches Vorurteil. Bei den jetzigen Zeiten ist der Andrang in allen Berufszweigen geringer als in früheren Epochen. Wir stellen unsere Söhne zur Verteidigung des Vaterlandes zur Verfügung. Von Schwierigkeiten kann also hier keine Rede sein. Ich — uch — habe die besten Beziehungen zu den Kommissionären, die in Frage kommen. Ich darf sagen, daß der Staatssekretär mir einigermaßen verpflichtet ist. Wünschen Sie, daß ich bei ihm anfrage?“

Fünf Wochen später war Dr. Arthur Levy zum Internarzt ernannt im Hospital für Geisteskranke zu Drews Point, Abteilung für Frauen, und hielt seinen Einzug mit einem Schrank voll Büchern und Kleidern. Man wies ihm ein großes, hübsches, wenn auch etwas kahles Zimmer in der Villa an, in der die fünf Mitglieder des Ärztetabes wohnten. Das Haus des Chefarztes lag über der Straße drüben. Weiter entfernt vom Fluß erstreckten sich die langen, dreistöckigen Spitalgebäude.

Eine Woche früher schon war er seinen Kollegen bei einem Besuch oberflächlich vorgestellt worden. Jetzt traf er sie beim Lunch: Dr. Duval, ein dunkelhäutiger Herr mit übernächtigen Augen, von fünfunddreißig Jahren; Dr. Kirke, jung, schwächig, klein, mit hellen, grauen Augen und einer außerordentlich neugierig forschenden Nase; Dr. Lowdon, ein verhutzelter, ausgemergelter Mann von mindestens vierzig, mit einem goldblonden Bart; und ein dürres, vergrämltes, flachbrüstiges, mausfarbenes Frauenzimmer, Miß Dr. Hopkins, die vielleicht vor zwanzig Jahren ganz nett gewesen sein mochte in ihrer kühlen, korrekten, ewig jungfräulichen Art. Sie begrüßten ihn alle recht herzlich. „Erfreut, Sie zu sehen, Doktor!“ Sie nannten einander mit erheiternder Häufigkeit und Beharrlichkeit „Doktor“. Es schien ihnen das offenbar ein Labsal zu sein.

„Zimmer gut?“

„Sehr hübsch“, sagte Arthur.

„Futter neuerdings nicht besonders“, brummte Doktor Lowdon in den Bart. „Wenn’s einem neu ist, wie Ihnen, merkt man’s nicht. Lassen Sie mich Ihnen gleich jetzt einen Rat geben, Doktor. Halten Sie sich nicht lang mit Verordnungen auf. Es bringt einen auf den Hund.“

„Da höre man den alten Sauertopf!“ rief Duval. „Sie sollten so kaltgestellt sein wie ich! Das ist kein Spaß. Nö. Wahrhaftig. Aber ich beklag’ mich nicht. Zwei Nächte der Woche in lütt old Newyork —“

Der kleine Kirke hatte sich sofort aufgeplustert wie ein badender Spatz. „Wenn ihr Burschen abends ein bißchen mit Studien nachhelfen wolltet, kämt ihr auch weiter in Wissenschaft und Beruf. Lesen Sie Deutsch, Dr. Levy? Ich arbeite mich gerade durch den Kraepelin durch. Zäh wie Leder, freilich, aber man muß sagen, der Hunne beherrscht sein Gebiet.“

Arthur gab zu, daß er in wissenschaftlichem Deutsch vollkommen zu Hause sei und auch den Kraepelin genau kenne; er fühle sich nur ein wenig enttäuscht

über den beschreibenden und diagnostizierenden Stoff. Er sei überzeugt, daß die zukünftigen Forschungsmethoden in einer ganz anderen Richtung lägen.

Kirke blähte sich noch ein wenig mehr auf: „Wie meinen Sie das, genauer gesagt, Doktor?“

„Ich denke da an gewisse heilsame Präventivmaßnahmen durch Erziehung und vor allem durch Anwendung der Psychoanalyse.“

„Geiler Hund!“ schrie Duval und krümmte sich vor Lachen.

Miß Dr. Hopkins, die neben Arthur saß, murmelte: „Ich verstehe nicht, wie Sie sich für so etwas Abstoßendes einsetzen können, Doktor! Geradezu unmoralisch ist das.“ Sie kniff die Lippen zusammen.

Aber Kirke ließ sich nicht einschüchtern und hob die Nase in die Luft. „Ich möchte mich darüber gelegentlich ausführlich unterhalten, Doktor. Wir könnten jetzt einmal die Pfleglinge besuchen.“

Arthur war natürlich mit der Anlage solcher Spitäler vollkommen vertraut. Die Schlüssel des Aufsehers klirrten hinter ihnen, und die schwere Tür fiel geräuschvoll ins Schloß. Vor ihnen lag der lange, im Kreis verlaufende, hallenartige Gang, bedeckt mit häßlichem, krankbraunem Linoleum und unvollständig erhellt durch die dicht vergitterten Fenster. In diesen Raum mündeten die Schlafstuben der Patienten; tagsüber waren sie verschlossen. Die Kranken lungerten umher oder gingen auf und ab oder kauerten und lagen auf hölzernen Bänken in diesen Räumen oder in den Fensternischen da und dort, in denen auf kleinen Tischen rostbraune künstliche Palmen standen. Das Hospital war offensichtlich überfüllt mit Frauen jedes Alters und von jedem Typus, vom wildblickenden jungen Geschöpf angefangen bis zur uralten verrunzelten Greisin. Einige murmelten oder summten vor sich hin, und andere gingen aufgeregt hin und her. Die überwiegende Mehrzahl war in eine hoffnungslose, grauenhaft leere Apathie versunken, die sich nur Augenblicke lang in tierhaftes Mißtrauen

und Furcht verwandelte, wenn die Ärzte mit dem Wärterinnengefolge in Sicht kamen. Der Raum war sauber, aber fast zu aufdringlich rein gefegt. Zweifellos war ein großer Fortschritt, was Humanität und Zweckdienlichkeit betraf, gegenüber den Einrichtungen vor wenigen Jahren noch, zu erkennen. Und doch lag in der Luft etwas unbeschreiblich Unmenschliches, ein Hauch von Fäulnis; trotz der Sauberkeit eine stinkende Atmosphäre, die nichts zu tun hatte mit Wirklichkeit und doch fast greifbar zu fühlen war wie der Atem eines Aasgeiers mit bitterbösen Augen... Sie begegneten Wärterinnen — ungeübten, billig aufgeputzten, jungen Frauenzimmern, die den Ärzten verschmitzt zulächelten und, als sie den neuen Arzt sahen, mit aufdringlich heuchlerischer Gebärde dieser oder jener Kranken die Hand zärtlich auf den Kopf legten. Angst kroch in den Augen solcher Patientinnen hoch, wenn sie sich berührt fühlten. Da und dort bemerkte Arthur blaue Flecke und Spuren von Schlägen über den Augen und auf den Wangen der jüngern und wahrscheinlich weniger gefügigen Patientinnen... Er blickte sie an, blickte die Wärterinnen an, blickte in das kühle, wichtigtueriesche Gesicht Kirkes. Das war doch die reinste Hölle!... Kirke wurde gesprächig: „Sie bemerken, Doktor, wie überfüllt hier alles ist. Infolge des Krieges haben die Fälle von Geisteskrankheit ungeheuer an Zahl zugenommen, besonders unter den fremden Elementen. Sie sehen, die meisten dieser Frauen sind Fremde. Das kompliziert unser Problem. Die Hälfte versteht nicht einmal Englisch. Bisweilen frage ich mich, warum nehmen wir sie eigentlich in Obhut? Allerdings, sie sämtlich ausweisen kann man nicht gut.“

Arthur blickte nicht einmal auf; er fragte: „Gehören denn die Wärterinnen den verschiedenen Nationalitäten an, sodaß man sich mit den Patientinnen verständigen kann?“ Kirke musterte ihn mit einem langen verdächtigen Seitenblick.

„Doch wohl kaum, Doktor. Sie als Newyorker müßten

das eigentlich wissen. Die Mittel, die wir hier zur Verfügung haben, werden vom Staat und aus Besteuern von Stadtpolitikern bestritten. Die Wärterinnen sind zumeist irischer Nationalität.“

Arthur verlangsamte seinen Schritt. Seine kundigen, forschenden Augen bemerkten mehr und mehr; er erriet fast immer aus dem Krankheitsbild jeder dieser Patientinnen die besondere Nerven- oder Gemüts-erkrankung: aus Bewegungen, Gesten, Hautverfärbungen, Augen und Fingernägeln, aus der gewissen Atmosphäre, die um die Kranken lag. Er unterschied genau die einzelnen menschlichen Typen: Polinnen, Italienerinnen, Deutsche, Jüdinnen, Jüdinnen, Jüdinnen... mehr und immer mehr und immer mehr... das Herz zog sich ihm zusammen... Plötzlich ergriff ihn Angst — Angst um diese Frauen seines Volkes in den Händen gefühlloser Ärzte und Wärterinnen... Gott im Himmel, welcher Unsinn! Er war doch Gelehrter! Amerikaner. Die Polinnen und Italienerinnen und Deutschen hatten es keineswegs besser als die Jüdinnen... „doch, sie haben es besser,“ sagte etwas in ihm, „ja, sie sind besser dran...“ Er blieb mit einem Ruck stehen. Eine abgezehrte Frau mittleren Alters, mit zerrautem, blondem Haar und hohen, slawischen Backenknochen schritt auf und ab. Unaufhörlich wandte sie den Kopf, blickte zurück und gestikulierte heftig mit ihren langen Armen. Dann hielt sie plötzlich inne, wirbelte hin und her und deutete mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf eine auf einer Bank zusammengekauerte alte Frau und flüsterte mit unnatürlich weit aufgerissenen Augen: „Jid!...“ In Arthurs Hirn kreiste unaufhörlich der Satz: „Ja, sie sind...“ Er trat zu der alten Frau, auf die die Polin gedeutet hatte: ein kleines altes Weiblein, sehr sauber, in Schwarz gekleidet, das weiße Haar in der Mitte gescheitelt; mit den Händen umklammerte sie ein reines weißes Taschentuch. Sie saß bewegungslos da und hob nicht einmal den Blick. Das Gewicht eines Berges schien auf ihr zu lasten und sie niederzudrücken

auf die Erde. Arthur blickte fragend auf. Kirke nickte:

„Fraglos unfreiwilliger Trübsinn; Arteriosklerose natürlich“; er beugte sich über die Kranke. „Wie geht es Ihnen, Mrs. Rosenb rg?“

Ein Paar dunkle Augen, in denen alle Sorgen der Welt zu lasten schienen. „Warum kann ich nicht sterben, Doktor? Warum geben Sie mir nicht was, daß ich sterben kann? Ich bin eine Last für alle.“ Die Stimme klang dünn und leiderf llt.

Kirke wechselte einen Blick mit Arthur. „Ich kenne ihren Namen nur, weil ihre Angehörigen die reinste Landplage für uns sind. Zwei Söhne und deren Frauen. Ich hab’ ihnen immer und immer wieder gesagt und der Chefarzt hat’s ihnen bestätigt, daß solche Altersf lle stets hoffnungslos sind. Anscheinend glauben sie’s uns nicht. An den Besuchstagen kommen sie angest rmt, wollen Extraprivilegien haben und Extrakost und bestechen die Wärterinnen. Wir haben hier ähnliche Fälle, aber keinen ebenso schlimmen. Alle diese — uh — uh — alle diese Leute sind eben selber Neurastheniker.“

Etwas Merkwürdiges begab sich; Arthur hörte sich selbst sagen: „Doktor, warum sagen Sie nicht offen heraus ‚Juden‘? Sie beleidigen mich doch damit nicht. Ein hoher Prozentsatz von nervösen und geistigen Störungen kommt unter den Juden vor.“

Kirke lachte erleichtert kurz auf. „Recht haben Sie, Doktor; wir sind doch Kollegen in der Wissenschaft. Ja, der Prozentsatz ist groß. Wohlverstanden, ich tadle auch gar nicht die Söhne der alten Dame wegen ihrer Gefühlsäußerungen. Nur erweisen sie damit weder ihr etwas Gutes, noch sonst jemand.“

Die beiden Ärzte vollendeten schnell ihre Runde. Kirke gab offen zu, daß man das Einzelh usersystem einführen müßte, da dies Zusammendrängen unz hligler Patienten aller Typen in ein einziges Gebäude vorsintflutlich und verrottet sei. Das einzige, auf das er mit Stolz hinwies, war der Raum mit den drei

Dauerbädern für Tobsüchtige. Hier, in drei Badewannen mit weißen Säulen zu Häupten und in die Mauer eingelassen, wurden drei junge Frauen in lauem Wasser festgehalten.

„Manisch depressive Fälle, wie Sie sehen, Doktor. Es schwächt sie. Aber das Toben schwächt sie noch viel mehr.“

Arthur stimmte bei. Äußerlich stimmte er allem bei. Aber er sah seine Meinung, daß die so eifrigen Neurologen nur mit Worten herumwarfen, und daß die richtige Behandlung Geisteskranker erst in den Kinderschuhen stak, zu seiner Betrübniß nur noch mehr bestätigt...

V

Fieberhafter als je stürzte er sich in seine Arbeit. Er konnte es in seinem kahlen Zimmer ohne Tätigkeit nicht aushalten. Auch während der Nächte, wenn er in Newyork war, fühlte er sich krank. Die Unterhaltung mit seinen Kollegen in Drews Point nach dem Abendessen quälte ihn. Duval schwätzte drauflos wie ein aufgeschossener, fürchterlicher Junge in den Flegeljahren. Lowdon erzählte schmutzige Geschichten, sooft sich Miß Dr. Hopkins außer Hörweite befand. Sie selbst pflegte gewöhnlich zu bemerken, sie wolle in ihr Zimmer gehen, um noch ein Kapitel aus der Bibel zu lesen, zu beten und sich dann schlafen zu legen. Kirke war anscheinend noch der Genießbarste. Er lud Arthur bisweilen in sein Studierzimmer, und dann sprachen sie über Berufsangelegenheiten. Bald erkannte Arthur deutlich, daß Kirke, wenn auch ein ehrenwerter und offener Charakter, sich für das Studium und die Heilmethoden gar nicht interessierte, sondern nur an seine Karriere dachte. Wenn er eine Krankheitsgeschichte zu Papier brachte, geschah es nur seiner Laufbahn wegen; befaßte er sich mit deutschem Wissen, geschah's in gleicher Absicht. Er wollte sich, wie er Arthur anvertraute, ganz dem Hospital-

dienst zuwenden. Das Zeug, ein großstädtischer Spezialist zu werden, besäße er nicht. Er erstrebte die Stellung eines Chefarztes an irgendeinem großen staatlichen Institut.

„Schauen Sie sich mal Foster näher an“, sagte er.

Foster war Chefarzt in Drews Point. Arthur brauchte, weiß der Himmel, ihn sich nicht näher anzuschauen — diesen tadellos herausfrisierten, kühlblickenden, berechnenden Diplomaten, der in den Augen eines politischen Beamten das Ideal eines Gelehrten darstellte, aber längst das wenige, was er je gelernt, vergessen hatte. Arthur wurde in aller Form von den Fosters zum Essen eingeladen. Doktor Fosters einzige wissenschaftlich gefärbte Bemerkung gipfelte in den Worten, daß man als Amerikaner sich doch unmöglich mit dem entarteten, anstößigen Zeug Freuds näher befassen könnte ... — — „Es erstickt geradezu jeden anständigen Instinkt in einem“, sagte der Herr Doktor Bryant Foster mit dem schweren, britischen Akzent, den er trotz seines Amerikanertums besonders in Ehren hielt ...

Arthur beschäftigte sich viel mit seinen Patientinnen. Er plauderte mit ihnen, beobachtete sie und grübelte nach über jeden einzelnen Krankheitsfall; er bemerkte, daß er einen beruhigenden Einfluß auf sie bekam. Leises, ganz leises Lächeln zeigte sich bisweilen in seiner Gegenwart. Und das wollte viel besagen, denn der Geisteskranke lacht wild und verzweifelt, aber er lächelt nicht. Arthur überredete einige seiner Patientinnen, wenn sie bisweilen lichte Momente hatten, sie möchten doch versuchen, ihm etwas über sich zu erzählen. Wenn die ältern Frauen hinaus ins Freie durften und auf den Bänken unter den Bäumen der Insel saßen, setzte er sich oft ruhig zwischen sie und plauderte mit ihnen wie mit normalen Menschen. Sein außerordentliches Gedächtnis ermöglichte es ihm, kurz nachher alle ihre Worte genau zu Papier zu bringen. Er lernte selber sehr viel aus diesen Krankheitsgeschichten, die ganz wie menschliche Erzählungen

klangen. Mehr und mehr kam er zur Überzeugung, daß, wo Alkoholismus und luëtische Ansteckung aus-
schieden, Geisteskrankheit so viel bedeutete wie Zu-
sammenbruch unter dem übermächtigen Drucke des
Lebens — ein Versagen der Psyche unter moralischem
Leid, eine Flucht aus einer Welt, die unerträglich
geworden war. Es gab da körperliche Parallelerschei-
nungen, wie die Arteriosklerose der alten Mrs. Rosen-
berg, aber da es bisher noch niemand gelungen war,
auch nur den geringsten Zusammenhang zwischen die-
sen Parallelerscheinungen einerseits und der psychi-
schen Störung andererseits herauszufinden, und da
ferner in praktischer Hinsicht alle diese Krankheits-
zustände festgestellt wurden ohne die mit ihnen Hand
in Hand gehenden Erkrankungen, so kam Arthur bald
zu dem Schlusse, daß die Zukunft vorbeugender Be-
handlung in jener Richtung lag, auf die Freud hinge-
wiesen hatte — natürlich mit gewisser Abänderung
bzw. Erweiterung ... Wie er so an seinem Schreibtisch
eines Nachts spät beim Schein seiner grünen Studier-
lampe, eine letzte Zigarre rauchend, über dieses Ge-
biet nachdachte, fielen ihm gewisse, ihm vertraute und
dennoch ihn seltsam berührende Vorfälle ein. Er be-
zweifelte plötzlich, daß Hazel wirklich so glücklich
sei, wie seine Mutter behauptete ... Die Erinnerung an
gewisse leidenschaftliche Ausbrüche in Hazels früher
Mädchenzeit, die auf ein „Sichunglücklichfühlen“
nur allzusehr hinwiesen, trat lebhaft vor sein inneres
Gesicht ... Das zarte empfindsame Mädchen hatte
das Mißgeschick, Jüdin zu sein, eben auch als über-
schwere Last im Leben empfunden ... Sie hatte unzu-
längliche Versuche gemacht, sich in ein Gebiet von
Unwirklichkeiten zu flüchten, als da sind: kleine Ver-
logenheiten, Snobismus, Kokettieren mit einer frem-
den Religion, närrisches, kindliches Nichtsehenwol-
len und der Wahrheit aus dem Wege gehen ... eine
Flucht ins Unwirkliche und Zurechtphantierte — in
eine Welt, die der Welt der Erfahrung, die vor ihr
lag, auswich ... Angst vor Erfahrung also! ... Ja, der

Aufbau des jüdischen Komplexes war genau derselbe wie der Mechanismus der Geisteskrankheit... Er kannte nur zu gut dieses Bedürfnis nach Flucht — nach Flucht aus einer Wirklichkeit, die keine innere Bedeutung hatte —, und das Bedürfnis, eine Last abzuwerfen, die unerträglich scheint... Die Freefields und Eugen Adams und Joe Goldmann und dessen Bruder Victor — sie alle befanden sich auf der Flucht vor einer als lästig empfundenen Wirklichkeit. Ob nun ihre Flucht zu Pomphaftigkeit oder Patriotismus hinstrebte oder zu einer Lebensführung, die den ständigen Verkehr mit Christen sicherte, oder zu Träumereien von einer Weltrevolution, die das krumm Gewachsene gerade machen sollte —, oder nur ein Sichflüchten in ein Gewölk anmaßender Streitlust, in der alle Stimmen verstummen sollten, nur die eigene nicht — es blieb immer das Gleiche im Grunde... Er stand auf; seine Zigarre war zu Ende geraucht. Entschlossen schob er alle seine Reflexionen beiseite, sie einer späteren Zukunft vorbehaltend... Analogieschlüsse — das wußte er wohl — waren immer bedenklich... Wenn wirklich Geisteskrankheit in vielen Fällen nichts anderes bedeutete als einen heftigen Ausbruch der sogenannten normalen Psyche unter übermäßigem Druck — dann... dann... Er wurde schläfrig. Sicher blieb das eine, fraglos sicher, daß: ein Durchschnitsneurologe zu sein wenig anderes bedeutete als einen erbärmlichen, Versuche anstellenden Stümper, einen hohlköpfigen, wissenschaftlich sich gebärdenden Opportunisten, der noch nicht einmal Fühlung genommen hat mit den Ursachen der Dinge...

Er hatte bis dahin gar nicht bemerkt, es könnte aufgefallen sein, daß er die Patienten genau studiere. Einige Tage später betrat er schnellen Schrittes und ohne daß man ihn erwartet hätte, plötzlich das Speisezimmer, da sah er Lowdon und Duval beisammen sitzen, die Köpfe zusammengesteckt, in jener gewissen Stellung, die verrät, daß Menschen übel über einen Dritten sprechen oder sich schmutzige Ge-

schichten erzählen. — Er hörte gerade noch, wie Duval mit seiner rüpelhaften, jetzt gedämpften Stimme sagte: „Der Jud hält natürlich zu seinem Pack.“ — Arthur ließ sich geräuschvoll in einen Sessel fallen und nahm eine Zeitschrift zur Hand. Lowdon und Duval fuhren zusammen und traten ölglatt vor Höflichkeit zu ihm. Er tat, als hätte er nichts gehört; die beiden andern wechselten einen erleichterten Blick und setzten sich zu Tisch...

Ein Jammer, daß die Beiden so rohe und seelisch tiefstehende Menschen waren. Kirke war wenigstens ehrenhaft und ein Gentleman. Es bedeutete einen großen Trost für Arthur, in dieser Hinsicht beruhigt sein zu dürfen, denn er hatte etwas Besonderes vor. Er fühlte, er könnte damit nicht länger hinter dem Berge halten. Ein gewisser Verdacht, den er gleich anfangs gehabt, hatte sich zur Wirklichkeit verdichtet: Grausamkeit aller Art herrschte im Hospital; die Wärterinnen mißhandelten die Pfleglinge. Arthur wußte gar wohl, daß derartige Beschuldigungen eine schwerwiegende Angelegenheit bedeuteten. Ein gewisses Maß physischen Zwanges ließ sich bei dem herrschenden Hospitalsystem nicht gänzlich vermeiden. Patienten, die an Platzfurcht litten, mußte man zwingen, ins Freie zu gehen... Eine leichte Wahnvorstellung konnte vorübergehen, wenn man den Kranken nötigte, sich den Spitalregeln zu unterwerfen. Weibliche Geisteskranke fügten sich erfahrungsgemäß schwerer als männliche... Zudem waren die Wärterinnen unerzogene Frauenzimmer, die für einen Hungerlohn einen ihnen verhaßten Dienst versehen mußten. Allzu kritisch vorzugehen und das ganze System mit einem Ruck umstellen zu wollen, galt als alberne Gepflogenheit junger Internärzte... Andererseits hatte Arthur des öftern blutige Striemen auf den Körpern junger Frauen gesehen, geschwollene Augen, schauerhafte Knochenbrüche, Arme, die fast aus den Gelenken gedreht waren... Als er einmal unerwarteterweise in ein Krankenzimmer trat, ertappte er Miß

Donovan dabei, wie sie eine ältere Jüdin an den Haaren zu Boden riß und dabei schrie: „Ich werde dich zu Brei schlagen . . .“ Da ließ es ihm keine Ruhe mehr. Oft mitten in der Nacht fuhr er aus dem Schlummer auf. Er zwang sich mit aller Gewalt, sich nicht länger mit Vorstellungen, was wohl sonst noch alles hinter seinem Rücken vorgehen möchte, zu quälen. Es war genug an den Tatsachen . . .

Er bat Kirke abends zu sich und kam ruhevoll und unparteiisch und mit geheuchelter Gleichgültigkeit auf das Thema zu sprechen.

Kirke nickte. „Sie haben recht, Doktor; es ist das ein Problem. Ich selbst schlüpfe dann und wann, wenn man mein Kommen nicht erwartet, in die Krankenzimmer. Ich glaube, es ist das noch das Beste, was man tun kann. Ich wollte, wir hätten bessere Wärterinnen. Aber wie das bewerkstelligen?“

„Sehr richtig“, stimmte ihm Arthur bei. „Und ich verlange auch nichts Unmögliches. Ich habe diesem Weibsbild von einer Donovan derart den Kopf zurechtgesetzt, daß ich glaube, die Luft bleibt rein, bis es an der Zeit sein wird, sie hinauszufeuern. Was meinen Sie dazu?“

Kirke ließ seine Augen nachdenklich umherwandern. Dann zog er mit dem Daumen Kreise auf den Tisch. Endlich streifte er Arthurs Blick.

„Die Sache, Doktor, wird auf Schwierigkeiten stoßen.“

„Auf was für Schwierigkeiten?“

„Nun, sehen Sie: die Donovan ist Duvals Gschpusi. Sie drücken sich zusammen nach Newyork und treiben's dort bunt; ich glaube bestimmt, daß sie sogar hier heimlich in sein Zimmer schlüpft.“

„Das hab' ich freilich nicht gewußt“, sagte Arthur. „Es tut mir fast leid, daß Sie mich eingeweiht haben.“ Kirke erhob sich. Immer, wenn er Eindruck machen wollte, stand er auf. „Schon recht, Doktor, aber schauen Sie mal her: die Donovan ist gewissermaßen eine Staatsbeamte, nicht wahr? Man kann sie nicht

ohne Grund hinausschmeißen. Duval ist als regelrechter Arzt für ihre Abteilung bestimmt. Er wird ihr das beste Zeugnis ausstellen. Sein Wort steht gegen das Ihrige; er wird toben wie ein Verrückter. Außerdem haftet Foster für alles, was hier vorgeht. Wenn Sie glauben, er wird für Sie Partei nehmen — so sind Sie auf dem Holzweg.“

Arthur stieg das Blut zu Kopf. „Mit andern Worten: Mord und Totschlag ist erlaubt?“

„Nein, Doktor, das klingt zu pessimistisch. Wir haben schon des öftern Wärterinnen wegen Grausamkeiten, Trunksucht und schlechter Führung hinausgefeuert. Die Donovan und auch Duval haben schon einmal mit der Staatskommission einen Auftritt gehabt. Um so heftiger werden sie sich jetzt zur Wehr setzen. Ich will offen reden. Glauben Sie, Duval bliebe, wenn ihn nicht etwas hier fesselte? Ach, er ist sonst ein ganz guter Bursche, und Sie können ihn schwerlich einen — aber lassen wir das.“

Arthur zwang sich zur Ruhe. „Nehmen wir einmal an, Sie und ich würden den Fall in aller Gelassenheit Foster vorlegen und ihn bitten, die Donovan in die Abteilung für Männer zu versetzen?“

Kirke zog sich langsam zur Türe zurück. „Ganz, wie es Ihnen beliebt, Doktor. Ich muß sagen, ich bewundere Ihre Denkungsart. Aber um Himmels willen lassen Sie mich aus dem Spiel. Sie können's riskieren; ich nicht. Ihr Vater ist ein reicher Fabrikant in New-york, der meinige Methodistenprediger in den Bergen von North Carolina. Ich darf mir in meinem Beruf keinen Hieb aufs Auge zuziehen. Foster billigt alles, was er aufbauende Kritik nennt und was darauf abzielt, einen besseren, größeren und im christlichen Sinne erfreulicheren Ort für diese Unglücklichen zu schaffen. Aber einen Rippenstoß verträgt er nicht. Niemand hat das gern, wenn Sie's bei Licht betrachten. Geben Sie mir also Ihr Wort, daß Sie mich aus dem Spiel lassen.“ Er streckte Arthur die Hand hin. Arthur schlug ein. „Ich gebe Ihnen mein Wort.“

Dann war der kleine Mann draußen.

Arthur setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen formellen Brief, daß er auf seine Stelle verzichte, in zwei Kopien: die eine für die Staatskommission, die andere für Doktor Foster. Er gab in kurzen Worten als Grund an, er hätte Mißbräuche in der Anstalt entdeckt, die er mit seinem Gewissen nicht decken könnte; er sei zu gleicher Zeit überzeugt, daß bei den gegenwärtigen Zuständen solche Mißbräuche schwer zu beseitigen wären. Tags darauf stellte er Miß Donovan. Mit ein paar schneidenden Worten charakterisierte er ihr Vorgehen, gab seine eigene Machtlosigkeit zu und verwies sie und ihren Freund Dr. Duval auf die Stimme des Gewissens. Sie schnitt ein schläfriges und verbissenes Gesicht und schwieg. Als er sich dann noch einmal umdrehte, sah er den muskulösen Arm des Mannweibes mit drohender Faust erhoben. Er erschrak heftig; fühlte er doch genau, sie würde jetzt ihre Wut an den jüdischen Patientinnen auslassen. Was für ein Narr war er doch gewesen . . .

Spät in der Nacht erwachte er infolge eines Lärms im Vorraum. Duval war aus der Stadt zurückgekehrt. Sein Schritt war schwer, und hie und da taumelte er an die Wand oder eine Tür. Vor Arthurs Zimmer blieb er stehen. „Höh!“ gellte er. „Gottverdammte Quittjes — gottverdammte —; ausweisen sollte man sie. Das ganze Pack. Schau’ einer diese gottverdammten Zugereisten an — gottverdammich, das ganze Land ist schon verlaust mit ihnen — stinkt schon. Höh, Gestank verfluchter! Zugereiste Lumpen, asiatische. Geschmeiß. Mauldrescher. Jesus! Verleumderpack, jawohl! Gott verdamm dieses Zwischenträgergesindel! Hick. Verstanden? Gott—ver—damm — sag ich — dieses Denunziantengeschmeiß!“

VI

Arthurs Vater sagte: „Recht haste gehabt, mei Sohn. Aber willst du mir än Gefallen tun? Reib's dem Freefield ä bißl unter die Nas'. Und reg' dich nicht auf. Das Geschäft geht wunderbar seit ä paar Monaten. Ich bin stolzer auf dich, als wenn du ä Million verdient hättst.“

Mr. Freefields Büros lagen seit neuester Zeit in einem Gebäude in der Broad Street mit einem prunkvollen römischen Portikus, der fast erdrückt wirkte von den darüber befindlichen sechzehn Stockwerken. Mr. Freefield saß in einem ungeheuren luxuriösen Saal. Der Sekretär seines Sekretärs nahm die Karten der Besucher in Empfang. Arthur wurde vorgelassen und schritt durch den glanzvollen Raum zu dem ungeheuren Mahagonischreibtisch, wo er der glatten, gewichtigen Gestalt Mr. Freefields mit den leidenschaftslosen, todmüden, maßlos nüchternen Zügen ansichtig wurde.

„Setzen Sie sich, junger Mann.“

Arthur brachte, was er zu sagen hatte, mit sorgfältigster Gelassenheit und Objektivität vor. Unbeeindruckt, die runzligen Augenlider geschlossen, hörte ihn Mr. Freefield an; so blieb er noch eine ganze Minute sitzen, nachdem Arthur seine Rede beendet hatte. Dann schlug er die Augen auf. Sie blickten noch müder als vorher.

„Vom ethischen Standpunkt aus haben Sie recht. Praktisch gesehen erscheint es mir als ein schwerer Fehler — besonders in dieser geschichtlichen Zeit —, wenn sich Juden in irgendeiner Weise vordrängen, da man das leicht als Kritik an der bestehenden Ordnung oder Einrichtung deuten könnte. Man hat uns, wenn auch mit Unrecht, mit dem bolschewistischen Verbrechen verquickt. Man verdächtigt uns gewisser Umtriebe und der Gesetzesumgehung.“

Einen Augenblick lang packte Arthur eine Aufwallung des Zornes. „Und wir sollen ruhig mit ansehen, daß

Juden und andere wehrlose Patienten geschlagen werden?“

Verständnisvoll wandte sich Mr. Freefield Arthur zu. Dabei wurde seine müde, leidenschaftslose, amtlich gleichmäßige Stimme verständnisvoll leise. „Persönlich bin ich gewiß der Meinung, daß wir uns besonders der Kranken aller Gattungen in den jüdischen Instituten annehmen sollen. Aber unsere Wohltätigkeitsanstalten, speziell heute, werden so ungeheuer in Anspruch genommen, daß wir diese Absicht erst später in die Tat umsetzen können.“

„Aber wir zahlen doch jeden Beitrag“, platzte Arthur heraus. „Warum sollen die Unsrigen ausgeschlossen sein von den Wohltaten der Regierung, zu denen wir selber beitragen? Warum sollen wir nicht Mißbräuche in Instituten beseitigen, die geradeso gut uns gehören wie andern?“

Mr. Freefield hob bedächtig seine weiße, schwache, aber noch runzelfreie Hand.

„Unsere Religion lehrt, daß wir in der Verbannung sind.“

„So, tut sie das?“ unterbrach Arthur. „Sie verbinden also Vollblutamerikanertum mit dem Begriff des Exils! Und Sie halten das für eine erträgliche Lage, Mr. Freefield?“

Ein feiner Unterton von Erbitterung klang durch Mr. Freefields Stimme.

„Ich habe das Wort Verbannung in rein religiösem Sinne gebraucht. Wenn Sie einmal so viel wie ich fürs Vaterland sowohl, wie für die jüdische Gemeinde Jahre hindurch getan haben werden, junger Mann, dann können wir uns über dieses Thema weiter unterhalten. Empfehlen Sie mich Ihrem Vater.“

Die Angelegenheit nagte und nagte an Arthur. Joe Goldmann lachte ihn aus. Dawsons Ansicht war: „Alle Asyle sind verrottet. Seien Sie froh, daß Sie's los sind. In Privatanstalten geht's noch schlimmer zu. Sie hätten ruhig zusehen und diesem Kerl, dem Duval, allmählich zu einem Genickbruch verhelfen sol-

len. Ihm Spielraum lassen, dann — Sie verstehen mich.“

Arthur konnte sich nicht beruhigen. Es war der erste ernste äußere Konflikt in seinem Leben gewesen. Er ging zu einem angesehenen jüdischen Nervenarzt, den er flüchtig kannte, und erzählte ihm die Geschichte wie eine Anekdote. Dr. Dresdener spielte mit seinem weichen, kurzen, grauen Bart. „Hm, jawohlja. Skandal. Die Dinge liegen in unseren großen Städten besonders schlimm. Mir gibt es immer einen Stich, wenn ich einen meiner Patienten in eine öffentliche Anstalt schicken muß. Jüdische Institute, staatliche oder private, müßte es geben. Der Mensch ist nun mal ein grauenhaftes Scheusal, und Grausamkeiten treten nur dann am wenigsten in Erscheinung, wenn Rassengemeinschaft oder religiöse Gemeinschaft herrschen; mit andern Worten: wenn die angeborene Gefühllosigkeit der Menge nicht belastet ist mit dem, was ich gerne die „sekundären Äußerungen seelischer Reibung“ nenne, wie z. B.: religiöse, politische und Rassenvorurteile, ob nun bewußt oder unbewußt betätigt. Ich an Ihrer Stelle ließe mir alles das nicht so zu Herzen gehen. Sie können sich mit der Zeit eine anständige Praxis in Newyork schaffen, besonders auf dem Gebiete der Psychoanalyse. Ich pfusche selbst nur darin herum, denn für mein Berufsleben kommen diese Erkenntnisse der Wissenschaft zu spät.“

Arthur fühlte sich Dr. Dresdener gegenüber für dessen guten Rat sehr zu Dank verpflichtet; zumindest hatte aus seinem Mitgefühl und seiner richtigen Denkungsart die Stimme der Vernunft gesprochen. Arthur nahm sich vor, ein weiteres Jahr Freud oder Adler zu studieren. Leider herrschte in Mitteleuropa hoffnungslose Wirrnis. Man konnte von dem Leiden nur mitgerissen werden, aber es nicht mildern. Auch fühlte Arthur deutlich: das, was er brauchte — wenn er es nur bekommen könnte —, war direkte Tätigkeit. Er wußte, daß sein Onkel Adams — zuerst fast zusammengebrochen, als die Nachricht vom Tode seines

Sohnes Harry kam, dann allmählich ruhiger geworden — seine Hoffnung jetzt auf ihn setzte. Wenn Onkel Adams schon keinen Sohn mehr besaß, der die Stelle eines Arztes in seinem Hause einnehmen könnte, so mußte es wenigstens einem Neffen zufallen. Eugens erste Erfolge als Verleger waren glänzend. Mr. Adams senior hatte für niemand mehr zu sorgen. Es war ihm gleichgültig, ob Arthur Miete zahle oder nicht. Die Wohnung, um die so mancher Arzt sich emsig beworben, stand jederzeit zur Verfügung. Also richtete sie der alte Levy seinem Sohne Arthur ein: Schlafzimmer, Studierzimmer, Empfangsraum, ein kleines Laboratorium mit den modernsten Instrumenten aus Deutschland; und bald saß Arthur in seiner hübschen, wenn auch noch patientenleeren, neuen Behausung, halb stolz, halb verdutzt über die Lage und sich selbst. Eugen rief an, ob Arthur Lust hätte, heute abends zu ihm zu kommen, um literarisches Volk über einige Fragen aufzuklären. Sie alle brennten förmlich, etwas über die neue Psychologie zu erfahren. Er sei sich — Arthur möge ihm seine Nachlässigkeit verzeihen — erst jetzt voll bewußt geworden, einen so hervorragenden Sachverständigen in der Familie zu haben. Arthur ging hin und erblickte so mancherlei, was ihm bis dahin fremd geblieben; sah vor allem das Gesicht Elizabeth Knights.

Sechstes Buch

I

Fortschritt; das Wort hat keinen angenehmen Klang für zivilisierte Ohren. Es soll soviel heißen wie „Vorwärtsschreiten“, aber unwillkürlich fragt man sich: wohin? Der Tiger in seinem Käfig schreitet auch vorwärts, aber sein Pfad in einer Welt von wenigen Quadratmetern führt im Kreis herum. Hat der Mensch einen Fortschritt gemacht? Zweifellos hat er sich im vergangenen Jahrhundert heftig bemüht; ob's aber vorwärts geführt hat? Vermittelt ihm das Flugzeug edlere oder nützlichere Botschaft, als der Ochsenwagen und die Postkutsche seinen Vorfahren? Das Flugzeug, ein Wunder der Götter und Menschen, bringt Tod in der Schlacht und schreibt eine Zigarettenreklame quer über den Nachthimmel. In ethischem Sinn ist das Niveau dasselbe geblieben wie das des Speer und Keule werfenden Wilden. Zweck und Richtung erst erbringen den Beweis, ob wir vorwärts schreiten oder nicht... Amüsante Dichterlein und Malerchen verhimmeln das Zeitalter der Maschine — das Zeitalter der Schnelligkeit. Sie schreiben im Stil schlecht verfaßter Kabeltelegramme und malen Bilder von Stahlrädern und Wolkenkratzern... In Wirklichkeit ist es ein Zeitalter des Schneckentempos. Der Gentleman, der, die Schnapsflasche in der Hüftentasche, in seinem Cadillacwagen im 60-Meilen-Tempo dahintrast, denkt langsam und verschwommen wie eine Qualle. So viel und so schnell sieht er, daß er über-

haupt nichts sieht. Der Gedankenflug seiner wirklich großen Zeitgenossen ist seinem Begriffsvermögen so unendlich fern, daß sein Hirn wie ein Stapellager von schimmeligen Irrtümern anmutet. Mit ihm verglichen ist ein verlauster Mönch in der Lybischen Wüste, der seinen Augustinus richtig versteht, ein flinkerer Denker und weit fortschrittlicher und zeitgemäßer in der Epoche... Unser Freund in seinem Cadillacwagen bildet sich wahrscheinlich in seiner verschwommenen Art ein, die Nordischen seien allen andern Völkern weit überlegen. Phrasen wie: „Amerika für die Amerikaner, Pulvertrockenhalten, klare Verträge heißt gut Freund sein, ehrliches Spiel“ usw. sind ihm geläufig; an die Weisheit Calvin Coolidges glaubt er felsenfest. Der trügerische Glorienschein der Bemeisterung physischer Trägheitsgesetze und mechanischer Errungenschaften bestärkt ihn noch in seinem albernen Dünkel...

Und doch ist der Fortschritt riesenhaft gewesen, unvorstellbar — wortwörtlich „unvorstellbar“ für den Durchschnittsmenschen. Nur teil nimmt er nicht daran; er schwelgt lediglich in den rein mechanischen Begleiterscheinungen. Sie steigern seine Wildheit der Triebe und ermöglichen seine Mitwirkung. Seine Instinkte und sein Denken läßt der Fortschritt unberührt... Was weiß denn er von der vollständigen Verwandlung und jener göttlichen Erweiterung der Grundbegriffe, den Menschen und die Natur und das menschliche Leben betreffend, wenn man Namen nennt wie Darwin, Einstein, Russell, Freud? Er sieht in den Wundern der Medizin und Chemie moderne Errungenschaften, wie etwa in der Ölheizung bei Dampfschiffen oder in der Eismaschine, die aus eigener Kraft Wasser erstarren macht. Er sieht mit Genugtuung, daß seine Kinder von Diphtherie und Blattern verschont bleiben. Er faselt sogar von Serum. Aber das Denken aller derer, die ihm diese Wohltaten schenkten, bleibt seinem Verständnis himmelfern; als zweifästiger und patriotischer Bürger würde er nie

davor zurückschrecken, solche Geister zu verfolgen, wenn er sie in Reih und Glied vor sich sähe . . .

Der Fortschritt seit 1859 war so ungeheuer, daß die überwiegende Mehrzahl der Menschheit in hoffnungsloser Ferne zurückgeblieben ist. Winzige Gruppen von Gelehrten und Denkern da und dort sind die einzigen menschlichen Wesen, die den Namen Zeitgenossen im Geiste verdienen . . . Auf der einen Seite Russell und Einstein, auf der andern: Krieg, Faschismus, Analphabetentum. Zwischen diesen beiden Extremen schwanken die Halb- oder Viertelgebildeten hin und her — die Friedensfanatiker, die in den Krieg ziehen, sobald die Trompeten blasen — die Lippen-Freidenker, die sofort die Flucht ergreifen, wenn sich einer unterfängt, das Wort zur Tat werden zu lassen — die vorurteilsfreien Seelen, die gerechte Behandlung für die Neger fordern, vorausgesetzt, sie werden weiß, und die verlangen, man solle den jüdischen Mitbürger respektieren, vorausgesetzt, er tilgt alles das in sich aus, was ihn zum Juden macht — die Religiösen, die die jungfräuliche Empfängnis aus ihrem Programme streichen, aber alle „Sitten“ verdammen, die anders sind als ihre eigenen — die Leute mit freundlichen Gefühlen und molluskenhaft breiartigem Denken — die Menschen, die wie ein Echo die großen Gedanken der Neuzeit widerhallen lassen, ein bißchen zaghaft, ein bißchen bedenklich und stets bereit, immer wieder in die alten Gewohnheiten und Irrtümer zu verfallen . . .

Ein Beispiel und ein Symbol: Die Menschheit zieht den Pfad der Zivilisation entlang, nicht nur mit ein paar wenigen Schritten im Jahrtausend, sondern in dreieckiger Phalanx. Man stelle sich dies unermessliche menschliche Dreieck vor: an der Spitze marschiert eine Handvoll einzelner einsamer Denker. Die beiden Seiten sind unvorstellbar lang, wie die ungeheuern Entfernungen im Weltenraum . . . Die Basis des Dreiecks ist die stumpfsinnig dahinkriechende, tausend Millionen umfassende Menschenmenge, die

sich ein ganz klein wenig, aber auch nicht mehr, verändert hat seit den Tagen des Neandertal-Wilden . . . Man richte den Blick auf die Spitze des Dreiecks: dort ist der Fortschritt. An der Basis zeigt er sich nicht . . . An der Spitze sind Krieg und Rassevorurteil und Sklaverei des Geschlechtes längst vergessene Dinge. Die wenigen, die dort marschieren, fragen nicht nach ihres Nächsten Ahnenreihe, nach Hautfarbe oder Liebesleben. Friede, Erkenntnis und Mitfühlen sind ihre Eigenschaften . . . Nur wenige, ganz wenige Reichen tiefer, und schon zeigen sich die alten Krankheiten der Wildheit in den Seelen, die in Wirklichkeit gar keine sind, und verfinstern das menschliche Antlitz und verdunkeln das wahre Licht der Sonne; und schon bricht Haß los und der Schrei nach Krieg und Gewalt und Uniform; und knotenhafte, affenartige Geschöpfe, gleichgültig, ob aus den Steppen von Kansas oder der Ukraine, fassen mit klauenhaften Tatzen nach Schwert, Geißel, Folterzange und Scheiterhaufenfackel . . .

Wie soll sich ein junger Mensch angesichts einer solchen Verwirrung in der Welt benehmen? So, als ob es einen Fortschritt gäbe, oder, als ob es keinen gäbe? So, als ob die Spitze des Dreiecks die Norm wäre für das menschliche Leben oder die Basis? Wenn der junge Mann zufällig ein Jude ist, soll er sagen: „An der Spitze gibt's Andersgläubige und Juden nur, wie es Dichter und Philosophen gibt — gleichwertige Seelen, die verschiedenartig, aber einander ergänzend wirken, und es gibt keine Judenfrage; ich wenigstens will so leben, als gäbe es keine“? — Kann er in solchem Falle Vereinsamung und bedenkliche Stellung vermeiden, wenn die Stimmen des Hasses unvermeidlich an sein Ohr schlagen? Soll sein Herz nicht sprechen? Wird er nicht gezwungen sein, die verschiedenen Wirksamkeiten des historischen Prozesses und des Lebens und der Handlungsweise mit in Berechnung zu ziehen, als ob es wirklich Fortschritt gäbe und er dazu beitragen könnte so, als ob eines Tages in tau-

send Jahren von jetzt an die Tränen von jedem Auge gewischt sein würden und er das Kommen jenes Tages zu beschleunigen imstande wäre nur durch ein einziges Augenzwinkern oder Anhalten eines einzigen Herzschlags?

II

Arthur Levy hatte seine angeheiratete Cousine Mrs. Eugen Adams nur ein- oder zweimal im Leben getroffen. Sie war eine goldblonde Jüdin mit feinen, grauen Augen und durchsichtiger Haut. Sie hatte keine Sommersprossen, wie es bisweilen bei diesem Typus der Fall zu sein pflegt, und volle, schöne Formen. Seine Mutter hatte ihm erzählt, Joanna Cohn entstamme einer angesehenen Familie, die seit Generationen zu Blondheit geneigt hätte. Joanna hatte die Barnard-Universität absolviert und galt für überaus geistreich. Arthur hatte sich alle diese Umstände wieder vergegenwärtigt auf seinem Weg in Adams' Haus in der West End Avenue. Eugen hatte zweifellos bis ins kleinste ein Talent für Erfolg. Oh! selbstverständlich auf einem hohen Niveau. Daß er offensichtlich nie daneben griff — befremdete ein wenig Arthurs Gefühl.

Als Arthur eintrat, waren die beiden langgestreckten Empfangsräume bereits dicht mit Gästen angefüllt. Man ließ alles ein, ohne nach dem Namen zu fragen. Die Neuankommenden hielten es nicht einmal der Mühe wert, sich dem Gastgeber oder seiner Gattin vorzustellen. Sie schlenderten herum oder lümmelten sich in Sessel, setzten sich sogar auf den Boden oder gingen gemächlich in den Speiseraum nebenan, wo eine lange Tafel, bedeckt mit belegten Brötchen und Flaschen und Gläsern, aufgestellt war. Aus den paar Worten, die fielen, konnte man unmöglich erraten, wer oder was der Betreffende war, der einen ansprach. Allgemein nannte man sich beim Vornamen oder gebrauchte Abkürzungen und die üb-

lichen Diminutiva. Die ganze Versammlung mutete an wie ein ungeheurer, glücklicher Familienkreis. Ein paar Minuten lang stand Arthur ganz benommen in einem Winkel neben der Tür und schaute in das Gewühl. Eine hochgewachsene Frau mit herausforderndem Blick und tiefer, schlottriger Dekolletage; ein kleiner runder, emsig zirpender Herr mit dicken Brillengläsern und den schnellen, keusch-züchtigen Bewegungen des Homosexuellen; ein großer, bleicher, goldbärtiger Mann, der mit tiefer Baßstimme auf einen schlanken, brünetten, zurückhaltenden Elegant einsprach, der stumm seine Zigarre rauchte und mit rehbraunen Augen ins Leere starrte. Eine blendend schöne junge Dame mit weit offenen Augen, etwas hohen Backenknochen, entzückenden, ein wenig schamlosen Schultern trat auf Arthur zu, blickte ihm tief in die Augen, lächelte und ging vorbei. Durch eine sich in der Menge bildende Lücke sah er Victor Goldmann in einer gegenüberliegenden Nische sitzen, vor sich hin blickend, finster und verdrossen . . . Plötzlich bemerkte ihn Eugen Adams und eilte auf ihn zu. Er sei entzückt, Arthur hier zu sehen. Ob er bereits mit Joanna gesprochen hätte. Soeben erst sei er gekommen? Wahrscheinlich kenne er die meisten Gäste noch nicht? — Eugen war ungeheuer selbstbewußt und strahlte anscheinend vor Glück, ohne es in unziemlicher Weise besonders zu zeigen. Er zog Arthur mit sich in das innere Zimmer und stellte ihn als seinen Vetter Dr. Levy, den ausgezeichneten jungen Psychoanalytiker, einem berühmten Romancier vor, einem dicken, schläfrigen, wie eine alternde Frau herausgeputzten Herrn, dann einem Journalisten, der das beständige Stadtgespräch bildete — einem großen, vierschrötigen Juden mit tiefgefurchtem Gesicht und einwandfreiem christlichem Namen; ferner einer berühmten Schriftstellerin, die dreißig Jahre jünger aussah, als sie war, aber den Eindruck machte, in Formaldehyd konserviert worden zu sein; einem Theaterdirektor und einem Schau-

spieldichter, beide Juden; einem berühmten Kritiker — einem gewichtigen, strahlenden, furchtbar gescheiterten und lebenswürdigen Christen; Dichtern, Novelisten, Zeitungsredakteuren — männlichen und weiblichen Geschlechts —, Juden und Christen, unentwerrbar vermengt, die einander sämtlich mit den Vornamen anredeten, alle sich gegenseitig verulkend und hänselnd, sämtlich ein wenig bezechet, alle ein wenig angenehm überrascht tuend und gleich darauf ein wenig Bestürzung gegenüber dem „Psychoanalytiker“ heuchelnd, als ob ein solcher in ihre Seele blicken könnte, — anscheinend zuerst ein bißchen erfreut und dann ein bißchen beunruhigt, er könnte doch am Ende wirklich in die geheimen Falten ihres Herzens schauen und dort ein paar heimliche Laster entdecken... Joanna kam auf ihn zu, schlang ihren lieblichen nackten, mit Grübchen verschönten Arm um ihn, geleitete ihn in den Speisesaal, kredenzte ihm ein Glas High-Ball — ein starkes, beißendes Getränk — und geleitete ihn, da er doch sicherlich vom Herumstehen müde sein mußte, zu einem Diwan, damit er Platz nähme neben ihrer lieben Freundin und ehemaligen Schulkollegin. Sie steuerte ihn hin und stellte ihn Elizabeth Knight vor. Kaum hatte er sich gesetzt, als Joanna bereits verschwunden war. Er warf einen Blick auf die Dame an seiner Seite: hellschimmernde Arme, ein weißer Hals, ein einfaches, schwarzes Kleid, ein Kopf, anmutig erhoben und ein wenig hochmütig, ein fast knabenhaftes Profil, das aber doch etwas an sich hatte von einem kleinen Mädchen — von einem entzückenden, nichtsnutzigen kleinen Mädchen. Das Haar, braun und glatt, unter den Ohren kurz abgeschnitten, schwang vor und zurück, wenn sich Elizabeth Knight glockenhaft vor- und zurückbeugte... Sie wandte sich an Arthur:

„Ist Joanna nicht ein Schatz?“

Er sagte, daß er seine Cousine nicht näher kenne. Elizabeth sah ihn an. Ihre Augen blickten ernst und reizend unbefangen.

„Oh, wirklich und wahrhaftig ein Schatz. Sie haben keine Ahnung, was ich dem Kind alles verdanke. Ich habe mich durch das Kolleg durchgearbeitet. Mein Vater ist Campellit-Prediger — ein vollkommener Heiliger, aber natürlich arm wie Hiobs Truthahn. Ich war die reinste Landpommeranze, als ich nach New-york kam.“ Sie wurde plötzlich nachdenklich und ernsthaft — seelenvoll ernst und nachdenklich. „Ja, ich verdanke ihr viel.“

„Sind Sie Schriftstellerin?“ fragte Arthur.

Sie schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht nahm wieder den Ausdruck des nichtsnutzigen kleinen Mädchens an. „Ich bin Journalistin, darf mich aber mit all diesen berühmten Leuten hier nicht messen, obwohl ich zugeben muß, sie machen keinen besonders angenehmen Eindruck.“

Arthur nickte. „Ich sehe dergleichen zum ersten Mal. Ich habe den Eindruck: je berühmter die Namen, desto krankhafter, fast verderbter der Einfluß, der von den betreffenden Personen ausgeht —“

„Mhm. Vielleicht ist Kunst eine krankhafte Nebenerscheinung.“

„Ein Ausgleich — eine Kompensation — für physische oder seelische oder sexuelle Minderwertigkeit — eine Theorie, wie Sie wissen.“

„Glauben Sie, daß das auch für die großen Meister gilt?“

Er nickte, wollte aber das Thema nicht weiter verfolgen. Er mochte nicht von Dingen sprechen, die in seinen Beruf schlugen. „Erzählen Sie mir doch noch mehr von sich selbst“, sagte er.

Sie lächelte ein wenig mutwillig. „Da gibt’s nicht viel zu erzählen. Ich betätige mich in der Frauenrechtsbewegung. Ich bin im ‚Clarion‘. Mein Vater liebt mich, aber er fürchtet, ich sei eine ‚verlorene Seele‘. Ich möchte gern Novellen schreiben, nur hab’ ich keine Zeit dazu; ich muß mir meinen Lebensunterhalt anderweitig verdienen. Eugen Adams meint, ich hätte Talent, und macht sich erbötig, mich zu unterstützen.“

Aber ich kann doch nicht dichten, bloß weil ich Geld brauche, und außerdem müßte ich meine jetzige Beschäftigung aufgeben. Übrigens würde ich mir nur die Finger tintenfleckig machen.“

Sie lachten beide.

„Und Sie?“ fragte sie.

Er erzählte ihr seine letzten Erlebnisse. Unwillkürlich schlug er dabei ihren humorvollen, leicht geringschätzigen Ton an. „Ich habe nicht einen einzigen Patienten und zur Zeit auch keine Ahnung, wie ich einen solchen bekommen könnte. Aber ich habe eine sehr nette Wohnung. Sie sollten sie sich ansehen kommen.“

„Wird geschehen“, versprach sie.

„Wirklich?“ Es überkam ihn plötzlich wie Furcht.

„Wenn Sie die Hoffnung nicht aufgeben, erleben Sie es vielleicht.“

Er gab ihr seine Karte, und sie steckte sie in ihre kleine Handtasche. Ihre eigene Karte konnte sie nicht finden. Aber einen Bleistift; sie schrieb ihm damit ihre Adresse auf ein Stück Papier . . . Ein Schatten tauchte vor ihnen auf: ein magerer, turmhaut hochragender, abgezehrter, rothaariger Mensch mit einem eigentümlichen dreieckigen Profil. Er war schwer betrunken. Unsicher auf den Füßen, neigte er sich über Elizabeth und legte ihr die Hände auf die Schultern.

„Herzensschatz, du solltest Genes Rat befolgen! Schreib! Schaff' dir einen Liebhaber an. Zum Teufel: eine Jungfrau kann doch nicht produktiv sein!“ Er küßte sie.

Arthur fühlte, wie ihm übel wurde — eine ihm fremde Empfindung einer leisen Qual. Er sah, daß Elizabeth den Menschen leise zurückstieß.

„Du liebst mich nicht mehr? Fahr zur Hölle!“ Der Mann schlingerte von hinnen.

„Wer war denn das?“ fragte Arthur.

„Bertrand Jones, der Dichter. Ist es nicht komisch, daß ein derart glänzender Kopf ein solches Schwein sein kann?“

Joanna trat zu ihnen. „Daß ihr euch beide den ganzen

Abend hindurch miteinander unterhalten solltet, war nicht meine Absicht. Das ist nicht nett uns andern gegenüber.“

Das Fest artete mehr und mehr in ein verfängliches Bacchanal aus. Von wirklicher Unterhaltung war keine Rede mehr; die Gäste benahmen sich immer zweideutiger und die Gespräche wurden immer schlüpfriger. Man küßte und knutschte sich. Arthur stellte sich vor: wenn er alle diese Leute genauer konnte und ein bißchen angeheitert wäre — vielleicht würde auch er sich eine Stunde lang über die sonst gültigen guten Sitten hinwegsetzen können, aber heute nacht unmöglich — ertappte er sich doch beständig dabei, wie er nach Elizabeth in der Menge spähte, ein wenig von Zorn erfüllt. Hatte er ein Recht dazu? — Wie närrisch alle diese Gedanken! — Wie sehr man sich doch um sie riß, begierig, sie zu berühren, den Arm um sie zu schlingen und die Lippen an ihr Haar drücken zu dürfen!... Als um zwei Uhr morgens die Gesellschaft aufbrach, wollte er auf sie warten — ganz unauffällig natürlich. Aber derartiges Taktgefühl verfiel angesichts der hier herrschenden Manieren; er sah, wie sie — „wie ein Bündel“, dachte er bei sich — von einem Mann in einem Taxi verstaubt wurde und davonfuhr. Mit dem leisen Gefühl eines verdorbenen Magens ging er heim. Wie er so überlegte, was ihm alles zugestoßen war, hoffte er tief innerlich, es möchte nicht alles so sein, wie er heimlich fürchtete.

III

Er erkannte gar wohl, daß der Krieg die ehemals puritanische Moral bedenklich erschüttert hatte; er wußte es und nahm es als etwas Menschliches hin, und vor allem als Gelehrter, aber er entdeckte in sich den heimlichen Wunsch, Elizabeth Knight möchte eine Ausnahme bilden; er empfand den Gedanken wie

Bitternis, auch bei andern Gesellschaften könnten Herren sie berühren und sie tätscheln und möglicherweise wieder ähnliche Anzüglichkeiten fallen lassen, ob sie gedächte, Jungfrau zu bleiben oder nicht... Er redete sich ein, er müßte die Lage genauer prüfen; und einzig und allein aus diesem Grunde sprach er bereits zwei Tage nach dem Fest der Adams in Elizabeths Wohnung vor. Es sei freilich schon Abend, sagte er, aber er müßte sie sehen, denn er könnte sie nicht vergessen. Sie tadelte ihn lachend wegen seines späten Besuchs und sagte, sie sei müde und nicht mehr empfangsmäßig gekleidet und brauche Schlaf; sie brauche überhaupt viel Schlaf. Immer. Wenn ihm an näherer Bekanntschaft wirklich so viel gelegen sei, solle er doch morgen nach dem Essen kommen. „Warum nicht gemeinsam speisen?“ fragte er. Ihre Antwort, sie sei keine der jungen Damen, die man so ohne weiteres wohl oder übel einladen könne, sondern eine werktätige Frau, — klang unangenehm in seinem Ohr. Sie hätte morgen spät eine Verabredung; er solle doch mitkommen, vorausgesetzt, daß es ihm passe. Seine Verstimmung über ihre Abweisung hielt nicht vor; im Gegenteil, er fühlte, daß es ihn nur um so mehr trieb, morgen wiederzukommen, und sei es auch nur, um die früheren Eindrücke von ihr zu verwischen, die ihn innerlich so verletzt hatten... Schlag neun Uhr besuchte er sie. Sie ruhte auf einer Chaiselongue in ihrem kleinen Besuchszimmer und rauchte eine Zigarette aus einer riesig langen Onyxspitze. Ein müder Zug lag um ihre Augen, nur lauerte dahinter wieder der Blick des nichtsnutzigen kleinen Mädchens. Sie hatte ein schwarzes Abendkleid an, schlichter noch als das, das sie bei der Gesellschaft getragen, und ein wenig abgeschabt; wiederum erregte der Anblick ihrer hellschimmernden Arme, ihrer weißen Kehle und die stolze Art, wie sie den Kopf hielt, als sie sich aufsetzte, ihm die Hand zu reichen, seine Nerven.

„Heute war's noch schlimmer, als ich gedacht hatte.

Ich fürchte, ich werde fad sein wie abgekochtes Wasser.“

„Selbst wenn's so wäre, was läge daran?“ sagte er. „Wie ich Ihnen bereits verraten habe, muß ich viel über Sie nachdenken. Ich mußte Sie wiedersehen.“

„Sie sind ein netter Mensch. Zigaretten stehen dort drüben. Haben Sie schon einen Patienten gekriegt?“

Er lachte. „Nein, aber Eugen ließ mir sagen, ein sehr angesehener Freund von ihm gedächte mich zu besuchen.“

„Bin neugierig, wer das sein wird. Ich hab' so eine Ahnung, es könnte Prout sein, der Autor der ‚Hills of Morning‘.“

„Wieso kommen Sie auf den Gedanken?“

„Ich schließe es aus seinem Benehmen damals. Ich hab' immer solche inneren Ahnungen oder Rippenstöße, wenn sich's um sexuelle Dinge dreht.“

Er blickte in die Luft mit dem leisen Gefühl, sie besudle sich gewissermaßen. „Wie können Sie solche ‚Rippenstöße‘ haben, wo Ihnen doch die Erfahrung auf dem Gebiete fehlt?“

Es hätte das mit der Sache selbst nichts zu tun, bemerkte sie. Übrigens sei Erfahrung und Erfahrung zweierlei. Er fühlte, wie ihm Wangen und Lippen prickelten; er getraute sich nicht zu fragen, und doch hätte er gern gewußt, welcher Art diese Erfahrungen seien; es lag auf der Hand: er war retroaktiv-eifersüchtig. Er wollte dem Gespräch eine andere Richtung geben, aber wieder und wieder kam sie auf die Frage der Beziehungen zwischen Mann und Frau zurück. Und auf die Wirkungen solcher körperlicher Beziehungen auf Leben und Charakter. Sie empfand offenkundig ihre Jungfräulichkeit als etwas Lästig-Schmerzliches — schmerzlich zumindest für Gemüt und Körper; sie empfand sie wie eine schmerzende Wunde und einen Mangel und hatte sich in eine spröde, fast feindselige Haltung gegenüber Männern hineingelebt. Sie sagte Dinge, die Arthur närrisch er-

schienen; sie leugnete, daß Fruchtbarseinmüssen ein biologisches Grundgesetz sei. Dabei klang durch alles, was sie sagte, und wenn es noch so sehr auf den Kopf gestellt war, eine schöne, fesselnde Wärme. Er suchte nicht, sie zu widerlegen, trat zu ihr und setzte sich neben sie. Ihr Gesicht überflog plötzlich ein kindlich erschreckter Ausdruck; er umarmte sie und küßte sie und war im höchsten Grad erstaunt und durchschauert und unendlich geschmeichelt durch die Glut, mit der sie reagierte. Ihre Lippen hingen fest an den seinigen, und ihre Pupillen weiteten sich, bis ihre Augen tiefschwarz aussahen, und sie umklammerte seinen Nacken mit ihren Händen... Dann plötzlich stieß sie ihn von sich mit einer Entschlossenheit, die fast an Zorn grenzte, und befahl ihm zu gehen. Er fragte sie, wann er sie wiedersehen dürfte.

„Ich weiß nicht“, sagte sie, und ihr Mund bebte dabei ein wenig wie der eines Kindes. „Ich weiß nicht. Aber ich will, daß Sie jetzt gehen!“

Zwei Tage später, bei Sonnenuntergang eines Frühlingsabends, kam sie zu ihm. Sie trug ein schwarzes Kleid von schlichtem, geradlinigem Schnitt und einen kleinen Hut, der das Knabenhafte ihres Profils noch mehr betonte; ihre Handschuhe und Schuhe waren erlesen fein. Sie ging in seinem Zimmer herum wie eine ungewöhnlich elegante Dame, die ihm einen Besuch abstattete; dann berührte sie leicht einige Gegenstände da und dort. Ein feiner Duft nach Heliotrop ging von ihr aus. Sie schien ihm noch ätherischer und ferner gerückt und begehrenswerter als je. Sie setzte sich nicht nieder, so, als könnte das ein bedenkliches Zugeständnis sein, willigte aber ohne weiteres ein, mit ihm eine gemeinsame Mahlzeit einzunehmen. — Die Luft war wunderbar klar, und der Horizont tiefrosa, ins Orangefarbene und Zartgrüne übergehend. Von jedem Baum im Pflaster da und dort, von jedem kleinen Fleck Stadtgras strömte der Hauch frischen scharfen Lebensduftes. Elizabeth sagte, sie sei nicht hungrig, und es bliebe ihr gleich, wohin sie gingen.

Die Welt sei so schön, so wunderschön, und das genüge ihr. Sie sähe wieder die Felder und aufgeworfenen Äcker und ihres Vaters ärmliche Pfarrei darin; sähe sich selbst als ein kleines Mädchen, erhitzt und müde vom Spiel, höre wieder ihrer Mutter Ruf, zum Abendessen zu kommen, und wie sie eine Minute lang still stünde, eine kleine Made von Mädchen in einem fürchterlich weiten Kleid und ganz überwältigt von der Schönheit der Erde und des Himmels und der sich vom Abendhorizont abhebenden dunkeln Bäume... Es lag etwas Sanft-Klares in ihrem Auge, wie sie diese Vision ihres kindlichen Ichs für ihn heraufbeschwor, und etwas Freies und Edles und Sehnsüchtiges... Sie gingen in ein kleines Restaurant, und sie berührte kaum die Speisen, so sehr er ihr zuredete, und erzählte weiter von ihrer Kindheit: wie arm sie gewesen und wie ihr Vater — auf seine bescheidene Weise — ein vollkommener Heiliger sei, den man beständig zurückhalten müsse, all sein Geld und seine Kleider dem ersten besten Bettler zu schenken, und daß ihre Mutter, gebrechlich und beladen mit Armut und Kindern, früh gestorben war. Eine Tante, eine kluge, aber unliebenswürdige Person, hätte es ihr ermöglicht, die Mittelschule zu besuchen, und ihr dann, wenn auch widerstrebend, die Universität zu beziehen erlaubt. An der Barnard-Universität hätte sie sich frühzeitig der Suffragettenbewegung angeschlossen, sei seit mehreren Jahren bezahlte Agitatorin und Organisatorin und später für eine Zeitung Journalistin geworden. „Ich habe niemals irgend was Nettes besessen — höchstens brauchbare Dinge —, bis ich mir alles selbst anschaffen konnte. Ich habe hübsche Dinge gern.“ Alles, was sie erzählte, klang frisch und lyrisch und traurig. Sie plauderte traumverloren, als sei sie allein...

Dann gingen sie in der Richtung nach Arthurs Wohnung zurück. Die Sterne standen bereits am Himmel, und Arthur fühlte sein Herz schlagen, als er sich sagen hörte — deutlich vernahm er seine eigene Stimme —:

„Ich liebe dich, Elizabeth.“ Der Rausch, der ihn bei diesen Worten überkam, war nicht wie irgendein Rausch, den er jemals empfunden; es war ein Rausch, in dem er die Dinge so klar und so scharf und doch so visionär wie in einem Traum sah... Die Außenwelt verwandelte sich für ihn in jener Stunde in eine andere Welt — in eine zauberhafte und sinnenferne und doch überwältigend greifbare... Er war nicht einmal überrascht, daß sie mit ihm in seine Wohnung ging, noch auch über ihr weißes erschrecktes Gesicht, noch über ihr gänzliches Sich-Hingeben; auch nicht, daß sie sich an ihn preßte —, nicht über ihre Zärtlichkeit, oder die Schönheit ihres Leibes... Dann war der Zauber zerronnen... Sie saß am Rand des Bettes in die seidene Decke gehüllt, das Gesicht verzerrt vor Weh und wie von Entsetzen gepackt. „Ist das alles?“ Sie erstickte ein Schluchzen.

Arthur schlüpfte in einen Schlafrock. Er wollte sie streicheln, aber sie zog sich scheu vor ihm zurück. „Ist das alles?“ Es lag etwas Verzweiflungsvolles in ihrer Stimme. Er reichte ihr eine Zigarette und zündete sie ihr an und nahm selbst eine. Bat sie, ihm in Ruhe zuzuhören. Er erzählte ihr, daß, vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet, viel dummes Zeug in den sogenannten radikalen Kreisen über die Freiheit der Liebe geschwätzt würde. Er selbst empfände nicht den geringsten Respekt vor Gesetzen oder altergebrachten Gebräuchen; es sei ihm gleich, wie sich erwachsene Leute ihr Leben einrichteten. Aber die Notwendigkeit der Ehe — nicht nach dem Gesetze, sondern dem Geiste nach, mit der Absicht, Treue zu bewahren, — gründe sich auf die Tatsache, daß nur in den seltensten Fällen eine Frau, wenn sie ihre Jungfräulichkeit hingibt, Wonne dabei empfindet, sondern nur Schmerz und Enttäuschung, und daß es beständiger Sorgfalt und Zärtlichkeit seitens des Mannes bedürfe, der sie liebe, um bei ihr das feine psychische und physische Mitempfinden zu erwecken und sie dadurch schrittweise reif zu machen für die Liebe. Sie

blickte ihn mit weitoffenen, verletzten, feindlichen Augen an.

„Und ein Mann hat immer —?“

Er nickte. „Ja, immer.“

Sie bat ihn, hinauszugehen, damit sie sich ankleiden könnte. Fünfzehn Minuten später erschien sie genau so, wie sie gekommen war. Ein feines, humorvolles Lächeln, als wolle sie sich rechtfertigen, umspielte ihre Lippen.

„Du mußt mich für eine schreckliche Närrin halten.“

Er schüttelte den Kopf. „Du bist süß und anbetungswürdig.“

Sie drückte ihm die Hand. „Du bist ein lieber, lieber Mensch. Ich bin schrecklich froh, daß du es warst.“

Zum ersten Male küßten sie sich voll Zärtlichkeit. Sie bat ihn, sie die nächsten paar Tage nicht zu quälen. Sie müßte nachdenken; würde von sich hören lassen.

IV

Prout kam, wie es Elizabeth vorausgesagt hatte. Kurz, dick, fünfundfünfzig Jahre alt, ganz nach englischer Mode gekleidet, mit seidener Weste und Monokel. Er fände Arthurs Wohnung entzückend, sagte er; sein neuestes Buch hätte bereits das 69. Tausend. Auf Psychoanalyse hätte er nie besonderen Wert gelegt. Gene Adams hätte er sich nicht anvertraut, aber, als er damals Dr. Levy getroffen, sich sofort gesagt: hier ist der richtige Arzt! Diskretion sei wohl selbstverständlich. — Arthur bat ihn, Platz zu nehmen. Prout räusperte sich verlegen. Arthur blickte aus dem Fenster und wartete. Wieder fing Prout an, wie die Katze um den Brei herumzugehen.

Arthur sagte freundlich: „Hat es mit geschlechtlichen Sachen zu tun?“

Prout blickte auf: „Wieso wissen Sie das?“

„Ich weiß es nicht, aber so etwas kommt öfter vor.“

Prout krümmte sich und stöhnte. „Gut, zugegeben, jawohlja.“ Er wolle wieder heiraten, eine schöne junge Schauspielerin, noch nicht dreißig Jahre alt. Keine konventionelle Sache, selbstverständlich; — weder er noch sie neigten zu sowas. Sie hätten zusammen bei Wochenschluß einen Ausflug gemacht. Er hätte sich geradezu scheußlich blamiert — oh, geradezu schauderhaft. Unerhörte Sache. O Gott, was für eine Erfahrung! — Bei der bloßen Erinnerung trat dem dicken Herrn der Schweiß auf die Stirn. „Unbeschreiblich gräßliche Angelegenheit,“ sagte er, „nicht mit Worten zu schildern.“

„Völlige physische Impotenz?“ fragte Arthur.

Prout bellte los: „Ja, verdammt, jawohl.“

„Ich darf vielleicht annehmen,“ begann Arthur langsam, „daß wir physische Faktoren ausschalten können — wie zum Beispiel: venerische Ansteckung in der Jugend. Oder?“

„Vollkommen, Doktor, vollkommen. Bei Christus, ja!“ Prout beugte sich vor und atmete heftig.

Arthur begann mit fester, aber freundlicher Entschlossenheit zu sprechen. Es handelte sich hier um seinen ersten wichtigen Fall. Wenn er die schroff aufs Ziel losgehende Methode Adlers wählte und einen langen, psychotherapeutischen Weg vermied, so konnte das den Anfang einer Praxis bedeuten... Er erklärte Mr. Prout: ein Fall wie der vorliegende sei in fast allen Fällen seelischen Ursprungs und deshalb heilbar. „Nehmen wir an, ein Patient hat in seinen Beziehungen zu einer Frau etwas erlebt oder erfahren, was er sich selbst nicht eingestehen will oder nicht gestatten, daß es ihm klar zu Bewußtsein kommt. Die Organe des Körpers nehmen dann sofort die Ursache dieser unterdrückten Wahrheit gewissermaßen zur Kenntnis und antworten darauf, indem sie falsch oder gar nicht funktionieren. Diese Äußerungen der Organe des Körpers können zum Stillschweigen gebracht werden, wenn man ihr Reagieren in andere Kanäle leitet...“

Prout setzte sich aufrecht; riß die Augen weit auf. „Hochinteressant; außerordentlich klar. Weiter, Doktor, weiter!“

„Als Sie damals mit der jungen Dame auf dem Lande waren, hat ihr Benehmen bei der intimen Situation Sie irgendwie irritiert?“

Prout schnappte nach Luft. „Sie müssen wissen, Doktor: sie ist eine wundervolle Person. Aber —“

Arthur ging ans andere Ende des Zimmers. Er hörte Prout heftig atmen. — „Sie ist so unordentlich. Kann nie was finden. Vergißt ihre Bürsten und Kämme in der Manteltasche. Konnte damals die zusammengehörigen Strümpfe nicht finden. Uff! Sollte das vielleicht —?“

„Und hat etwas Derartiges in Ihrem früheren Leben irgendwie eine Rolle gespielt?“

Prout fuhr auf. Er brüllte förmlich vor unwillkürlich freudiger Erleichterung: „Rolle gespielt? Elf Jahre lang war ich mit einer Schlampe verheiratet — hätte beinah ins Gras gebissen deshalb. Heut' noch zahl' ich der Person Alimente.“

Arthur kam zurück. „Einem Mann von Ihrer Einsicht brauch' ich kaum noch etwas hinzuzufügen. Sie hatten Angst, ein zweites Mal einen ähnlichen Mißgriff zu begehen. Sie wollten es sich nur nicht eingestehen, und deshalb hat Ihr Körper an Ihrer Statt das Eingeständnis vollzogen. Wahrscheinlich sind Sie jetzt geheilt. Wenn nicht, so kommen Sie wieder.“

Prout stand auf. Glückliche, aber mit einem Schafsgesicht. Offenbar hatte er die schlimmsten Befürchtungen gehegt. „Was bin ich Ihnen schuldig?“

„Ich werde Ihnen gelegentlich meine Rechnung schicken.“

Mit fröhlicher Eile verabschiedete sich der Novellist. Arthur wünschte von Herzen, die Methode, die er angewandt, möchte von Erfolg begleitet sein. Der Fall schien klar genug zu liegen; er hatte des öftern von solchen in medizinischen Berichten gelesen. Aber kein Bericht läßt sich mit der lebendigen Erfahrung ver-

gleichen. Der moralische Nutzen einer erfolgreichen Kur mußte für ihn unschätzbar sein.

Das Sonnenlicht des Nachmittags machte ihm seine Wohnung einsam; der Glanz ging verloren in dem leeren Raum. Er dachte natürlich an Elizabeth, konnte sie aber vor Abend nicht treffen. Sollte er auf eine Nachricht von ihr warten? Wenn er sich ihr Bild vorstellte, empfand er etwas wie ein leises Schuldgefühl. Auch war er fast eine ganze Woche nicht bei den Seinen gewesen. Seine Mutter mußte sich vereinsamt fühlen. Hazel und ihr Gatte lebten in Boston, und da sie ein Kind erwartete, kamen sie immer seltener.

Er fand seine Mutter in ihrem Wohnzimmer auf einem Sessel am Fenster strickend sitzen. Sie deutete lächelnd auf ihre Handarbeit. „Für Hazels Baby.“

Er nickte. „Alles in Ordnung in Boston?“

Die Züge seiner Mutter wurden ernst. „Was die beiden betrifft, ja. Eli ist ein braver Mensch. Vielleicht sieht Hazel wegen ihres Zustandes schwarz. Sie fühlt sich schrecklich vereinsamt. Nächste Woche fahr' ich zu ihr, sie aufheitern. Sie hat keine Freundinnen.“

„Woraus schließt du das?“

Mrs. Levy zuckte die Achseln. „Die Bevölkerung in Boston kann Juden nicht leiden, besonders nicht in Brookline, wo die Kinder leben. Sie kennen nicht einen einzigen ihrer Nachbarn.“

„Aber es muß doch in Boston eine Menge Juden geben?“

„Natürlich. Aber Hazel mag die, die sie kennengelernt hat, nicht. Du weißt: die Sinzheimers stammen aus Posen;“ ihre Stimme wurde leise.

„Aber stammte denn nicht unser Großvater Levy auch aus Polen?“

„Ja. Aber das waren andere Zeiten. Und er entstammte einer feinen rabbinischen Familie. Hazel sagt, sie glaube, Mrs. Sinzheimer sei ‚drüben‘ Dienstmädel gewesen.“

All das kam Arthur weder als etwas besonders Schlimmes noch als etwas Verächtliches vor. Nur

konnte er es gegenüber seiner Mutter nicht gut in Worte kleiden, die da vor ihm saß mit ihrem leicht ergrauten Haar, vornehm und mit der gewissen Würde, die sie nie verließ.

„Bleib zu Tisch, lieber Junge. Papa wird sich freuen, dich zu sehen.“

Arthur stimmte gerne zu. Das Gefühl meldete sich plötzlich in ihm, er müßte sich mit seinem Vater aussprechen — um so mehr, als er in ihm eine Fundgrube lang vernachlässigter Weisheit sah.

Als sie bei Tisch saßen, schilderte er mit diskreten Worten die Leidensgeschichte seines ersten Patienten.

„Ä Goj?“ fragte sein Vater.

„Ja, allerdings!“

„Ieberrascht mich.“

„Warum?“

„Das fragst *du* mich? Wie die Dinge heintzutage laufen, hätt' ich's nie für möglich gehalten. Ä jüdischer Jung oder ä Mädal können gar nicht mehr unterkommen. Jeden Tag überlaufen sie unser Geschäft. Wir sagen, wir haben ka Badarf. Ob wir nicht irgendwas frei für sie hätten?, bitten sie. Weshalb? Ka Christ will sie anstellen. Mehr und mehr Firmen entstehen Tag für Tag, wo ä Jud nicht angestellt wird; auf dem Land haben sie sich schon zusammengeschlossen. Die Ursach'? Ausschließen se uns! Auf den Universitäten sogar; aber liest und hehrst du denn nix?“

Arthur senkte den Kopf. Er kannte die Denkungsweise seines Vaters. Er dachte an Elizabeth.

„Was sollen wir also deiner Meinung nach tun, Papa?“

„Zusammhalten, mein' ich.“

„Aber wir tun's nicht. Oder?“ fragte Arthur. „Die Freefields dünken sich ein wenig besser als wir, und Mama sagt, Hazel hielte sich für ein bißchen besser als ihre Schwiegermutter und deren Verkehr.“

„Das ist immer so unter den Menschen gewesen“, bemerkte Mrs. Levy. „Man kann es nicht ändern.“

Der alte Levy machte ein ernstes Gesicht. „Ich will

haben, daß es sich ändert. Oder mir bekommen Zustand' wie im alten Vaterland. Ich geb' nur noch Geld für jidische Wohltätigkeitsunternehmungen heute. Und ich wünsch', mei Sohn, daß du ausschließlich für ä jidisches Hospital tätig bist. Geld is haufenweis da; das Geschäft geht ungeheuer. Niemals hat's ä Land gegeben, wo die Leut soviel Geld zum Ausgeben haben wie heute in Amerika."

Das Gespräch ebbte hin und her. Innerlich stimmte Arthur allem bei, was sein Vater sagte, aber, um Gedanken in Taten umzusetzen, bedurfte es eines Gefühlsansporns. Woher sollte ein solcher kommen? Alle seine Erfahrungen als Jude seit den Tagen mit Georgie Fleming lagen auf der negativen Seite. Alles, was er brauchte, war, allein zu sein und die Hände frei zu bekommen innerhalb der Gesellschaft, in die er durch Geburt gestellt war, aber er konnte das nicht erzwingen, durfte es zumindest nicht; darüber war er sich klar. Er hatte nicht vergessen, was seine ältern Kollegen immer gesagt hatten: wenn du ein Dr. Ehrlich wärst oder ein Dr. Freud, nicht einmal dann könntest du ordentlicher Professor in irgendeinem Kolleg für Medizin werden; jüdische Studenten hatten allen Mut verloren; kein Beruf, in dem man einem Juden nicht Knüppel vor die Füße warf. Die Beschreibung seines Vaters, wie es mit der Lage im Geschäftsleben bestellt sei, vervollständigte das Bild. blieb also nichts anderes übrig, als, wie sein Vater gesagt hatte, sich mit den jüdischen Mitbürgern zusammenzuschließen. Aber eine solche Tat nach außen hin wollte nicht aus innerem Trieb heraus entstehen, wie es den Anschein hatte; sie würde in Erscheinung treten als Folge stummer Verzweiflung. Wie ein Krankheitsresultat würde es sein und nicht wie liebende Umarmung... Kein Wunder, daß die Leute ihre Namen änderten, um auf diese Weise einem grausamen Dilemma zu entgehen... kein Wunder!... Arthur schritt seiner Wohnung zu, blieb vor dem Hause stehen in der milden Frühlingsnacht...

er brauchte Vergessen und Begeisterung . . . Er rief ein vorüberkommendes Taxi an und fuhr zu Elizabeth.

V

Sie wurden ein Liebespaar und treue Freunde. Vor allem treue Freunde. Sie küßte und streichelte ihn liebevoll — war glücklich in seiner Nähe. Aber ihre früheren Hemmungen verschwanden niemals gänzlich.

„Ich glaube, ich kann nicht aus meiner Haut heraus als Tochter und Enkelin von Pfarrern“, sagte sie nachdenklich. „Der Abscheu vor dem Körper und seinen Instinkten ist zu tief in meinem Blut verwurzelt.“

Er ging ans Ende des Zimmers und fragte sie mit abgewendetem Gesicht, ob sie ihn irgendwie als fremd empfinde, weil er ein Jude sei.

„Quatsch“, sagte sie. „Schau Joanna an! Schau die meisten meiner besten und liebsten Freundinnen an! Ich liebe deine jüdische dunkle Hautfarbe und dein Temperament. Ich möchte nicht, daß du auch nur um ein Haar anders wärst.“

Sie verbrachten zusammen das Wochenende in einem kleinen Gasthof in der Nähe von Peekskill; wanderten die Bergstraßen unter frischen grünen Bäumen dahin. Er bat sie, noch bis Dienstag zu bleiben. Sie sagte, es ginge nicht; sie würde ihre Stelle verlieren.

„Und erwartest du denn keine Patienten?“

„Ja, eine Patientin. Ich muß sie abwimmeln. Ich glaube, ich setz' ihr den Stuhl vor die Tür. Es ist eine verblühte ältliche Frau, die den Verlust ihrer geschlechtlichen Anziehungskraft nicht verwinden kann.“

„Hat Prout sie dir geschickt?“

„Prout schickt niemand direkt. Er sagt immer nur, ein Freund von ihm hätte die besten Erfahrungen mit mir gemacht; ich sei geradezu ein Wunderarzt. Es könnte mir sehr gut gehen, wenn ich die Stirn hätte, Rechnungen zu schreiben, wie es viele meiner Kollegen tun.“

„Warum tust du's denn nicht?“

„Ich hab' das Gefühl, ich darf es nicht. Ich bin nie bei Freud in Wien gewesen; hab' mich noch nicht selber analysieren lassen. Und hätte es doch sehr nötig, wie du weißt. Ich kann's nicht über mich bringen, jemand 25 Dollar für eine halbe Stunde anzurechnen.“

Es ist etwas Wunderbares, sich einem andern gegenüber aussprechen zu können. Elizabeth war entzückend als Zuhörerin; sie konnte auch selber reizvoll erzählen. Alles, was sie sagte, hatte etwas unbewußt Lyrisches, Einschmeichelndes und Fröhliches, besonders, wenn sie die ihr so lieben Geschichten aus der Kindheit erzählte. Arthur bekam durch sie einen Einblick in das kärgliche protestantische Leben mit all seinen Härten und Entbehrungen und seinem lieblich kühlen Hauch von Poesie. Den ganzen Sommer hindurch handhabte ihr Vater die Axt und hackte Holz für den kommenden Winter. Sein Glaube war, ein Prediger müßte ebenso wie seine Pfarrkinder sich allen Beschwerlichkeiten unterziehen und dürfte nicht wie ein Klosterbruder es sich leicht machen und sich von ihnen abscheiden. Bei seinem geringen Wissen konnte er nur wenig verdienen. Er war groß in brüderlicher Liebe und groß in Demut. Das Einkommen, das er bezog, war erbärmlich, und die Farmer wußten das auch. Ihre Frauen stifteten Nahrungsmittel, aber nur knapp; sie brachten einmal ein Pfund Kaffee oder Tee, drei Pfund Zucker und einen Sack Kartoffeln, oder dann und wann ein Huhn. Elizabeth war überzeugt, daß die Demütigungen, die in diesen Beisteuern lagen, viel am Tode ihrer Mutter schuld gewesen seien. Sie erinnerte sich, wie einmal eine dicke große Farmersfrau gekommen war, die das kleine Zimmer mit ihrer Anwesenheit fast anfüllte; sie hatte bitterböse Falten um den Mund und große, rote, rohe Hände und eine grobe, laute Stimme. Sie sagte: „Ich glaube, ein Dankgebet für alle die Guttaten eurer Nachbarn wäre hier wirklich sehr am Platz.“ Und Elizabeths Vater kniete denn auch nieder und betete. Nachher bekam ihre

Mutter Weinkrämpfe, aber ihr Vater sagte nur: „Schwester Tompkins hat freilich keine Demut, aber das ist doch kein Grund, daß wir unsern Herrn vergessen, weil wir nichts besitzen.“ Elizabeth, damals ein Kind noch, lag dann ganze Nächte lang wach und dachte sich allerlei sonderbare und groteske Qualen für Schwester Tompkins aus . . . — Sie bat Arthur, ihr doch auch etwas von seiner eigenen Kindheit und Jugend zu erzählen. Er machte den Versuch. Hielt bald inne. Er hatte so wenig zu erzählen. Es sträubte sich etwas in ihm, ihr von seinem Erlebnis mit Georgie Fleming zu erzählen und von den rohen Gassenbuben an der Straßenecke, vor denen er sich so gefürchtet, und von der Szene bei den Leibesübungen im Gymnasium. Es gelang ihm nicht, die Schranke innern Widerstands zu brechen, die ihn zurückhielt, ihr von solchen Begebnissen zu berichten: sein inneres Widerstreben war so stark, daß er nur konventionelle Worte fand und auch die nur schwer. Er versuchte, Elizabeth ein Bild zu entwerfen von seiner Mutter und seinem Vater und seiner Schwester und von der Atmosphäre seines Heims. Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann das alles nicht recht erfüllen. Ich seh' es nicht klar.“ Er merkte, daß er sich nicht recht für sie verständlich machen konnte; immer war's wie eine Glaswand, die sie beide trennte. Er fühlte: seinem Heim oder seinen Leuten haftete zu wenig originell Hervorstechendes an, und seine eigene Vergangenheit war irgendwie flach. Und doch hätte er schwören mögen, sein Vater und seine Mutter seien ausgesprochenere, gewissermaßen ragendere Persönlichkeiten als die Eltern Elizabeths. Der Gedanke widerstrebte ihm, seine Familie könnte auf Kosten anderer leben und unter beständigem Druck; die Art, wie man sie mied in anderer Hinsicht, trat, daran gemessen, in den Hintergrund. So kam's ihm einen Augenblick lang vor. — — Dann wieder wurde er innerlich unsicher, als er sich plötzlich an seinen Vater erinnerte, wie dieser sich bisweilen, wenn er erregt gewesen, benommen hatte; zum Bei-

spiel damals, als die Frage von Hazels Verbindung mit Henry Fleming zur Erörterung gekommen war. Er fühlte, wie tief sich jene Szene für alle Zeiten in sein Gemüt eingebrannt hatte. Wie er sich all das wieder ausmalte, nahm die Gestalt seines Vaters etwas Edles für ihn an, das beinahe an Seelengröße streifte. Ein elementarer, zumindest historischer Instinkt war in seinem Vater an jenem Abend aufgelodert, und plötzlich empfand Arthur einen solchen Instinkt als etwas Schönes und Verehrungswürdiges. Er raffte sich zu einem Versuch auf, Elizabeth den Eindruck jener Stunde und Szene zu vergegenwärtigen. Dann kam ihm plötzlich zu Bewußtsein, daß sie doch eine Christin war und sich befremdet oder sogar verletzt fühlen könnte durch die Erzählung. Und er schwieg... Ihr Vater war offenbar niemals mit Juden in Berührung getreten; in keiner ihrer Erzählungen kam ein Jude vor. Es war spaßhaft und ungewöhnlich zugleich, daß das, was er ihr als ersten Bericht aus seinen Jugendjahren erzählen wollte, das Rassevorurteil streifte, während alles, wovon sie geplaudert, nicht das geringste mit dieser Frage zu tun hatte; daß er sich fürchtete, sie mit seiner Vergangenheit zu verletzen und sie ihrerseits es ihm gegenüber nicht zu befürchten brauchte, bewies ihm wieder, wie verwickelt und unentwirrbar das ganze Problem war... Einmal versuchte er die Ausdrucksweise und den Dialekt seines Vaters Elizabeth vorzumachen. Sie lachte freundlich, gutmütig und erheitert. Ihr Lachen klang ihm kameradschaftlich; sie nahm als selbstverständlich an, daß seine Stellung gegenüber seinem Vater — ähnlich der ihrigen ihrem eigenen Vater gegenüber — abgesehen von natürlicher Zuneigung nachsichtsvoll, aber heiter überlegen sei. Zu seiner eigenen leichten Verwunderung fühlte er, daß das, was sie für selbstverständlich hielt, irgendwie ein starkes ursprüngliches Gefühl in ihm verletzte. Er sah natürlich klar genug, daß sein Vater als menschliches Geschöpf Mängel hatte, aber er entdeckte zugleich, daß er ihn

irgendwie hoch verehrte. In seiner Eigenschaft als sein Erzeuger? Absurder Gedanke! Sicherlich auch nicht als Menschen von hervorragendem Verstand. Als was sonst also? Von welchem Standpunkt aus gesehen? Er grübelte lange nach. Seine Gedanken wanderten in die Vergangenheit zurück. Er fand heraus, daß, als Gesamtheit betrachtet, alle Juden, die er kannte, etwas von derselben Verehrung für ihre Eltern mit einer vollkommen gesunden und gerechten Beurteilung ihrer Eltern als menschlichen Wesen verbanden. Offenkundig war die Stellungnahme Charles Dawsons dem Vater gegenüber der jüdischen Stellungnahme nicht ganz so unähnlich wie die Elizabeths in ihrem Falle. Dawson sah in seinem Vater den Repräsentanten seines Volkes und seiner Familie und der historischen Überlieferung seiner Rasse und seines Hauses: der schottischen Dawsons of Inverneß... Die Juden, sogar solche, die ganz und gar ihre Traditionen und ihr Stolzsein darauf verloren hatten, empfanden offenkundig noch ein instinktives Gefühl für ihre Eltern als Mütter und Ahnen in Israel... ‚Wie komisch und seltsam!‘ dachte Arthur bei sich. ‚Phantastisch geradezu‘... Er mußte offenbar in seiner Analyse einen Mißgriff begangen haben... Und doch wußte er jetzt genau, er könnte niemals ähnlich fühlen, wie Elizabeth ihrem Vater gegenüber — zärtlich wohl, aber doch nicht fest verwachsen mit dem lebenswerten, komischen, kleinen Mann mit dem braunen Bart und dem zerzausten Haar, der gewissermaßen mehr oder weniger zufällig — durch einen biologischen Zufall sozusagen — ihr Erzeuger geworden war, dem sie sich jedoch weder durch sonstige tiefere Wurzeln oder unterbewußte Instinkte als verbunden empfand... Er fragte sie eines Tages, ob sie seine Leute nicht kennenlernen möchte, und sie erwiderte, sie wollte es selbstverständlich gerne tun. Aber irgendwie ergab sich kein Anlaß dazu, und er wurde auch nicht angestrebt. Sie suchte die Gelegenheit nicht, weil es ihr etwa widerstrebt hätte, sondern

weil es ihr unwichtig erschien. Er seinerseits wollte ebenfalls nicht drängen; er fürchtete sich ein wenig vor einer solchen Zusammenkunft, obwohl er nicht glaubte, es könnte das irgendwelche Unannehmlichkeiten zur Folge haben. Zudem war er so glücklich mit Elizabeth und fühlte sich so zu Hause in seiner Welt, sooft er mit ihr beisammen war und ihrem Geplauder lauschte, das immer klar und lyrisch und fröhlich war trotz eines leisen Untertons von Trauer. Wenn er ihre freie schöne Kopfhaltung sah und ihr Haar küßte, dann fühlte er sich immer versucht zu beten, die Zeit möchte stillstehen und ihnen für immer ihre süße, heimliche Abgeschlossenheit erhalten.

VI

An einem drückend schwülen Septemberabend kam sie zu ihm. Sie riß sich den Hut ab und schüttelte ihr Haar, das ganz feucht war.

„Ein fürchterliches Wetter!“

„Freilich“, sagte er. „Und du hast auch noch den ganzen Tag in dieser Hitze aushalten müssen.“ Er blickte sie lange an, wie sie sich in ihrem Sessel erschöpft dehnte; sie sah so lieb und kindlich aus, und er fühlte sich so eins mit ihr, daß er sich ein Herz faßte und plötzlich ausrief: „Es wär’ wirklich besser, wir heirateten und du schmisdest deine scheußliche Stellung hin.“

Er war höchst erstaunt, als er sah, daß sie das Gesicht in die hohe Stuhllehne drückte und plötzlich leise, aber tief zu schluchzen begann. Er faßte ihre Hand und legte ihr die seinige auf den Kopf. „Was hast du denn, Herzensschatz?“

Sie erholte sich allmählich und trocknete sich die Augen mit ihrem feuchten, winzigen Taschentuch und wandte sich zu ihm: „Warum sagst du das gerade heute, Arthur?“

„Ganz einfach, weil ich es so empfinde.“

„Da bin ich froh“, sagte sie. „Und doch bin ich voll Entsetzen bei dem Gedanken, wie würdelos und jammervoll die Stellung einer Frau ist.“

Er setzte sich ihr gegenüber. „Ich versteh’ immer jammerbar.“ Er hatte sich angewöhnt, kleine, lustige, amerikanische Volksausdrücke zu benützen, wie sie es zu tun pflegte.

Sie setzte sich aufrecht, wurde rot und aufgeregt, und ihre Augen schimmerten dunkel vor Empörung. „Ich bin heut hergekommen, um dich zu bitten oder dich nach Frauenzimmerart zu umgirren, mir etwas zu geben, was ich gar nicht haben will und an das ich nicht glaube; aber es wird uns eben aufgedrängt in unserer Lage als Sklavinnen —“ ihr Gesicht wurde hart und streng. „Ich bin hergekommen, um dich zu fragen, ob du mich nicht heiraten willst, — — weil wir ein Kind erwarten.“

Etwas wie wirklich körperlich Vorhandenes zerschmolz in seiner Brust. Die Arme weit ausgebreitet, trat er mit feuchten Augen auf sie zu. Aber sie wehrte ab.

„Ich hab’ immer geglaubt, du triffst geeignete Verhütungsmaßnahmen.“

Er konnte sich nicht helfen und lachte laut auf, obwohl er wußte, der Ausbruch von Glück in seinem Lachen sei ihrer Stimmung nichts weniger als angepaßt.

„Freilich hab’ ich’s, du weißt es doch. Aber leider gibt es keine unfehlbaren Maßnahmen. Man muß immer damit rechnen, daß sie versagen.“

Noch immer wehrte sie ihn ab. „Das sehe ich. Aber, wenn du mir jetzt, wie’s scheint, auch nicht zustimmen willst, — kann man nicht irgend etwas dagegen tun?“

Er wurde ärgerlich. „Dummes Zeug, Elizabeth; verdammter Blödsinn. Ich kann mir Fälle vorstellen, in denen ein ungesetzlicher Eingriff moralisch gerechtfertigt sein mag. Hier liegt nichts dergleichen vor. Verheiratet, wie ich das Wort auffasse, sind wir seit

Monaten. Das Kind gehört geradeso gut mir wie dir. Für mich bedeutet es nicht mehr als ein Zugeständnis an die Gesellschaft, wenn wir uns einer Zeremonie unterwerfen. Ich will das Kind haben. Und da du die Mutter des Kindes bist und die Kindheit beim Menschen ein langdauernder Vorgang ist, so gehörst auch du zu mir. Das sind biologische und moralische Tatsachen.“

Sie biß sich auf die Lippen. „Scheußlich.“

Er fühlte sich blaß werden vor Zorn. „Was? Daß wir ein Kind haben?“

„Nein, Arthur. So mein' ich's nicht. Ich meine damit die Art, wie du mich beschlagnahmst und dich über mich stellst und mich infolge dieses Geschehnisses in die Lage einer Amme und einer Sklavin herabwürdigst.“

Er drückte sich beide Hände an die Schläfen. Dann stand er auf und ging, die Hände auf dem Rücken, auf und ab; einen Augenblick kam ihm zu Bewußtsein — trotz des Sturmes seiner Gefühle —, daß er jetzt genau so hin und her wanderte, wie einst sein Vater, in der charakteristischen Art der Juden, wenn sie aufgeregt sind. Dann verflog diese Erinnerung, er wandte sich um und blieb vor Elizabeth stehen.

„Ich schwör' dir, Elizabeth, ich hatte keine Ahnung, wie weit ihr Frauenrechtlerinnen es in der Verdrehung und Verzerrung von Grundbegriffen gebracht habt. Der Gebrauch von Gegenmaßnahmen ist etwas Abnormes; Mutterschaft ist das ewig Normale für das Weib. Es bestreiten, heißt soviel wie den Aufgang der Sonne und das Wachsen des Grases bekritteln. Und wenn du dich erniedrigt fühlst — ,erniedrigt!'“ — er konnte sich nicht helfen, er mußte das Wort herausschreien — „und herabgewürdigt auf den Standpunkt einer Amme und einer Sklavin, gut, so sage ich dagegen: der ganze lange Prozeß der Kindheit ist das, was den Menschen menschlich macht. Eine junge Katze kann schon nach wenigen Wochen für sich selbst sorgen; ein Kind in unserer modernen Zivilisation braucht,

um das zu können, siebzehn bis fünfundzwanzig Jahre. Sicherlich ‚drückt‘ Elternschaft Mann sowohl wie Frau ‚herab‘, indem sie ihnen gewisse Pflichten auferlegt — ‚herabdrücken‘ in *meinem* Sinn. Du hast nicht mehr Recht, diese Tatsache zu bestreiten, als beispielsweise die Tatsache, daß man sich ernähren muß, um zu leben. Du erinnerst mich an jemand, der sagen würde: es ist sklavisch, zwei- oder dreimal am Tag zu essen; leben wir fortan von der Luft. — Narreteil!“

Elizabeth war aufgestanden. Sie stand da, steil aufgerichtet mit mädchenhaftem, hochmütigem Ernst. Sie hatte etwas von der ewigen Diana, der jungfräulichen Jägerin.

„Ich halte fest an meiner Berufung als Frauenrechtlerin, merk dir das! Ich lass’ mich nicht unterkriegen von einem Mann. Ich werde, wie die meisten meiner Freundinnen, meinen Mädchennamen beibehalten. Ich werde mich in die Lage finden. Ich geb’ zu, es ist das das Richtige. Aber in der Muttertierschaft aufgehen, wie du es gerne sehen möchtest, — das wirst du von mir nicht erleben.“

Er konnte das Lachen nicht unterdrücken. „Muttertier! — Schon das Wort! Was deinen Hinweis betrifft, daß du dich weiter in deinem Beruf betätigen willst — gut, für eine schwangere Frau ist Arbeiten das Beste. Aber es kann auch das übertrieben werden. Ich will dich zu einem mir befreundeten Kollegen bringen, einem Frauenarzt, und er wird dir sagen, was für dich und das Kind am besten ist. Ich —“

Mit einer heftigen Bewegung eilte sie zum Tisch und griff nach Hut und Handschuhen. „Das wirst du nicht tun! Ich werde von Zeit zu Zeit eine Ärztin zu Rate ziehn.“ Plötzlich blieb sie mit ausgestreckten Händen stehen. „Ein schwangeres Frauenzimmer! O Gott, o Gott, o Gott!“

Er trat zu ihr und legte die Arme um sie. „Elizabeth!“ bat er.

Sie lehnte sich einen Augenblick an ihn und legte ihren Kopf leicht auf seine Schultern. Sie lächelte

traurig. „Du hast mich ausgeschimpft, als seien wir schon verheiratet. Ich mag das nicht. Seit ich die Sache entdeckt habe, bin ich mir nicht einmal sicher, ob ich dich überhaupt noch liebe. Ich komm' mir vor, als hätte man mich eingefangen und in einen Käfig gesperrt. Traurig. Aber es ist so.“

Er gab sie frei. „Ich glaube, du wirst sehen, daß sich bald alles wieder von selbst ordnet. Und du wirst die Stimme der normalen Instinkte wieder vernehmen. Sei nicht so starrköpfig, Elizabeth, und so überreizt. Eine Frau erfüllt ihre Sendung am besten dadurch, daß sie durch Liebe und Mutterschaft gebrochen wird.“

Sie lächelte bitter. „Ich wußte gar nicht, daß du so vorsintflutlich denkst.“

Er zuckte die Achseln. „Ich denke genau wissenschaftlich und modern, aber es gibt ein paar Tatsachen, mein Schatz, die, soweit wir auch zurückschauen in der Geschichte der Menschheit, keine Änderung erfahren haben.“

„Gut, dann wollen wir sie also jetzt ändern.“ Sie küßte ihn leicht auf die Stirn und ging hinaus, stolz, aufrecht und geschmeidig...

VII

Elizabeth duldete nicht, daß Reporter oder Zeugen in dem City House bei ihrer Verheiratung zugegen waren. So wurden sie von einem Standesbeamten in Jersey getraut. Arthur fragte sie, wozu all diese Geheimnistuerei dienen solle, da doch ihre Ehe bald allgemein bekannt werden würde. Sie schüttelte den Kopf, gab keinen genauen Grund an, schien jeden Tag und jede Stunde kampfbereit. Er bat sie schließlich, doch wenigstens einen Schlüssel zu seiner Wohnung anzunehmen; damit sie kommen und gehen könnte, wann sie wollte. Sie lehnte ab. Sie hing an ihrer eigenen kleinen Behausung mit geradezu verzweifelter Leidenschaft. Er bekam sie seltener zu Ge-

sicht als jemals früher. Sie sah bleich und abgezehrt aus und weigerte sich, gemeinsam mit ihm Mahlzeiten einzunehmen. Er beobachtete sie eines Tages besonders scharf und kam zu dem Schluß, daß sie wahrscheinlich an übermäßigem Brechreiz litt und kaum mehr ihrem Beruf nachkommen konnte. Er versuchte, ihr auf den Zahn zu fühlen.

„Was gibt dir denn eigentlich deine Ärztin, um dich bei Kräften zu erhalten, Elizabeth?“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Alles mögliche Zeug. Aber es hilft nicht.“

Er nannte ihr den Namen eines neuen deutschen Heilmittels. Elizabeth hatte noch nicht davon gehört. Er versprach, es ihr zu verschaffen, sagte aber, er fürchte, auch das würde ihr nur teilweise Erleichterung verschaffen.

„Warum kommst du nicht her und lebst mit mir zusammen und läßt mich für dich sorgen? Wir könnten eine gute Pflegerin nehmen. Wir hätten es doch so bequem dann und könnten glücklich sein.“

Sie blickte ihn durch ihre Tränen hindurch unverwandt an. „Vielleicht wäre es am besten so, Arthur. Aber warten wir noch ein wenig.“

Er suchte seine Mutter auf. Eine schwere Aufgabe, ihr alles mitzuteilen; er hatte es von Tag zu Tag hinausgeschoben. Elizabeth gegenüber hatte er davon noch nicht gesprochen. Er fragte sie, ob sie ihren Vater bereits benachrichtigt hätte, daß sie verheiratet sei. Sie antwortete darauf so ganz nebenbei: „Noch nicht. Ich schreibe ihm dieser Tage sowieso.“ Das Verantwortlichkeitsgefühl, das er seinen Eltern gegenüber empfand, und wozu es ihn drängte, hätte sie kaum verstanden. Sie hätte wahrscheinlich nicht einmal die Tatsache begriffen, wie sehr es ihn drücken müßte, falls seine Mutter ahnen würde, es hätte sich ein Geheimnis zwischen ihm und seine Eltern geschlichen. Er konnte sich deutlich vorstellen, wie sein Vater und seine Mutter hin und her raten würden, worin sein Geheimnis wohl bestehen möchte, und

er hörte förmlich, wie sein Vater sagte, er hoffe, es handle sich doch nicht am Ende gar um ein Liebesverhältnis mit einer Andersgläubigen. Umschweife erschienen nicht nötig. Er sagte schlicht: „Mama, ich muß dir etwas anvertrauen.“

Sie antwortete gelassen: „Ja, mein Junge? Ich höre.“ Es fiel ihm nicht leicht, ihr den Typus moderner Frauen zu schildern, dem Elizabeth angehörte.

Sie lächelte. „Was soll weiter daran sein? Du glaubst wahrscheinlich, deine Mutter liest nichts und schließt gegenüber der Außenwelt die Augen zu sehr. Ich stimme diesen modernen Anschauungen nicht zu, aber die Stellung der Frau war bisher nicht die richtige. Ich hätte ganz gern mich selbst beteiligt und glaube nicht, daß jemand etwas dagegen gehabt hätte. Aber es bot sich bisher keine Gelegenheit. So weit wäre alles in Ordnung.“

Dann kam der schwerste Augenblick. Bisher hatte er sorgfältig vermieden, Elizabeths Namen zu nennen. Seine Mutter verschränkte die Hände.

„Ich wußte nicht, daß es so steht. Was wird Papa dazu sagen?“

Arthur war natürlich auf diesen Einwand gefaßt. Er gestand, daß Elizabeth und er bereits verheiratet seien, und daß sie ein Kind erwarte. Seine Mutter legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Ein Kind? Dann ist ja weiter kein Wort mehr zu verlieren. Wir müssen das Beste hoffen. Ich werde es Papa erzählen. Kannst du dich durchschlagen, falls er dir kein Geld mehr gibt?“

„Auf bescheidene Weise, ja.“

„Sehr gut. Das macht es mir leichter.“ Sie versprach, ihn bald alles wissen zu lassen, wenn sie mit seinem Vater gesprochen haben würde. Er dankte ihr. Sie lächelte tieftraurig. „Was kann eine Mutter tun? Ich hab' Sorgen um Papa und auch um mich ein wenig. Sie wird keine Tochter für uns sein. Und auch ihr Kind wird nicht unser Kind sein — aber, nein, so darf ich nicht reden. Ich versprech' dir eins: wir wer-

den unser Bestes tun.“ Ihre Traurigkeit war besonderer Art; es war eine elementare Traurigkeit, ein Müdesein von diesem Erdenleben und die leidende Betrübtheit von Menschen, die gewohnt sind, eine Bürde zu tragen. Der Druck übertrug sich auf Arthur, und er verließ das Zimmer und das Haus, seltsam schwärmerisch ergriffen von dem Gefühl, ganz und gar aufzugehen in dieser Traurigkeit, — und merkwürdig heimisch in diesem schlichten und doch ungeheuerlichen Geduldigsein, eine aufgebürdete Last zu tragen. Ein paar Tage später ließ ihn seine Mutter zum Mittagessen bitten. Er lächelte ruhig über die Nervosität, die ihn ergriff. Er hatte sich in den letzten Monaten psychoanalysieren lassen, und es war zutage getreten, daß infantiles Verwickeltsein mit seinen Eltern so gut wie gar nicht vorlag. Die leise, ursprüngliche Ambivalenz — Doppelwertigkeit — in seinen Gefühlen gegenüber seinem Vater war offenbar wieder eingerenkt worden durch das normale Reifwerden seiner Psyche und durch die normale Fixierung seines Liebeslebens. Es lag also klar zutage, daß irgendwo in seinem Gemüt ein Zustimmungsbedürfnis zu seines Vaters und seiner Mutter Mißbilligung einer exogamischen Ehe an der Schwelle seines Bewußtseins auf der Lauer lag. Er grinste innerlich, als er sich diesen Kunstausspruch vorsagte. Aber traf er nicht das Richtige? Eine Ehe außerhalb der Stammesgenossenschaft war: ein Verbrechen nach dem Begriff vieler primitiver Völker. Unter andern primitiven Völkern wiederum galt eine Ehe *innerhalb* des Stammes als scheußliche Übertretung des Gesetzes. Wie konnte also ein modern wissenschaftlich geschulter Mensch einen solchen südseeinsulanischen Priesterunfug, wenn sich's um sexuelle Wahl handelte, ernst nehmen! Wenn er das doch seinem Vater nur ein bißchen klarmachen könnte! So im allgemeinen natürlich nur ... Bei Tisch herrschte eine gewisse Spannung. Arthur sah keinen Anlaß, zuerst die brennende Frage zu berühren. Man redete gekünstelt aneinander vorbei. Schließlich schob sein Va-

ter seinen Teller mit ein wenig ungestümer Gebärde, was seine Mutter immer ungern sah, weg.

„Du bist also verheiratet, Arthur?“

Arthur zuckte leicht die Achseln. Was hätte er auch antworten sollen, wo doch sein Vater bereits alles wußte? Trotz der leichten Gereiztheit, die sein Vater an den Tag gelegt, ging doch von dessen grauem Gesicht etwas aus wie innere Ergriffenheit.

„Nu zu der *Schickse!* Bitte red' jetzt nix. Ich zweifle nicht, sie is ä feines, gut erzogenes Mädle und genau so gut wie irgendeine und vielleicht sogar besser. Rund herausgesagt: es gebt genau soviel feine Gojim in der Welt, wie es Juden gebt. Das sag' ich, damit du siehst, ich bin nicht ä engstirniger alter Mann.“

„Gut, und weiter?“ unterbrach Arthur gutgelaunt.

„Wart nur, wart nur! Ich bin auch gar nicht so irritiert, als ich es war, als ich gedacht hab', Hazel will sich verheiraten mit jenem *Shegetz*. Du bist fast dreißig und ä Doktor, und es liegt keine Gefahr vor, daß du uns die Schmach antun könntest, *geshmatt* zu werden, oder so. Du bist mei einziger Sohn und kannst soviel Geld haben, wie du brauchst, — mehr als ich dir jetzt geb'. Du hast ein Weib und ein Kind. Sie soll nicht sagen dürfen, daß der alte Jud' ä Geizkragen is. Nein, nein! Aber du wirst nicht glücklich sein, und sie wird nicht glücklich sein. Und wenn ihr Kinder habt, wärt ihr euch elender fühlen als vorher. So. Und jetzt kannstdese herbringen, wann de willst, und mir werden sie behandeln wie eine Tochter. Aber gut wird es nicht ausgehen.“

Arthur lachte fröhlich und erleichtert auf. Er hatte einen leidenschaftlichen und tragischen Auftritt befürchtet.

„Du sagst, du seist nicht voreingenommen, Papa. Nun, und wie steht es diesbezüglich mit deiner Vorhersage? Warum sollten denn Elizabeth und ich nicht glücklich werden?“

Sein Vater stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte sein Kinn auf die gefalteten Hände. „Ich weiß

es nicht, mein Sohn; ich hab' eine ganze Masse gesehen in den letzten Jahren und hab' auch viel im Geschäft gehört und anderswo. Ich hab' Zustände beobachtet, von denen du ka Ahnung hast. Mir haben einer Firma in Texas eine Menge Ware geliefert. Mir haben Ratenzahlung eingeräumt. Das Geld haben wer nicht gekriegt. Fast ä ganzes Jahr haben wir nachgewartet. In solchen Fällen tun wir das oft. Gott-seidank, wir können uns das leisten. Und es is am besten, mer erhält die Kundschaft zahlungskräftig, selbst auf Kosten von zeitweiligem Verlust. Du verstehst mich! Schließlich waren wir gezwungen, vorzugehen. Gut. — Freefield hat än Brief gekriegt von dem Advokaten von jenner Firma in Texas, und drin hat gestanden, mir sollen zum Teifel gehn, denn ka Gerichtshof in jenner Gegend würd ä Urteil fällen zugunsten einer Eindringlingsfirma, die obendrein vertreten wird von äm Eindringlingsanwalt. Nu, was sagst du dazu?"

„Ich finde gar keine Worte für solche Niedertracht. Ich an deiner Stelle würd bis zum Obersten Gerichtshof gehen. Aber um Himmels willen, was hat das alles mit Elizabeth und mir zu tun?"

„Das hat es damit zu tun: hassen tun sie uns! Alle hassen sie uns. Neulich hat Dr. Katzmann in einer Versammlung gesagt, es ging das alles noch an, wenn sie bloß schlechte Menschen wären. Aber einige von denen, die uns am meisten hassen, sind in andrer Hinsicht feine und ehrenhafte Leut. Und es ging alles noch an, wenn wir böse Menschen wären und es verdienen, gehaßt zu werden. Aber mir sind gute Leut, ehrenhafte, und schinden uns und sind freundlich und wohlthätig und gut erzogen. Niemand ist schlecht; sie nicht und wir nicht. Aber hassen tun sie uns doch. Nu, versteh' mich gut, ich vergleich dein junges Weib nicht mit Leuten, wie das Diebsgesindel in Texas. Aber jeder Goj in der Welt hat ä bißl Haß in sich. Er kann nix dafür. Es ist nicht seine Schuld. Aber so ä bißl Haß zwischen Mann und Weib? — Gut, ich firschte,

ich hab' schon zuviel gesagt. Du kennst den Standpunkt von der Mama und mir. Mir wollen so gerecht und gut zu deinem Weib sein, als ob sie ä jüdische Tochter wär'. Nu is es heraußen. Ich hab' gesagt, was ich gesagt hab'."

Sie blickten einander in die Augen, Vater und Sohn. Arthur schüttelte leise den Kopf.

„Wer ist dieser Doktor Katzmann, und wo hast du ihn gehört?“

Sein Vater sah plötzlich ein wenig betreten drein. „Er is ä großer jüdischer Denker, und gehört hab' ich ihn bei einer Zusammenkunft der *B'nai Brith*. Goldmann und ich sind dieser Gesellschaft im vergangenen Jahr beigetreten.“

„Ja, ja.“

„Solltest du auch. Es konnte dir eine Praxis eintragen. Alle die großen Juden sind Mitglieder.“

Arthur stand langsam auf. Er ging zum Kamin. Die Familienszene rief in ihm tausend wertvolle Erinnerungen wach. Das Licht schien auf das Haar seiner Mutter, und er bemerkte zum erstenmal, wie weiß es geworden war. Sie hatte in würdiger schöner Ruhe still dagesessen während des Gespräches. Er wandte sich jetzt an sie:

„Stimmst du überein mit dem, was Papa gesagt hat?“

Sie nickte ernst. „Ja, Arthur, ich bin ganz seiner Meinung.“

Er atmete ein paarmal tief ein. „Ich will über die Sache selbst nicht streiten. Aber ich möchte dir als Arzt das eine sagen: alle Verallgemeinerung, wenn's sich um das Beurteilen von Menschen handelt, ist falsch — immer falsch.“

Sein Vater lächelte duldsam. „Mag sein, mag sein.“

„Immer“, fuhr Arthur fort, „läßt sich so oder so darüber reden. Nur das Erlebnis entscheidet. Ist es nicht so?“

„Stimmt. Und deine Mutter und ich brauchen keinen andern Beweis. Bring also dein Weib Sonntag zum Mittagessen her.“

Arthur ging sehr nachdenklich gestimmt nach Hause. Man kannte seine eigenen nächsten Angehörigen nicht. Das Bild, das man selber vom Leben hatte, blieb, allem Nachdenken, allem Studieren und Lesen, jeder Beobachtung und sogar jedem beruflichen Schürfen in den Seelen Anderer zum Trotz, ungeheuer persönlich gefärbt und gelenkt von inneren Befürchtungen, von Abwehr, von Vorliebe aller Art, von Geschmack und Abgestoßensein. Was sein Vater da alles gesagt hatte, war, wenn auch eng, so doch klar wie Kristall. Er selbst brauchte solche Gedanken nicht zu denken und hätte sich auch nicht damit begnügt, so einfach zu denken. Es bedurfte derartigen Denkens jetzt nicht für ihn. Er wußte auch nicht, wie solche Gedanken seinem Leben anpassen. Er fühlte sich versucht, die ganze Angelegenheit zu verwünschen. Konnte man denn nicht all diese Überbleibsel einer barbarischen menschlichen Vergangenheit dadurch zerstören, daß man ein Leben führte im Lichte reiner Vernunft so, als gäbe es dergleichen überhaupt nicht? . . .

Während er noch den Schlüssel in der äußeren Tür seiner Wohnung umdrehte, hörte er drinnen das Telefon heftig klingeln. Er eilte hinein und nahm den Hörer ab. Es war Elizabeths Stimme. Sie hätte sich vergeblich den ganzen Abend bemüht, ihn zu finden. Sie sei krank, fühle sich einsam, vermisse ihn schmerzlich. Ob er nicht kommen möchte und sie zu sich nach Hause mitnehmen?

Siebentes Buch

I

In den Tagen des Königs Ahasuerus, — der identisch sein dürfte mit Xerxes — und des Persischen Reichs, das nach der Schlacht bei Salamis zusammenbrach, trachtete bekanntlich der Fürst und Berater Haman, die Juden zu vernichten. Gemäß der Legende im Buche Esther fühlte er sich verletzt, weil der Jude Mardochai ihm die Ehrenbezeigung verweigerte. Haman war ein politischer Philosoph im Sinne modernster Richtung. Er war viel zu schlau, um zuzugeben, daß seine Feindschaft gegenüber den Juden auf persönlichen Gründen beruhte. Er stützte sich vielmehr, wie es die Ägypter schon früher getan und die reaktionären Deutschen und die faschistischen Italiener und die amerikanischen Vollblutprotestanten später taten, auf die Theorie der notwendigen kulturellen Solidarität der Sklaven des Staates. „Es gibt da ein gewisses Volk,“ sagte er, „das unter den Stämmen aller Provinzen des Königreichs zerstreut lebt; und seine Gesetze stimmen mit denen der übrigen Völker nicht überein; sie fügen sich den Gesetzen des Königs nicht, und deshalb gereicht es dem König zum Schaden, wenn er sie duldet.“ Insofern fußte Haman also auf den Grundlagen politischer Theorie. Da überdies der König, wie alle Könige und Gebieter, zu Realpolitik neigte und wahrscheinlich nach Art solcher Menschen ein ausgemachter Dummkopf war, tat Haman seinen Meisterstreich: „Wenn es dem König gefällt, so möge er den Befehl erlassen, man solle sie vernichten; und ich will zehntausend Talente Silber

seinen Beamten aushändigen, damit sie es in die königliche Schatzkammer schaffen.“ Als ölglatte und schlauer Finanzmann, der er war, kannte er genau den Reichtum der persischen Juden. Er wußte ganz gut, daß auch die Gesetze der Zigeuner in den dortigen Ländern sich von denen anderer Völker unterschieden, und daß auch sie sich den Gesetzen des Königs nicht fügten, aber er fühlte keinen Anlaß, sie auszurotten. Sie besaßen eben nicht zehntausend Talente Silber. Er hatte klug gerechnet, und der König unterzeichnete. Boten und Befehle gingen ab in alle Provinzen mit der Verfügung: „Ausrotten, erschlagen und vernichten alle Juden, jung und alt, kleine Kinder und Frauen, und zwar noch am selben Tag — und einziehen alles, was sie besitzen.“ Der Pogrom, physisch und psychisch, war im Grunde also immer nur eine Finanzoperation... Ein saftiges Geschäft, verquickt mit der Theorie kultureller Solidarität, hat Henry Ford und die nordische Suprematie auf der Grundlage praktischer Politik zusammengeschweißt...

Es ist keine angenehme Sache, sich töten und berauben zu lassen oder beständig in der Gefahr zu leben, ermordet und beraubt zu werden und ausgeschlossen zu sein, und gedemütigt, beleidigt und verfolgt zu werden. Glücklicherweise waren nicht alle Juden Heroen und Märtyrer, denn sonst gäbe es heute keine Juden mehr. So haben denn die Juden in ihrer Gesamtheit — entgegen der allgemeinen Meinung leidenschaftlicher im Denken als im Handeln — versucht, besonders in unseren Jahrhunderten, ihre Mitmenschen zu überzeugen, daß sich ihre Gesetze keineswegs von denen anderer Völker unterscheiden, und daß sie andererseits jederzeit bereit sind, sich den Gesetzen des Königs zu fügen. Nach meiner Ansicht mit Unrecht, haben sie der Staatstheorie, wie sie Haman und Andere verfochten, zugestimmt, und zwar nicht nur, um dem Unheil zu entgehen, sondern um sich das Heimatsrecht in der Welt zu erwerben. Kein Wunder,

daß viele von ihnen die Gesetze des Königs so genau und leidenschaftlich befolgten, daß sie darüber ihre eigenen Sittengesetze vergaßen. Ein solches Vorgehen rächt sich immer bitter zum Schluß, denn eigene Gesetze entspringen geschichtlichem Charakter und historischer Erfahrung, und die Gesetze eines Königs bleiben immer etwas Aufgezwungenes und Wider-natürliches. Da die Juden ihre eigenen Gesetze mit Füßen traten, blieb ihnen keine Zufluchtsstätte irgendwo; sie wurden heimatlos und wußten nicht warum, — wurden Wanderer, ohne ein Ziel vor sich zu sehen...

Der Wiener Garten, der Garten einer ehemals kaiserlichen Villa im Stile des achtzehnten Jahrhunderts ist der Schauplatz. Ein ungarischer Baron, hochgewachsen, elegant, Gelehrter, Schriftsteller, ein Mann von Welt. Christ seit zwei Generationen. Königstreu also auf den ersten Blick. Aber er protestiert gegen den weißen Terror. Als Jude kann er nicht anders; — er muß gegen den weißen Terror protestieren. Jetzt ist er plötzlich ein Flüchtling geworden und in der Verbannung. Ungarn ist für ihn verloren; mehr verloren als für seine christlichen Genossen. Er hoffte auf Ungarn und liebte Ungarn mehr als ein Ungar. Andere Ausgewiesene würden eines Tags zurückkommen dürfen. Er nicht. Für ihn war es ein Gebot gewesen, daß der Ruf „Saujud“ für immer verstumme... Er hat seine eigenen Gesetze vergessen. Wohin sich wenden? Nach Zion? Er lächelt vor sich hin, ironisch, typisch selbstironisch, wie die Juden zu lächeln pflegen...

Das Gegenbild: die Königstreuen... Ein dicker fatter Herr liest seine Gedichte einer jüdischen Zuhörerschaft in einem jüdischen Saal vor. Ein glänzender Dichter, und seine Gedichte sind sämtlich Loblieder auf Landschaft, Geschichte, Kunst und Überlieferung des Steppenlandes, in dem er geboren ist. Tags darauf verhimmelt ihn die jüdische Presse; die völkische höhnt... Oder unser Freund Victor Goldmann: ein erfolgreicher, hervorragender, junger Architekt jetzt,

baut jüdische Tempel und Theater für jüdische Schauspielregisseure und Fabrikgebäude für jüdische Kaufleute, kann aber nicht laut genug hinausschreien, es gäbe keine Judenfrage, und die Juden erfrechten sich, als die einzig wahren Kinder Gottes angesehen und behandelt zu werden... Oder Joe, sein Bruder: nunmehr ein bedeutender Advokat mit seinem Bureau voll jüdischer Klienten, hofft auf die Weltrevolution und ist dabei beständig verliebt in irgendein blondes Christenmädchen, um dadurch, daß er sie erobert, das innere Gefühl seiner jüdischen Minderwertigkeit loszuwerden... Oder ein großer Kritiker und Gelehrter, der sich die Verteidigungstheorie zurechtgemacht hat, die Juden hätten Hochgrade immer nur dann erklommen, wenn sie sich an andere Völker angelehnt — an Perser, Griechen, Spanier, Deutsche, Amerikaner... Oder der französische Literat, der da in fein pittoresker Art über jüdische Angelegenheiten schreibt: wie nett und moralisch und entzückend wir doch sind! Ein Bankett wird ihm zu Ehren gegeben. Der Kriegsminister bringt den Toast aus. Auf den Krieg! „Un brave homme!“ rufen die Zuhörer. Sehr richtig! Sehr richtig! Dann: „Un homme brave“, und niemand lacht da...

II

Elizabeth Knight und Arthur Levy standen im zweiten Jahr ihrer Ehe. Nach der Geburt Johns hatte sich Elizabeth wieder ihrer Arbeit zugewendet. Ihre alte Stellung hatte sie nicht mehr angetreten. Dank dem Einflusse Eugens und Joanna Adams' und auch ihrer übrigen Freunde konnte sie nicht nur für Sonntagszeitungen, sondern auch für andere Zeitschriften hübsche, nette Artikel schreiben. Sie stöberte in Arthurs Bibliothek, ließ sich von ihm Auszüge aus deutschen Büchern übersetzen — gelegentliche Erzählungen insbesondere aus psychoanalytischen

Journalen — und stellte daraus lebendig und fesselnd eine Reihe von Aufsätzen zusammen, die sie „Heilmittel der Seele“ betitelte. Ihr Stil war angenehm flüssig, und sie beherrschte eine freie, einfache Art, die Dinge klar zu schildern. Um das Jahr 1921 hatte in Amerika das Interesse für Psychoanalyse den höchsten Punkt erreicht. Überall da und dort erstanden insbesondere jüngere Leute und fingen an, sich aufzulehnen gegen den neo-puritanischen, allgemeinen Druck, wenn auch oft nur rein innerlich. Elizabeth brachte ihre Artikel bei einer weitverbreiteten Frauenzeitung zu einem Preise an, der Arthur stutzig machte. Er hatte nicht allzuviel Patienten und behandelte sie gewissenhaft, aber sie hatten kein richtiges Vertrauen zu ihm, da er keine so hohen Rechnungen schrieb wie andere Kollegen von Ruf. Ein einziger Scheck Elizabeths über 7500 Dollar benahm ihm fast den Atem. Sie hatte die Lippen geringschätzig gekräuselt, und das kleine Mädel in ihr war wieder zum Vorschein gekommen, dessen Anblick bisweilen seinem Vater den Ausruf entlockte: „Nettes *Schicksel*!“ „Du weißt doch, in Wirklichkeit verdanke ich alles nur dir.“ Zärtlich hatte Arthur seine Mitwirkung in jeder Hinsicht in Abrede gestellt.

„Was sollen wir nur mit all dem Geld anfangen?“ fragte Elizabeth. „O jemine, nie hätte ich geglaubt, daß es soviel Geld auf der Welt gibt.“

„Leg es für John an“, riet Arthur.

„Ach, Unsinn! John wird eines Tags das halbe Vermögen deines Vaters besitzen. Das hat gute Weile.“

Elizabeth kaufte sich zwei Pelzmäntel und einen für Arthur und ein halbes Dutzend Kleider, die für sie besonders entworfen wurden in den Ateliers Barons de Meyer, schickte ihrem Vater einen Scheck über tausend Dollar und borgte sich dann von Arthur Geld aus, um seiner Mutter Blumen zum Geburtstag schenken zu können.

„Mach dir nichts draus“, sagte sie. „Mir ist etwas Glänzendes eingefallen für ein paar Aufsätze. Ich

werde ein paar Geschichten schreiben — Geschichten aus meiner Kindheit und über die Farmer dort oben. Sei mein netter Mann und gib mir einen Scheck.“ Bald hatte sie die Aufsätze und die Geschichten fertig. Sie verkaufte alles, was sie schrieb. In ihren Noveletten verband sie Klarheit des Ausdrucks mit Naivität und kindlichem Ernst und plötzlich hervorquellendem Humor entzückender Art und traf damit den Geschmack einer großen Leserschaft. Die Schecks liefen in Menge ein. Auch Einladungen. ‚Miß Knight‘ wurde mehr und mehr eine ragende Persönlichkeit in jenem literarischen Newyork, das in den Augen der Öffentlichkeit so ungeheuer viel gilt. Man schwärmte für sie. Unter ihren Verehrern befanden sich sehr viele Juden — Juden, die niemals erwähnten, daß sie es seien, und sich alle Mühe gaben, nicht einmal daran zu denken. Elizabeth war Christin, aber da sie mit einem Juden verheiratet war, mußte man sie, ganz abgesehen von ihrem persönlichen Liebreiz und ihren Talenten, um so mehr verehren. Man lud ‚Miß Knight‘ ein, frühstückte mit ‚Miß Knight‘ bei Algonquin, man stand mit ‚Miß Knight‘ auf denkbar bestem Fuß. Man konnte ihr in keiner Hinsicht etwas Schlechtes nachsagen — mußte sie hochschätzen: sie war doch schließlich Mrs. Levy, war die Mutter des kleinen John Levy; sie war durch und durch Christin, und doch (dieses ‚doch‘ bedeutete nur ganz innerlich, wenn’s von den Lippen solcher Damen und Herren kam, eine leise Entschuldigung) war sie eine von ‚unsere Leut‘. Der Briefträger ächzte unter der Last seiner Post für Miß Knight, deren Name, wie sich’s gehörte, an der Tür der Wohnung unter dem Dr. med. Arthur Levys stand; den ganzen Tag klingelte das Telephon, und man wünschte Miß Knight zu sprechen. Elizabeth freute sich mordsmäßig darüber. Über den wahren Charakter der Lage war sie sich vollkommen unklar. So groß war ihre Naivität in dieser Hinsicht, daß sie — einer rein christlichen Redaktionskonferenz beiwohnend —, als sie zum erstenmal seit ihrer Verheira-

tung die üblichen Bemerkungen über die geschäftliche Gerissenheit jüdischer Autoren und die Feindseligkeit seitens jüdischer Verleger gegenüber unsterblichen Werken radikaler Denkungsweise zu hören bekam — mit der festen Überzeugung, richtig zu handeln, sagte: „Vergessen Sie, bitte, nicht, daß mein Gatte ein Jude ist.“ Sie tat das nicht nur in aller Reinheit und Schönheit des innern Antriebs, sondern sie erzählte es auch Arthur, als sie nach Hause gekommen war, machte dazu ihr Klein-Mädchen-Gesicht und erwartete, von ihm belobt zu werden für ihre treue Gesinnung und Offenheit. Arthur, obwohl heftig verstimmt darüber und nicht imstande, sich im Augenblick über dieses Gefühl klar zu werden, lobte sie denn auch, wie sie erwartet hatte.

Sie gingen fast jeden Abend in Gesellschaft. Zu den Soundsos oder gar zu den Soundsos könne man doch nicht gut gehen, meinte Elizabeth. Andererseits träfe man dort eine schreckliche Menge Menschen, die man brauchen könnte. Sie bekäme Aufträge dort und er Patienten. Man brauchte sich dabei gar nicht anzustrengen. Die Sache ginge von selbst. Und das stimmte. Immer mehr und mehr Literaten oder Publizisten baten Arthur, sie in Behandlung zu nehmen. Es waren fast sämtlich Juden. Er fand bald heraus, daß ihre psychischen Leiden, ihre Hemmungen und anderes Mißbehagen einer Art Flucht aus einer verworrenen, ins Unterbewußtsein versunkenen Wirklichkeit entsprangen. Sie schoben zwischen sich und die Außenwelt Barrieren unklaren Furchtgefühles; waren beständig auf der Flucht vor irgend etwas. Sie hatten nicht die feste Erde mehr unter den Füßen und keinen Himmel über dem Kopf. Einmal ein Sprechzimmer, dann ein Nachmittag bei Algonquin, nachts eine Gesellschaft, und immer dabei das Nagen eines mystischen, geheimnisvollen Wurms in der Seele!... Man bespöttelte die neo-puritanische Besessenheit, machte sich lustig über die Völkischen. Man stimmte Bertrand Jones zu, wenn er seine berühmten geistreichen Attacken ritt

gegen die brutalen Nationalitätsausbrüche, die die traditionellen Kräfte zusammenschließen wollten, das Volk selbst ausschalten und die Einflüsse, welche blindwütige Loyalität und Ignoranz und Solidarität bedrohen könnten... Man tat es und übersah dabei — oder man stellte sich wenigstens so — die Tatsache, daß Jones, noch betrunkenener als gewöhnlich, eines Tages seinem Tischnachbarn beim Diner sagte, „er“ gehöre ins Ghetto, und „sie“ solle lieber gleich jetzt dorthin gehen, wohin sie gehöre... Arthur hatte eines Morgens ein sonderbares Gefühl gegenüber diesen jüdischen Intellektuellen — ein sonderbares und prophetisches Gefühl. Er konnte sich nicht vorstellen, daß es noch lange so mit ihnen weiter gehen könnte. Was würden sie anfangen, wenn sie nicht länger mehr dahin und dorthin eilen und schusseln könnten und witzige Artikel schreiben und Zeilenfüllsel liefern und Zusammenkünfte und gemeinsame Frühstücksgeslegenheiten aufsuchen und alles bekritteln und Protest erheben und sich aneinander wetzen in emsigen Gesprächen in den Versammlungssälen Newyorks? Was für schmeißfliegenhaft überflüssig geschäftige Wesen sie doch waren und wie dürr geworden gegenüber allem, was nicht sie selbst betraf! Wie arm im tiefsten Grunde waren sie doch! Armseliger als der armseligste Christ, der, wenn er sich müde protestiert hatte und sich heiser geschrien mit Hoch und Hurra, sich wenigstens zurückziehen konnte zu seinem heimischen Herd auf seinem bißchen Erde und auf den historischen Werdegang seines Volkes bauen. Und dabei hatte er die niederdrückende Überzeugung, daß diese jüdische Betätigung eines unruhig flinken Geistes und Körpers identisch war mit Leben. Sie nannten keinen Mittelpunkt ihr eigen, in den sie sich hätten zurückziehen können; wenn sie nicht länger mehr herumwirbeln konnten an der Peripherie des Kreises, dann mußten sie welken und sterben. Er legte alle diese Fragen Elizabeth zur Prüfung vor. Sie hörte ihm mit jener

ernsten, aufmerksamen Miene zu, die sie bisweilen aufsetzen konnte.

„Gene Adams sagte mir eines Tags, die Juden seien die schlimmsten Antisemiten. Was du da vorbringst, Arthur, läßt mich fast annehmen, daß er wirklich recht hat. Ich kann nicht sehen, daß unsere jüdischen Freunde irgendwie verschieden seien von irgend jemand. Warum beurteilst du sie so hart?“

Er lachte und küßte ihr Haar. „Du bist ein lieber Schatz,“ sagte er, „ich glaube, ich wäre verletzt und enttäuscht, wenn du eine andere Stellung einnähmst.“

Er verabschiedete sich von ihr. Sie hatte zu tun, und er erwartete einen Patienten. In der Nacht waren sie bei einem jüdischen Theaterschriftsteller eingeladen, einem außerordentlich begabten, geistreichen Kopf, dessen Bühnenstücke ein einziger bitterer Protest waren gegen die Not, die Härte und Stumpfheit und gegen all das Unfaßbare (für ihn Unfaßbare) im Leben der amerikanischen großen Masse. Arthur und Elizabeth gingen erst gegen drei Uhr morgens schlafen. Er mußte um acht Uhr aufstehen und weckte sie nicht; er sah den großen Stoß Briefe, der für sie angekommen war, und beantwortete selber die telephonischen Anrufe, die dringend ‚Miß Knight‘ am Apparat haben wollten, und ging dann durch die leeren Zimmer in seine Studierstube.

III

Oft und oft mußte er sich während der zwei Jahre seiner Ehe an die Szene mit seinem Vater und seiner Mutter erinnern und an das letzte Gespräch mit ihnen, bevor er Elizabeth zu ihnen brachte. Er sah sie bei Tisch sitzen in dem alten Speisezimmer, in dem noch immer das Mobiliar seiner Kindheit stand. Die Szene hatte sich ihm damals nicht besonders tief eingeprägt. Erst später brannte sie sich in seine Seele ein wie ein heißer Stempel.

Am Sonntag darauf ging er mit Elizabeth ins Haus

seiner Eltern. Im Vorraum erinnerte sie ihn plötzlich irgendwie an Georgie Fleming. Dasselbe heimliche Mißtrauen auch in ihren Augen; ein ähnliches Wittern in die Luft mit ihrer feinen, geraden Nase! Es wäre natürlich ungeheuerlich und scheußlich gewesen, hätte er ihr eine Denkungsweise und ein gleiches Benehmen wie Georgie Fleming zugemutet. Sie war frei von jeglichem Hinterhalt. Und warum hätte sie sich in der gegebenen Lage nicht ein bißchen scheu benehmen sollen! Die ältere Generation hängt immer ein wenig am Hergebrachten. Arthur hatte sich Vorwürfe gemacht, tief innerlich ihre Scheuheit verdächtigt und nicht richtig beurteilt zu haben.

Die Tür ging auf; seine Mutter erschien auf der Schwelle und schloß sofort Elizabeth in die Arme. Der alte Amethystring mit der feinen Diamantblume darin blitzte auf Elizabeths Schulter. Elizabeth gab sich alle Mühe, gerührt zu erscheinen; aber der Impuls dazu mangelte ihr. Arthur fühlte das mit seinem psychischen Tastvermögen. Sie konnte ganz einfach ein solches Weichwerden für den Augenblick nicht aufbringen, während es für seine Mutter etwas Selbstverständliches bedeutete und der Wucht einer schönen, aber plötzlichen, unvorhergesehenen Überraschung gleichkam. Elizabeth fühlte gar wohl in dieser Umarmung mehr als eine bloße Gebärde der Zuneigung und des guten Willens, aber sie empfand dabei auch ein wenig, als wollte man Besitz von ihr ergreifen und sie unwiderstehlich an sich ziehen; und gegen diese ihre Annahme, nicht länger, mehr ganz sich selbst und ihrem Stand zu gehören, sondern durch eine Gebärde — die gewissermaßen ein Zeremoniell darstellte — in eine andere Gemeinschaft der Gefühle und Interessen einbezogen zu werden, — dagegen rebellierten ihre Instinkte. Sie und Arthur hatten sich als freie Menschen in einer freien Welt mehr oder weniger abgesonderter Menschen getroffen. Man war nett natürlich, so nett, wie man überhaupt sein konnte zu den Verwandten

des Gatten, aber man ließ sich nicht — wenigstens nicht heutzutage und in Amerika — so ohne weiteres aufsaugen in eine Stammesgemeinschaft oder einen Familienkreis... Arthur und Elizabeth sprachen niemals später über die Sache miteinander; er wußte, daß sie geleugnet — höchst ehrenhafter Weise geleugnet — und alles in Abrede gestellt haben würde, wenn er ihr solche Gedanken auf den Kopf zugesagt hätte. — Höchst ehrenhafter Weise, weil jede Formulierung in Worte sowieso alles auf unerträgliche Weise vergrößert hätte — wo doch die Sache selbst nur wie der Schatten eines Schattens im Zwielficht der Seele war.

Die Umarmung hatte nur einen Augenblick gedauert, hinterließ aber ein quälendes Gefühl. Arthurs Mutter hatte den leisen Widerstand empfunden und auch erwartet. Sie hätte sich glücklich geschätzt, wenn sie ihn nicht hätte fühlen müssen. Da sie menschlich dachte und überdies als Frau empfand, so war sie nicht ganz unbefriedigt, ihre früheren Annahmen bestätigt zu sehen, zumal sie jetzt die hochherzige, immer gegebereite und leicht tragisch gefärbte mütterliche Rolle spielen konnte, die einzunehmen sie sich seit Arthurs Bekenntnis vorgenommen hatte. Sie zog den Arm der ihr noch fremden neuen Tochter durch den ihren und geleitete sie ins Wohnzimmer. Arthur wurde sich plötzlich der Tatsache bewußt — vorher war sie ihm noch nie aufgefallen —, daß die Einrichtung des Zimmers dunkel und altmodisch war. Er bemerkte auch, daß die Uhrkette über der Weste seines Vaters, der dort mit ausgebreiteten Armen stand, viel zu dick und auffallend war. Mr. Levy ließ langsam die ausgestreckten Arme sinken, ging auf Elizabeth zu und küßte sie leicht auf die Stirn. Dann setzten sie sich alle nieder.

Es lag wie ein Druck auf ihnen. Steine beschwerten ihre Herzen. Dann warf Arthurs Vater unvermittelt hin: „Unser Sohn sagt uns, daß du schriftstellerst.“ Elizabeth verriet natürlich nicht mit dem leisesten Wimpernzucken, daß sie das Schreckliche

dieser Bemerkung empfände. Der Satz verriet eine Mischung aus hoffnungslosem Fremdsein und dem selbstquälerischen Wunsch, eine nähere Beziehung anzubahnen. Wäre sie eine jüdische Schwiegertochter gewesen, die sich schriftstellerisch betätigte, er hätte sie später deswegen humorvoll gehänselt, aber zuerst hätte er sie nach anderem gefragt, oder zu fragen keinen Anlaß gefunden; er hätte schon lange vorher alles Nötige gewußt. Sie hätten schon von Anfang an eine gemeinsame Basis gegenseitiger Verständigung gefunden. Arthur, dem es bei seines Vaters Frage unbehaglich zumute geworden war, wußte plötzlich, warum Juden bisweilen psychisch unmanierlich sind. Aus verschiedenen Gründen: sie vermuten ins Blaue hinein und vermuten daneben. Blind tapen sie drauflos, straucheln und stoßen da und dort an. Er erinnerte sich an eine Geschichte, die man ihm von einem Kollegen erzählt hatte, der sich geradezu schauerhaft benommen hatte, als er in das christliche Milieu seiner Braut eingeführt wurde. Dr. Bergmann, so hieß der Ärmste, hatte Angst gehabt, als fremd und abseitig zu gelten, und sich deshalb aus der Tiefe seiner jüdischen Begriffe von Familie heraus aufdringlich intim benommen. Er hatte Fragen gestellt, die man in jüdischen Kreisen als ein warmes Zeichen des Interesses von seiten eines noch neuen Mitglieds der Verwandtschaft gedeutet hätte — hier mußten sie zudringlich und abstoßend klingen. Arthur war froh, daß sein Vater und seine Mutter wenigstens nicht breitspurige Leute waren. Wie anders, wenn er sich dagegen Elizabeth in Verbindung mit den alten Goldmanns vorstellte! Sie hatte immerhin die Worte seines Vaters als natürlich und freundlich gemeint hingenommen und sofort den Eindruck gemildert — sie dachte in jenen Tagen recht geringschätzig über sich als Schriftstellerin, — indem sie darüber scherzte. Sein Vater hatte dazu gelächelt, und der Druck schien für den Augenblick von ihnen allen genommen . . . Aber während des Essens kam er

wieder. Arthur sah seiner Mutter an, daß sie innerlich brannte, irgend etwas zu sagen — es fast hinauszuschreien, um Elizabeth aus sich herausgehen zu machen, und um etwas in ihr zu brechen und die unsichtbare Schranke zwischen ihnen zu beseitigen. Aber eben weil diese Schranke nicht zu fassen war, wurde die Situation so hoffnungslos. Elizabeth benahm sich freundlich und sogar herzlich. Man hätte ihr keinen Vorwurf machen können, aber ihre Herzlichkeit war die gewisse Herzlichkeit gegenüber Leuten, die man sich zu Freunden machen will. Er hörte förmlich, wie sein Vater — wären seine Gedanken zu Worte gekommen — sagen wollte: „Freinde! Die Frau von meinem einzigen Sohn sitzt da wie ä fremde Dame, die sich mit mir anfreunden möcht. Lieber wär's mir, sie möcht mich hassen, damit ich ihr beweisen kann, daß ich ä Herz hab' wie ä Vater zu ihr.“ — — Ach, es war hoffnungslos. Elizabeth nahm sich zusammen; sie war liebenswürdig in einer Art, die Arthurs Mutter unerträglich oberflächlich und in keiner Hinsicht angebracht erschien. Als letzten krampfhaften Versuch brachte Mrs. Levy die Photographien Arthurs herbei, die man jährlich von ihm, als er noch ein Kind gewesen, aufgenommen hatte. Die beiden Frauen gingen ans Fenster, und es schien einen Augenblick, als wiche der Bann von ihnen. Dann bot Mrs. Levy leider einen Teil dieser Kostbarkeiten Elizabeth an, und diese sagte: „sie sind furchtbar süß und nett, und ich hab' sie gern, aber es ist besser, ich nehme sie nicht an; ich verliere solche Sachen so leicht.“

Schließlich war der Besuch vorbei, und Arthur und Elizabeth gingen durch die West End Avenue nach Hause. Er nahm seinen Hut ab und ließ den kühlen Wind des Frühherbstes durch sein volles Haar wehen. Sie sprachen kein Wort zusammen. Er hätte gern gewußt, was sich Elizabeth wohl dächte. Er fühlte sich unbehaglich. In intellektueller Hinsicht stimmte er mit Elizabeth innerlich vollkommen überein. Er konnte ihr keinen Vorwurf machen; sie hatte in ihrer

Reinheit ihr Bestes getan. Andererseits grämte ihn der tiefe Sinn, der in seiner Eltern Kummer lag. Er empfand es so stark, daß er gegen die Unvernunft, die dem zugrunde lag, sich heftig auflehnte. Zum Donnerwetter, was brauchte man auch so sentimental über Familienangelegenheiten zu denken! Warum gleich bei einer ersten Zusammenkunft dieser Art die Flinte ins Korn werfen! Was bedeutete diese ungeheuerliche Familiensolidarität im modernen Leben? Elizabeth würde gar nicht begriffen haben, was man von ihr erwartet hatte . . . Und doch schlich sich während dieser Gedanken das Gefühl in ihn ein, wie glücklich er gewesen wäre — wie instinktiv und vollkommen glücklich, wenn sie sich benommen hätte wie eine jüdische Tochter; er hätte aus seines Vaters Haus mit der Überzeugung treten können, daß das Band der Gemeinschaft und Liebe geschlungen und befestigt sei.

IV

In den darauffolgenden Monaten kamen die unvermeidlichen Folgen des Lebens, das Arthur und Elizabeth führten, und jener ersten Begegnung mehr und mehr zum Ausdruck. Sie gingen buchstäblich auf im Verkehr mit den Kreisen, in denen sie sich bewegten. Hätte sich Elizabeth wirklich stark zu Arthurs Eltern hingezogen gefühlt, so hätte sie sich fraglos in dieser Richtung bemüht. Andererseits fühlte Arthur genau, daß, lebte Elizabeths Vater in Newyork, sie auch ihn nur wenig zu Gesicht bekäme und sich darüber wenig Gewissensbisse machen würde. Wie durfte er ihr also — außer in seltenen Fällen — eine Last zumuten, wo sie sowieso bereits überbürdet war mit beruflichen und gesellschaftlichen Pflichten. Sonntags fühlte sie sich gewöhnlich todmüde. Zudem wollte er nur zu gern die Sonntage allein mit ihr verbringen; sie waren selten genug allein beisammen. Er hatte sich angewöhnt, gelegentlich nachmittags

oder früh am Abend seine Eltern zu besuchen. Aber solche Besuche gewährten ihm keinen Trost. Sein Vater und seine Mutter hielten es für ausgemacht, daß Elizabeth nicht kommen wollte, und nahmen dafür Gefühlsgründe an, die keineswegs zutrafen. Er berichtete sehr oft wörtlich, was sie ihm gesagt hatte: „Schatz, ich weiß, es ist schuftig von mir, daß ich deine Leute wochenlang nicht aufgesucht oder sie zu uns gebeten habe, aber du weißt, sie mögen den Verkehr mit unseren Freunden nicht; ähnlich meinem Papa, ihm würde es ja auch so gehen. Und dann bin ich gerade heute gänzlich kaputt. Bitte, geh du doch hin, grüße sie vielmals von mir und sag ihnen, ich sei kein so verworfenes Geschöpf, wie sie vielleicht glauben.“ — Wenn er ihre Worte gewissenhaft ausrichtete, glaubte man ihm auch. Aber seine Eltern witterten unwillkürlich etwas dahinter, was nicht zutraf. Eine so leichtfertige Denkgangsweise konnten sie einfach nicht begreifen. Sie fühlten instinktiv, daß sie nicht zu jener Welt gehörten, und wünschten und wollten auch nicht dazu gehören; sie verstanden Anziehung oder Abstoßung, begriffen aber nicht, daß Kinder sich so weit absondern könnten, daß sie darüber das Gefühl der Zugehörigkeit verlieren.

Die Wochen, die Elizabeth im „Sloane-Mütterheim“ zugebracht, waren für Arthurs Mutter eine schöne, tröstliche Zeit gewesen. Sie war täglich mit Blumensträußen hingegangen und hatte sich so ein wenig in der Rolle einer zärtlichen und hilfebereiten Mutter ihrer Schwiegertochter und ihrem Enkel gegenüber betätigen können. Aber auch da hatten sich die beiden Frauen nicht allzusehr zueinander hingezogen gefühlt. Dann war die brennende Frage der Beschneidung des Kindes gekommen. Arthur wußte, daß seine Eltern schon vorher beratschlagt hatten, als sein Vater ihn zu sich gerufen und ihn gefragt hatte, nicht „ob“, sondern „wann“ die Zeremonie stattfinden sollte. Arthur war wortlos fort und sogleich zu Elizabeth gegangen.

„Mein Vater hat mich soeben kommen lassen. Ich hörte aus seinem Ton, daß er tödlich verletzt wäre, falls du die Beschneidung des Kindes verweigern solltest.“

Elizabeth, noch ganz geschwächt, hatte nur flüchtig gelächelt. „Alle modernen Ärzte empfehlen es als hygienisch. Dir brauch' ich das ja nicht zu sagen. Und Johns Name ist Levy. Ich hab' nichts dagegen, Arthur. Wie denkst du darüber?“

Er war vor ihr stehen geblieben und hatte nachgedacht. „Es beunruhigt mich mehr als dich, Liebling. Es reißt das ganze Problem für mich wieder auf. Ich weiß, du meinst, es ist gar keins. Aber ich denke, ich sollte mich durch die Gefühle meines Vaters leiten lassen, wenn du nichts dagegen hast.“

„Ich? Nicht die Spur“, erwiderte sie.

So sah sich Arthur also in der Lage, seine Eltern zu einem bestimmten Tag einzuladen, an dem ein mehr oder weniger religiös gesinnter jüdischer Arzt seines Bekanntenkreises den kleinen John in die Gemeinschaft Israels aufnahm. Arthur war erstaunt, wie befriedigt er sich darüber fühlte. Er legte es sich als Erleichterung über das Aufatmenkönnen seiner Eltern und als Resultat des sehr vernünftigen Schlusses, ein Knabe, der den Namen John Levy trüge, würde, wenn er unbeschnitten wäre, sich von Anbeginn in eine heikle Lage versetzt sehen. Vor Elizabeth tat sich ein neues Bild auf.

„Ich hab' gar nicht gewußt, daß du so jüdisch fühlst.“

„Wahrhaftig?“ fragte er.

Sie lächelte. „Ich selbst bekomme auch so atavistische Anfälle, wenn ich evangelische Hymnen höre.“

Er schüttelte den Kopf. Irgendwie war da ein Unterschied — ein Unterschied... Das Leben wurde für ihn verwirrender von Tag zu Tag. Klar hatte es niemals vor ihm gelegen, war es im Grunde niemals gewesen. Oft griff er sich jetzt an den Kopf. Wie ein Rad ging's darin herum. Neben der seltsamen Entfremdung von seinen Eltern und von den Freunden

seiner Jugendzeit und neben der Ruhelosigkeit seines Lebens mit Elizabeth spielte noch eine Tatsache mit, die sich immer mehr und mehr zuspitzte und der er sowohl als Mann wie als Psychologe das größte Gewicht beimessen mußte . . . Es war das eine schwierige und heikle Angelegenheit . . . Man konnte ihr weder mit Worten noch mit Taten beikommen; sie war einfach vorhanden . . . Elizabeth war überhäuft mit Arbeit und fühlte sich abends immer todmüde . . . Sie lebte in der verzweifelten Angst, wieder ein Kind zu bekommen . . . Wenn sie nach einer Gesellschaft nach Hause fuhren, fiel sie schon im Taxi in Schlaf. Wenn sie einen Abend daheim verbrachten, bat sie ihn immer in ihrer süßen und kindlichen Art, früh zu Bett gehen zu dürfen . . . Einmal sagte Arthur zu ihr:

„Aber Liebling, es ist ja rein, als seien wir gar nicht verheiratet.“

Sie verzog die Lippen. „Das verstehst du also unter Ehe?“

Er lächelte. „Du bist immer die gleiche kleine Puritanerin.“

Sie machte ein ernstes Gesicht. „In meinen Augen nicht, Arthur. Aber ich glaube nicht, daß diese Seite des Lebens mir persönlich viel gibt.“ Später bemühte sie sich sorgfältig, hie und da Gelegenheiten zu schaffen, sich ihm hinzugeben. Aber es nahm immer einen müden und freudlosen Verlauf . . .

Später fragte er sich oft, weshalb er sich nicht schon längst aufgelehnt hatte. Aber Elisabeth entwaffnete ihn immer mit ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Verständigkeit und ihren instinktiven Gefühlen. Sie war eine besondere Art Frau — jene gewisse Art, die an ihrem Mädchennamen hängt, immer tätig ist und die Ehe mehr als angenehme Kameradschaft ansieht, als tiefere oder gar tragische Vereinigung. Sie war ohne Tadel in ihrer ethischen Auffassung, und alles moderne Denken sprach für sie. Sie fühlte sich vollkommen im Recht, denn ihrer Auffassung der Ehe

stand die alte Geschlechtssklaverei der Puritaner mit ihrer grausamen Unterdrückung des Weibes, ihrem Abscheu vor Scheidung und ihrem fanatischen und scheußlichen Zwang gegenüber. Kein Wunder, daß die Frauen ihrer Rasse und ihrer Tradition sich dagegen auflehnten und dann bisweilen in Übertreibung verfielen. Kein Wunder. — Arthur wußte, sie würde aufs höchste entsetzt sein, wenn er dagegen Einspruch erhöbe; sie würde glauben, er protestierte von dem Gesichtspunkte jener alten puritanischen Auffassung der Ehe aus, durch die ihre Mutter gebrochen worden, und aus der Haltung des überheblichen, herrschenwollenden, andersgläubigen Mannes. Wie sollte er ihr klarmachen und vor allem sie überzeugen, daß das, was ihm vorschwebte, etwas vollkommen anderes bedeutete: eine dritte Art Zustand, um den es sich handelte, den er jedoch nicht genau in Worte kleiden oder beschreiben konnte. Alles, was er wußte, war, daß jüdische Frauen sich mit ihrer Lage zufrieden abfanden und sich nicht auflehnten gegen die herrschende Stellung des Mannes. Er kannte keine einzige, die sich nicht ohne Widerspruch in ihrer Sphäre zurechtgefunden hätte, und keine einzige, die nicht ihres Gatten treue und hochzuschätzende Beraterin gewesen wäre. Er kannte kein jüdisches Heim, in dem nicht die Kinder in Gehorsam und Hochachtung gegenüber beiden Eltern erzogen wurden und in deren Augen nicht beide Eltern einander gleich standen an Weisheit, Wert und Bedeutung. Und das war noch nicht einmal alles: irgend etwas Unwägbares, nicht zu Beschreibendes kam dazu. Wenn die Frauen der Juden älter wurden, behandelte man sie gefühlsmäßig mit einer gewissen, selbstverständlichen Hochachtung, als seien sie die Gefäße einer besonderen Begnadung oder Weisheit. Das ging oft so weit, daß er ernste und gelehrte Männer pflichtgemäß und sogar liebenswürdig dem inkonsequenten Geschwätz alter Damen hatte zuhören sehen, bloß, weil diese alten Damen ihre Mütter waren. Wahr-

haftig, er konnte es sich noch nicht alles erklären; er wußte noch nicht genug; er konnte sich nur auf Instinkt und oberflächliche Beobachtung stützen. Aber er wußte mit festester Sicherheit doch das eine, daß, wenn er sich in seiner Ehe mit Elizabeth enttäuscht fühlte, der Grund nicht darin lag, daß er gerne den älteren Generationen anglosächsischen Stammes geglichen hätte; er liebte weder die männliche Überheblichkeit verquickt mit der Ritterlichkeit der höheren Klassen noch die Brutalitäten der tieferen Schichten. Aber auf jeden männlichen Widerstand gegenüber ihrer Theorie oder Methode reagierte Elizabeth sofort mit einem Anfall wilder Wut oder Auflehnung — im ersten Falle wie im andern.

V

Ihr dritter Sommer neigte sich dem Ende zu. Elizabeth hatte mit ihrem Kind die Adams besucht, die eine große, landhausartige Unterkunftshütte im atlantischen Hochland besaßen. Arthur sah sich von zwei Patienten, die auf ihre Behandlung unter keinen Umständen verzichten wollten, in der Stadt festgehalten. Vielleicht wäre es ihm gelungen, sie zu beschwichtigen und auf diese Art loszuwerden, aber er wußte nicht recht, wohin gehen. Er hatte Elizabeth vorgeschlagen, sie sollten sich ein Stück Land in den Bergen oder an der Meeresküste kaufen, aber Elizabeth haßte Besitztümer, weil sie sie als Fesseln empfand. Sie liebte es, sich frei, ungebunden und unverwurzelt zu wissen. Sie fühlte sich überall zu Hause und brauchte keinen bestimmten Ort, um heimisch zu werden. Das Problem, wo den Sommer verbringen, blieb zwischen ihnen immer eine der vielen unerörterten Fragen. Die Orte, wo Leute, die Jones hießen, und Leute namens Levy nebeneinander in Freundschaft leben konnten, verschwanden schnell überall auf dem Land. Wo die Levys hinkamen, da zogen sich die Joneses zurück. Wohin die Joneses sich

zurückzogen, da waren die Levys ausgeschlossen. Die Joneses lebten allein mit ihrer Sippe, und die Levys mit der ihrigen. Arthur hatte, ganz unabsichtlich, daheim eine kleine Bibliothek von Prospekten aus Sommerfrischen angesammelt. Und in jeder stand so oder so unterstrichen und betont: hebräische Gäste würden abgewiesen... Sich Elizabeth im Hotel in Far Rockaway zusammen mit seinem Vater und seiner Mutter, die sich dort als alte, immer willkommene Gäste glücklich fühlten, vorzustellen, war er einfach nicht imstande; aber auch an andere Orte, zu denen sie selber Zutritt hatten, konnte er sich Elizabeth nicht hindenken. Wäre sein Name Cone oder Freefield gewesen — er lächelte bei der Erinnerung an seiner Schwester alte Qual — hätten er und Elizabeth etwa auf die Art, wie sich's der Neger vorstellt, den Sommer „verbringen“ können. Aber der Name Levy wirkt wie unauslöschliches Brandmal. Noch im vergangenen Jahr hatte Elizabeth zu Joanna Adams gesagt:

„Mir ist's wurst, aber ich seh' schon, wie sie mich rausschmeißen.“

„Aber doch nicht, wenn du dich als Elizabeth Knight ins Fremdenbuch einträgst“, hatte Joanna entgegnet. In einem ihrer plötzlich auftauchenden, abenteuerlustigen Einfälle hatte Elizabeth das Baby und seine Kinderwärterin zusammengepackt und war in ein elegantes Hotel nach Adirondak gefahren. Der Portier hatte ihr gesagt, sie brauchte sich nicht erst in die Fremdenliste einzutragen und könnte gleich ihre Zimmer beziehen. Dann aber war der Hoteldirektor gekommen und hatte Mrs. Levy gesagt, es läge ein Irrtum vor, die Zimmer wären bereits besetzt, sie möchte entschuldigen, daß er ihr andere anwies; und man hatte ihr ein kleines heißes Zimmer über der Küche gegeben. Sie war sofort abgereist. Eugen Adams war es, der Arthur den Vorfall erzählt hatte. Die beiden Herren hatten einander stumm angeblickt, dann hatte Adams widerwillig gesagt: „Eine vor-

übergehende Erscheinung, Nachwirkung des Kriegs.“ Arthur hatte das Gesprächsthema gewechselt. Er war anderer Meinung als Eugen, konnte es aber nicht beweisen. Er war zu Joe Goldmann geeilt, was damals selten vorkam, und hatte ihm die Geschichte erzählt. Joe hatte gekichert.

„Zum Teufel mit dieser vorübergehenden Erscheinung! Sie wiederholt sich mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks seit nun schon zweitausend Jahren. Alles andere ist sie, nur nicht: vorübergehend.“

Arthur hörte kaum hin, was dann Joe vorbrachte als Ursache der Erscheinung in wirtschaftlicher Hinsicht. „Schau’ mal her, Joe,“ sagte er, „du bist doch immer hinter einem Christenmädel her.“

Joes goldbraune Augen nahmen wieder den alten trübsinnigen Ausdruck an. „Das ist der Dorn in meinem Fleisch. Aber es sind das doch keine Damen. Ich heirate keine, wie du siehst . . .“

Die Hitze der ersten Septembertage hauchte über die Stadt hin wie aus einem brennenden Turm, als Elizabeth schrieb, sie käme nach Hause. Sie möchte Joanna gern, aber Gene und die andern Gäste in dem Schutzhaus in den Bergen hätte sie furchtbar satt. Auch wäre für das Baby der Ort nicht geeignet. Sie wußte wohl, daß Gluthitze in der Stadt herrsche, aber trotzdem führe sie heim. Ihre Gleichgültigkeit dem Kinde gegenüber war der Grund, wie Arthur später zu Bewußtsein kam, daß er sich verletzt fühlte und über sie ärgerte. Es war ihre Gewohnheit, ihm niemals genau zu sagen, wann sie ginge oder käme, als fürchtete sie, derlei wäre eine Art Anerkennung seiner Autorität. Sie nannte sein Benehmen, wenn er in solchen Fällen Besorgnis an den Tag legte, „Bevormundung“ — mit einem Lächeln, aber das änderte nichts: das Einander-Mißverstehen wurde dadurch nicht beseitigt.

An einem schwülen dunstigen Abend kam sie unerwartet, wie das ihre Gewohnheit war, plötzlich herein mit dem Kind und der Nurse. Sie küßte ihn flüchtig.

„Uch, rein zum Ersticken!“ Er fand keine Antwort, ging ins Nebenzimmer und sah nach seinem Söhnchen. Das Kind war erhitzt und greinte. Er kam zurück. Elizabeth hatte ihren Hut auf den Boden geworfen, lag in einem Lehnstuhl und fächelte sich mit einer Zeitung.

„Du kannst doch John nicht hier lassen, Elizabeth!“ Sein Ton reizte sie.

„So, meinst du, Arthur? Gut, schlag einen andern Ort für uns vor.“

„Ich wollte doch immer bauen oder einen Bauplatz kaufen. Du wolltest ja nicht auf mich hören.“

„Du weißt selbst, was das für Beschwerlichkeiten zur Folge hätte.“

Ihre Worte klangen versöhnlich; sie war nie zänkisch oder lange gereizt. Nur, so wollte es ihm scheinen, lag eine gewisse Härte in ihrer Stimme. Er war's jetzt, der den Druck der langen Monate abschütteln wollte.

„Es würde keinerlei Beschwerlichkeiten bedeuten, wenn du dir ein bißchen Zeit nehmen wolltest, deinen Pflichten als Gattin und Mutter nachzukommen, anstatt überflüssiges Zeug zusammenzufusseln. Ich möchte ein Haus in der Stadt haben und eins auf dem Lande. Ich bin krank bis in die Seele durch dieses oberflächliche Leben und diese albernen Gesellschaften mit den unaufhörlichen Verpflichtungen. Ich kann mich nicht genug wundern, daß John bisher so heil durchgekommen ist. Ich hab' dich so lieb wie je, Elizabeth, aber ich fühle mit tiefstem Ernst, daß du mir keine Gattin bist.“

Sie richtete sich auf. Ihre Augen wurden tiefdunkel.

„Da haben wir's: der alte Adam.“

Er hob seine Hand zum Protest.

Sie nickte. „Du hast recht, Arthur. Es ist das unser erster Streit, nicht wahr? Ich habe natürlich längst gesehen, daß du dich nur mühsam zurückhältst. Das ist hübsch von dir. Kein Zweifel. Und ich bin schrecklich betrübt. Aber das, was du willst, kann ich nicht tun.“

„Warum nicht?“

„Ich bin darauf nicht eingestellt, und alles in mir sträubt sich dagegen. Wenn ich meine Beschäftigung aufgäbe und nur für dich den Haushalt führte und mich um John kümmerte, würde ich mir unaussprechlich überflüssig und erniedrigt vorkommen.“

Er ging auf und ab. „Warum hast du dann eigentlich geheiratet?“

„Kann denn nicht eine Frau in Liebe leben, ohne zugleich so scheußlich zur Rolle eines Dienstaboten verurteilt zu werden?“

„In Liebe leben!“ Es gelang ihm nicht, den Spott aus seiner Stimme zu bannen. „Eben weil du kein richtiges Liebesleben hast, funktionieren die normalen Instinkte der Weibheit in dir nicht. Ich persönlich hätte keinen heißeren Wunsch, als mich häuslich zu betätigen. Ich wünsche mir ein Heim mit all den Verantwortungen, die damit verbunden sind. Ich will noch ein Kind haben —“

Sie sprang auf. „Und wenn ich meinen Beruf aufgebe und meinen Verkehr mit meinen Freunden — ich weiß, du hast sie nie recht gemocht — und meine Beziehungen und mich nur mehr um ein Haus oder deren zwei und um Kinder kümmere, was wird dann aus uns werden?“

„Ich verstehe dich nicht, Elizabeth.“

„Erwartest du vielleicht von mir, ich soll mich mit der Gesellschaft der Goldmanns und der Bergmanns und anderer deiner — uch — Kollegen und ihrer Frauen begnügen?“

„Jüdischer Kollegen, willst du wohl sagen.“

„Nein, Arthur. Ich geb' dir mein Wort; — wenigstens nicht im Sinne der Geringschätzung.“

Er biß sich auf die Lippen. Es hatte keinen Zweck, die Frage noch länger zu erörtern. Das hätte tiefe, ihm bisher unbekannte Abgründe vor ihm aufgerissen. Er hielt inne und ergriff ihre Hand.

„Bist du glücklich, Elizabeth?“

Tränen traten ihr in die Augen. Sie schüttelte den Kopf.

„Warum also nicht versuchen, meinen Plan zu verwirklichen?“

„Weil das die Lage nur noch hoffnungsloser gestalten würde.“ Ihre Stimme klang hart und doch sorgenvoll.

„Woran fehlt es zwischen uns, Elizabeth?“

Sie entzog ihm ihre Hand.

„An nichts.“ Sie lachte ein wenig müde und pathetisch auf. „An allem. Ich weiß nicht.“ Sie trat ans Fenster.

„Am besten, du schickst das Baby und die Nurse zu deiner Mutter nach Far Rockaway; sie wird sehr gut sein zu dem Kind. Ich glaube, ich sollte für eine Woche verreisen und Papa besuchen. Hast du was dagegen?“

„Natürlich gar nichts, Elizabeth. Aber was dann? Was später?“

„Ich weiß nicht. Kann's nicht sagen. Du bist immer hochherzig, Arthur. Laß alles beim alten. Willst du?“

Er stimmte ihr zu. Am nächsten Morgen telephonierte er seiner Mutter, worauf diese sofort in die Stadt gefahren kam, um sich ihres Enkelkindes zu bemächtigen. Als sie anlangte, war Elizabeth bereits abgereist. Mutter und Sohn vermieden eine nähere Aussprache.

„Du siehst so angegriffen aus, mein Junge. Warum machst du nicht einen Abstecher nach Boston? Hazel und Eli wünschen immer, du möchtest sie doch besuchen. Sie haben ein schönes Haus und ein feines Auto.“

„Ich glaube, ich werde es tun“, sagte er und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ich brauche eine Veränderung.“

VI

Die Sinzheimers wohnten in einer sonnigen Straße in Brookline. Es war eine neuangelegte Straße, und all die Häuser darin sahen neu und hübsch aus und waren trefflich ausgestattet mit modernen Errungen-

schaften jeglicher Art und großen geräumigen Gärten. Die Bäume, jung und hoch aufgeschossen, gaben wenig Schatten, und das glatte Trottoir zeigte keine Ritzen, und die Plachen über den Veranden, blau- und weißgestreift oder orangefarbig und weiß, sahen aus wie gestern erst gekauft; die kleinen, gut besprengten Wiesenfleckchen glänzten smaragdgrün trotz des septemberlichen Wetters. Jedes Haus in der Straße unterschied sich in seiner Form ein wenig von den übrigen. Aber jedem Beschauer mußte sich das Gefühl aufdrängen, daß diese äußere Verschiedenheit ein krampfhafter Versuch war, eine innere Gleichheit zu verdecken. Natürlich konnte das nicht gelingen, denn Vollendung kann immer nur Vollendung im einzelnen sein. Und vollendete Dinge kann man nicht variieren, ohne daß eines das andere schlägt.

Arthur war erstaunt über die große Freude, mit der man ihn empfing. Sein Schwager führte ihn zu seinem neuen Appersonwagen — war voll Begeisterung über das Auto, schwätzte über das Geschäft und sein Haus und über Arthurs wissenschaftlichen Ruf und über neue Grammophonplatten und über die Schönheit Lenores — sein und Hazels einziges Kind. Hazel, sagte er, sähe glänzend aus und schöner als je, nur sei er ein wenig unzufrieden wegen des Zustandes ihrer Nerven; um so mehr fühlte er sich glücklich über Arthurs Anwesenheit. Es müsse etwas geschehen für Hazel. Geld spiele keine Rolle. Er hätte fünfzigtausend Dollar im vergangenen Jahr glatt verdient, trotzdem man ihn „hingelegt“ mit einem großen Posten von Damenstöckelschuhen, die plötzlich, wie man es gar nicht ahnen konnte, außer Mode gekommen wären. Hinter all diesem frischen Geplauder erriet Arthur deutlich einen Mangel an innerem Frieden, und seine Wahrnehmung verstärkte sich noch, als Eli in recht krampfhafter Weise mit der Tüchtigkeit und Verlässlichkeit seines Schuhwarenverkäufers renommierte und sich ereiferte, wie glatt man, wenn man nur den Preis erschwänge, mit echt schottischer Ware

aus Kanada den Markt in Neu-England überfluten könnte... Sie gingen in das funkelneue Haus, und dort stand Hazel auf der Veranda — bildschön, wie Eli gesagt, wenn auch ein wenig mütterlich in den Formen geworden. Was bei ihr völlig verschwunden schien, war der lebendige schöne, schwertklingengleiche Glanz, der sie als Mädchen so ausgezeichnet hatte. Sie umarmte Arthur, und Tränen traten ihr in die Augen. Sie unterdrückte ein Schluchzen, und Eli warf seinem Schwager einen bedeutsamen Blick zu. Sie holte ihr kleines Mädchen herbei, ein dunkles, schönes, überaus jüdisch aussehendes Kind mit klaren, glutvollen, klugen Augen. Auch das Kind leuchtete förmlich auf, als es seinen Onkel aus Newyork erblickte, und hängte sich sofort mit stiller Zuneigung an ihn.

Arthur ruhte sich ein wenig aus und zog sich dann um in seinem luftigen Gastzimmer mit den Mahagonimöbeln, dem breiten Bett und den hübschen Vorleger-teppichen auf dem glänzend gebohnerten Fußboden. Das Zimmer war ein Modell der vornehmen modernen amerikanischen Innenarchitektur. Selbst der verwöhnteste Blick hätte hier und im ganzen Haus keine einzige falsche Note entdecken können. Arthur wurde dessen gewahr, als ihn Eli vor dem Diner durch alle Räume führte. Um die Wand von Lenores süßem weißen Zimmer lief ein Maxfield-Parrish-Fries; Elis und Hazels anstoßende Wohnräume waren diskret und mit bestem Geschmack möbliert und dekoriert; das Badezimmer ein Wunderwerk; die Wohnräume unten geräumig und würdig; die Dinge darin auserwählt und gering an Zahl. Das ganze Haus hatte trotz des unaufdringlichen Luxus eine gewisse Einfachheit und Herbheit, gemäß der Tradition Neu-Englands. Kurz: es war ein Bostoner Haus, und trotz des milden Wetters ging ein Hauch von Trostlosigkeit hindurch, der Arthur anmutete wie rauher Wind aus Räumen, die nie ein menschlicher Fuß betreten... Alles, was zum Innenbau gehörte, war steif und ab-

weisend für die, die darin lebten. Nichts brachte Liebe oder auch nur Vertrautheit hinein — keine Beziehungen zwischen Dingen und Menschen. Das Haus, so voll von Leben, blieb ein leeres Haus... Die Sinzheimers kampierten darin. Sie besaßen kein Heim; ihr Kind hatte kein Heim...

Das Diner begann mit gekühlten Weintrauben. Das Silber war auswärtiges Erzeugnis. Ein hübsches irisches Dienstmädchen ging leise aus und ein. Die Konversation blieb förmlich und zog sich hin. Alles eisig korrekt und tot. Gebratenes Huhn, französische Eiscrème, gesalzene Mandeln, die Speisen ohne Geschmack und spärlich. Eli sowohl wie Hazel neigten zur Korpulenz; ebenso die kleine Lenore. Sie aßen alle dieses schale, amerikanische Zeug ohne Genuß — wie aus Pflichtgefühl... Einmal, als das Dienstmädchen draußen war, sagte Hazel zu Arthur, ihr Gatte wolle immer dann und wann ins Haus seiner Mutter gehen, um dort zu essen. Sie selbst könnte die altmodischen schmierigen Gewohnheiten dort nicht vertragen. Außerdem würde man schrecklich fett durch solche Mahlzeiten. Es hätte sie schwere Mühe gekostet, Lenore zurückzuhalten, ins Haus ihrer Großmutter zu entweichen, um sich dort mit Pasteten vollzubampfen... Dabei betrachtete sie kritischen Blickes ihren strohtrockenen Bissen gebratenen Huhnes. Arthur wußte auf den ersten Blick, daß die arme Hazel beständig Hunger litt, der amerikanischen Sitte zuliebe, die „schlanke Linie“ zu behalten.

Nach dem Diner gingen sie ins Empfangszimmer, und Eli spielte auf der Victrola etwas von Wagner und dann das Geigensolo eines berühmten Violinisten aus „Kol Nidre“, und für ein paar Minuten kam Wärme und menschliches Gefühl in den Raum. Dann, als das Instrument verklang, war alles wieder vorbei. Plötzlich — Arthur wurde sich später nie darüber klar, wie es gekommen sein mochte — sprachen sie über die mehr und mehr anwachsende antijüdische Bewegung in Boston. Eli und Hazel besaßen keine

christlichen Freunde; ihre Nachbarn täten, als wäre man Luft. Wenn die kleine Lenore hinaus auf die Straße ginge, riefen die Mütter ihre Knaben und Mädchen sofort zu sich. Es wäre schrecklich. Arthur fragte Eli, ob seine Eltern ebenso zu leiden hätten. Eli lächelte. „Durchaus nicht. Sie leben gewissermaßen in einem Ghetto; mein Vater ist Vorsitzender einer jüdischen Gemeinde, und sie haben hübsche Zeiten.“ Plötzlich umgab etwas Freies und Natürliches Eli, als er diese Worte sprach. „Sie feiern das Passahfest in Glanz und Prunk und sehen jeden Freitagabend viele Gäste bei sich, und Papa fastet und vergießt Tränen am Versöhnungstag. Um die anderen scherzen sie sich keinen Pffifferling. Aber“ — seine Stimme wurde klanglos und gedrückt — „das ist nichts für Hazel und mich. Manchmal hab’ ich mir gedacht, es wäre ganz gut für Hazel, wenn sie dem Verband jüdischer Frauen beiträte; sie würde dort sehr feine Leute treffen. Aber Hazel hat ihre eigenen Ansichten in dieser Hinsicht.“

Arthur wandte sich seiner Schwester zu. Ein schmerzvoller, unzufriedener, kampfbereiter Ausdruck lag in ihren Mienen. Offenkundig hatte sie Hemmungen bestimmter Art. Irgend etwas Schreckliches — ein feines seelisches Gift, von dem Arthur nichts wußte —, mußte sich in ihrer Kindheit in ihr Gemüt eingeschlichen haben. Sie hatte einen so würgenden und tragischen jüdischen Minderwertigkeitskomplex in sich, daß sie ihr Leben psychisch nur ertragen konnte, wenn sie sich eine Überlegenheit über irgend jemand, ohne ihn deshalb zu verachten, innerlich zurecht machte, und dieser Jemand, den sie zu verabscheuen wagte, war niemand anderer als ihr eigenes Volk. So lebte sie, jüdisch mit allen Instinkten, in Elend und Einsamkeit dahin und fristete Leben und Gesundheit nur dadurch, daß sie alles in den Staub zog, wonach sie begehrte und was sie brauchte... „Die alte Geschichte“; dachte Arthur bei sich, „zuerst eine psychische Wunde und dann die Flucht vor der Außen-

welt, die Flucht vor *der* Wirklichkeit, aus der die Wunde stammt. Eine Art Verrücktheit, wie jede Flucht vor der Wirklichkeit.“ ... Freundlich fragte er Hazel, warum sie denn so fühle, wie sie sage.

„Ich kann die Juden nicht leiden; ich will, daß mein Kind als Amerikanerin erzogen wird. Alles andere kümmert mich nicht.“

Eli blickte traurig drein. „Du siehst, wie die Sachen liegen, Arthur. Ich tadle Hazel nicht, aber angenehm wird das Leben dadurch nicht besonders. Ich habe mir überlegt, ob ich nicht nach Newyork übersiedeln soll. Aber es geht nicht. Das Schuhgeschäft ist nun mal hier und hält mich hier fest.“

Gleich anfangs hatte Hazel Arthur nach Elizabeth gefragt. Jetzt wiederholte sie die Frage. Damals hatte er nur ausweichend geantwortet; jetzt stand er auf und trat zu Hazel. „Ich weiß nicht sicher, ob Elizabeth und ich noch lange beisammenbleiben werden.“ „Was? Arthur! Ich bin entsetzt! Und ich hätte sie so gern aufgesucht und kennengelernt.“

Eli machte ein bekümmertes Gesicht. „Hat sich Schlimmes begeben?“

„Nein, nichts“, sagte Arthur. Er hatte plötzlich das Gefühl der Erleichterung. „Nichts liegt vor, als daß sie eine Christin ist und ich ein Jude bin. Wir haben uns gern und verstehen einander intellektuell, aber die Grundlage unseres Lebens ist — nein, nein, nicht gegensätzlich — nur verschieden. Ihr kennt das Beispiel von den parallelen Linien, die sich niemals treffen. Noch ist mir die ganze Sache nicht völlig klar; ich hab's noch nicht ausgelotet. Dennoch kann ich das Gefühl nicht loswerden, ich sei nicht wirklich verheiratet. Mag sein, ich hab' unrecht; und da Elizabeth eine sehr moderne Frau ist und ich meinen Instinkten gemäß ein Mann nach altem Schlage bin, so mag das der Grund sein. Nur glaube ich nicht, daß diese Erklärung ausreicht. Die Wurzel steckt tiefer. Elizabeth hat nach meinem Gefühl als Jude kein Herz. Wohlverstanden: nur in diesem Sinne. Sie ist

eine glänzende Frau, und ich hoffe, sie wird später oder früher ihr wahres Glück finden.“

Eli stand auf. „Und wie steht's mit deinem Buben, Arthur?“

Arthur senkte den Kopf und fühlte, wie ihm seine Lider brannten. „Ich weiß nicht ... ich — weiß nicht.“ Nach jenem Abend drängten sich seine Schwester und sein Schwager und sogar das Kind der Beiden mitfühlend um ihn, als wollten sie ihn beschirmen vor Schlägen irgendeines schlimmen Schicksals. Etwas strömte von ihnen aus, das tiefer war als bloße Zuneigung. War es Gemeinsamkeitsgefühl aus unvordenklichen Zeiten? Drängen sich Geschöpfe, die immer den Stürmen der Erde preisgegeben sind, zusammen zu gegenseitigem Schutz? Er hätte es nicht sagen können. Er wußte nur: diese Stellungnahme seiner Sippe erwärmte ihn und machte sein Denken klar. Es erwärmte auch sie in ihrer Trostlosigkeit. Sie baten ihn, doch noch einen Tag zu bleiben, und dann noch einen. Aber die Patienten in Newyork drängten, und er selbst empfand eine traurig-traurische Sehnsucht nach Elizabeth — eine Sehnsucht, wie man sie fühlt nach dem Herbst, nach Abschiednehmen, nach einem Ende mitten in einem Fest — nach der Nacht am frühen Abend, nach dem Weh des Einsamseins ...

VII

Elizabeth war bereits zuhause, als er heimkam. Sie machte einen ausgeruhten und beruhigten Eindruck. Sie lehnte sich einen Augenblick an ihn, und er machte sich Vorwürfe, daß er bei dieser Umarmung das Vorgefühl eines Abschieds empfand. Das Kind war noch in Far Rockaway, und so waren sie allein beisammen wie einst in den Tagen ihres Sichfindens. Die Erinnerung an jene Zeit umgab sie mit dem Weihegefühl, das von den hellen, schwindenden Tagen des Herbstes erfüllt war ... Sie hatten zusammen

gespeist, und Elizabeth erzählte Arthur von den neu-
erwachten Eindrücken, die sie auf dem Lande emp-
fingen, und von der Umgebung ihrer Kindheit. Sie
meinte, sie möchte gern einen ruhigeren Winter als
sonst durchleben und einen Roman — eine neue Art
Roman über das jetzige Amerika — schreiben. Nicht
ein Buch der Kritik und des Protests, sondern eine
Art Idylle, in der das einfache Leben der protestan-
tischen Farmer von deren Anschauungen aus geschil-
dert würde. Im Mittelpunkt der Geschichte sollte ein
Mann stehen wie ihr Vater. Sie hob dabei das Haupt
in der stolzen, lieblichen, mädchenhaften Art, die nie-
mals ihre zauberhafte Anziehungskraft auf Arthur
verloren hatte, und sagte:

„Papa war so lieb und rührend in allem, was er
sprach. Er fragte mich, ob du und ich auch ganz und
gar glücklich wären. Ich vertraute ihm an, ich fürch-
tete, ich sei nicht die richtige Gattin für dich. Weißt
du, was er darauf geantwortet hat?“ Arthur schüt-
telte den Kopf. „Du mußt dich bemühen, deinem
Mann auf jede Weise zu gefallen — besonders als
Ehefrau.“ Ich wurde neugierig und fragte: Warum ge-
rade in *dieser* Hinsicht? „Weil“, sagte Papa — und du
hättest die vollkommene Unschuld und tiefe Über-
zeugung in seinen Augen sehen sollen —, „weil du
ihn auf diese Art Christus nahebringen könntest.“
Sie spielte mit einem Teelöffel und hob den Blick
nicht vom Tisch. „Erscheint dir das nicht geradezu
lächerlich?“

„Keineswegs. Es war schön gedacht von ihm.“
Sie blickte auf. „Ist das Leben nicht komisch? Papa
ist ganz wie Christus. Und was Geduld und Freund-
lichkeit und Milde im Urteil anbetrifft, so bist auch
du es. O ja, doch! Du bist es! Das Gefühl — ich hatte,
du weißt, Papa seit drei Jahren nicht mehr gesehen —
wie sehr ihr einander gleicht, überkam mich. Instinkt
bei dir und Überzeugung bei ihm. Ich weiß jetzt: *ich*
bin der Rebell und der Heide. Aber ich kann mir
nicht helfen.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann legte er seine Hand auf die ihrige.

„Was soll also jetzt geschehen, Elizabeth?“

„Ich weiß es noch nicht, Liebling! Empfindest du diese Ungewißheit als etwas Schreckliches? Es hängt das alles ein wenig — oder besser gesagt, mehr als ein wenig — von dir ab.“

Er zog seine Hand zurück. „Es steht mir nicht zu, ungeduldig oder unduldsam zu sein, Elizabeth. Ich weiß nur eins: ich hab' das Gefühl, als ob ich in einer großen Leere lebte. Und immer mehr und mehr will's mir scheinen, als ob viele Juden in einer solchen Leere dahinlebten. Was sie tun, ist: sie siedeln sich irgendwo an und gründen sich ein Heim ganz im alten Sinne und klammern sich daran und verbannen dadurch das Gefühl der Leere und des Nirgendwohingehörens. Ich empfinde denselben Trieb, aber es hat den Anschein, als widerspräche dir und deinen Instinkten solches Sesshaftwerden. Du bedarfst dessen nicht. *Du* lebst nicht in der Leere. Du gehörst nirgendwohin und tatsächlich überallhin. Wenn du dich zwingen würdest, äußerlich so zu handeln, wie ich es für mich wünsche — ich bezweifle, daß das Problem dadurch gelöst werden würde. Ich hab' so einen Schimmer von inneren Mutmaßungen, daß ich gar nicht wagen darf, sie mir selber einzugestehen. Sie sind so ausgefallen, daß du wahrscheinlich darüber lachen würdest — so ausgefallen, daß mein Vater und meine Mutter vermutlich glauben würden, ich hätte den Verstand verloren; meine jüdischen Kollegen würden es sogar bestimmt behaupten. Du siehst, ich bin noch unsicherer als du. Bei weitem, tatsächlich. Wer bin ich denn, daß ich ungeduldig sein dürfte!“

Sie blickte ihn voll Ernst an. „Ich bin ein ziemlich intelligenter Mensch, Arthur. Warum willst du mir nicht sagen, was in dir vorgeht?“

„Ich will es tun, sobald ich klar und deutlich sehe. Heute ist das noch nicht der Fall. Ich weiß noch nicht genug. Auch ich möchte einen ruhigen Winter durch-

leben; ich möchte einem Studium obliegen, das nichts zu tun hat mit Medizin oder Psychiatrie. Aber ich muß jetzt auf ein praktisches Problem zu sprechen kommen, das die Angelegenheit an der Wurzel berührt: Wie werden wir John erziehen?"

Sie nickte. „Dieselbe Frage hat auch Papa aufgeworfen. Aber ich ging darauf nicht ein. Er hat natürlich Angst, daß Johns Seele verlorengehen könnte. Nun, *wir* teilen diese Furcht ja nicht.“

„Ich doch.“ Er sah sie höchlichst erstaunt aufblicken. „Du, Elizabeth, bist geborgen, denn du lebst im Strom der Tradition, in der du geboren bist. Aber der Strom nimmt eine andere Richtung. Du glaubst nicht, was dein Vater glaubt. Die Denkungsweise ist verschieden, wenn auch der Strom an sich der gleiche bleibt. Du bist eine amerikanische Protestantin. Daß du anders denkst als deine Vorfahren, ist nur eine normale Verschiedenheit innerhalb der angeborenen Tradition der Rasse, des Blutes und der geschichtlichen Erfahrung. Ich hingegen und viele gleich mir haben zu leben versucht, als seien wir amerikanische Protestanten oder wenigstens etwas sehr Ähnliches. Aber wir sind es nicht. Und die echten amerikanischen Protestanten wissen auch, daß wir's nicht sind. So leben wir dahin in einem geistig leeren Raum. Der Pferdefuß ist, daß wir nicht einmal genau wissen, was wir sind. Aber um auf John zurückzukommen: ich wäre ganz einverstanden, wenn er als Teilhaber deiner Tradition aufgezogen würde und sich zu Hause fühlen könnte in seinem Vaterland und in einem Leben als protestantischer Amerikaner. Nur kann ich dazu nicht beitragen, ihn so zu erziehen. Und was noch schlimmer ist: sein Name ist nun einmal Levy, und je mehr er in Herz und Seele als protestantischer Amerikaner fühlen würde, desto häßlicher träte ihm das Leben entgegen in einer protestantisch-amerikanischen Zivilisation — wie es jedem gegenübertritt, der den Namen Levy trägt. Ich sehe das alles noch nicht ganz klar, aber ich sehe es.“

Ihre Augen weiteten sich. „Ich glaube, ich begreife, was du meinst, Arthur. Aber überschätzest du nicht das Vorurteil?“

„Nein; ich fürchte: nein. Dein internationaler literarischer Verkehr in Newyork ist nicht maßgebend.“

Ein Blick instinktiver, nicht niederzukämpfender Furcht trat in Elizabeths Augen. „Du willst doch nicht damit am Ende sagen, Arthur, daß du an die Möglichkeit denkst, John als religiösen Juden zu erziehen?“

Er antwortete nicht sofort.

„Sag mir, Arthur,“ wiederholte sie, „denkst du an dergleichen?“

„Es ist in mir noch nicht zum Entschluß gereift. Ich habe dir bereits gesagt, ich hätte nur so einen Schimmer innerer Mutmaßungen. Aber dein unwillkürliches Entsetzen bei dem bloßen Gedanken ist ungeheuer lehrreich und beredt.“

Sie raffte sich zusammen. „Das alles ist doch nur ein Albdruk. Können wir denn nicht rein menschlich sein?“

Arthur lächelte. „Was ist das: Rein-menschlich-sein? Nur ein Abstraktum. Zeig mir ein menschliches Wesen, das nicht innerlich und äußerlich eine besondere Art eines menschlichen Wesens und abhängig wäre — sogar im strengsten philosophischen Sinne — in seinem Leben von Anderen, die mehr oder weniger zu derselben Art gehören. Es gibt keinen Platz für artlose Menschen in der Welt. Und wenn du eine Kolonie außerreligiöser und übernationaler Philosophen und Weiser, männlicher und weiblicher, gründen würdest: ihr Stehen außerhalb der Religion und über dem Nationalismus würde ihre ‚Art‘ bilden und ihre innere Sippe; wir hätten damit das Familienband der Menschheit nicht zerrissen und nur einen andern Familienbegriff — einen großartigen, das geb’ ich gerne zu — dem hinzugefügt, was bereits existiert. Mit einem Wort: der Aufschrei ‚Laßt uns rein menschlich

sein' — der alte Sehnsuchtsschrei der Juden — bedeutet nichts und führt dich nirgendwo hin.“

Elizabeth lächelte. „Wie geistreich du doch bist, Arthur. Du solltest etwas darüber schreiben. Es wäre ein fabelhafter Aufsatz.“

Sie lachten beide herzlich.

„Du weißt, ich schreibe nicht. Und wenn ich's täte, was entstünde daraus Gutes für John?“

„Armer kleiner John“, klagte sie. „Aber denken wir nicht so feierlich und gescheit über die Angelegenheit. Ich glaube: alles wird sich von selbst auf ganz natürliche Weise ergeben. Wie Papa immer sagt: Gott ist gütig.“ ...

Ein paar Tage später kehrten die alten Levys in die Stadt zurück, und das Kind mit der Nurse kam heim. Der Sommer hatte bei dem kleinen Burschen gut angeschlagen. Er war lebhafter und kräftiger geworden. Er sah immer mehr und mehr Hazel gleich; seine Nase war so gerade wie die Elizabeths, aber in Hautfarbe und Ausdruck war er ein jüdisches Kind. Vor seinem Landaufenthalt war er nie lange bei seinen Großeltern gewesen. Er hing jetzt außerordentlich an ihnen. Er begehrte beständig nach seinem Großpa und seiner Großma. Elizabeth sagte mit einem Unterton von Bitterkeit:

„Natürlich ist er ganz verwöhnt. Deine Mutter hat ihn den ganzen Tag herumgeschleppt. Ich kann das natürlich nicht.“ John saß auf Arthurs Schoß. Elizabeth blickte beide an. „Du denkst dir wahrscheinlich jetzt, es wäre das meine Sache.“

„Nein. Das hab' ich mir nicht gedacht.“

„Was soviel heißen soll wie: Du wünschtest, John hätte eine Mutter, deren Angelegenheit es eben wäre.“

Arthur stellte das Kind auf den Boden. „Es ist doch sonst nicht deine Gewohnheit, Elizabeth, derartige rein weibliche Streitereien an den Haaren herbeizuziehen.“

„Gewiß nicht. Aber du tust so schrecklich überlegen.

Ich muß dir sagen, Arthur, es ist das eine jüdische Eigenschaft. Für John bedeutet es nur ein Glück, daß, wenn er zu Hause ist, sich nicht die ganze Welt um ihn dreht. Geh hinaus zur Nurse, John! Nein, du mußt deiner Mutter gehorchen! Geh hinaus! — Du siehst, Arthur, er ist bereits recht widerspenstig.“ Die Röte stieg ihr ins Gesicht.

„Was bringt dich so auf, Elizabeth?“ fragte Arthur ruhig.

„Ich weiß nicht. Ich bin betrübt.“

„Vielleicht, weil John dir, als du ihn heute zu Gesicht bekamst, einen besonders jüdischen Eindruck machte?“

Sie zerrte nervös an dem kleinen Taschentuch, das sie in der Hand hielt. „Mir scheint, du stichelst, Arthur. Das ist doch sonst nicht deine Gewohnheit! Am besten, ich gehe aus. Erwarte mich nicht zum Essen. Ich gedenke erst spät heimzukommen.“

Arthur saß bis tief in die Nacht am Bettchen des Kindes, schickte die Nurse in ihr Zimmer und beobachtete Stunde für Stunde den Schlummer des Kindes.

Er dachte nicht nach und grübelte nicht. Man hätte nicht sagen können, er sei erregt gewesen. Er brütete über dem Kind und über sich selbst. Er vergegenwärtigte sich seine eigene Kindheit mit all ihren Widerständen und gab sich Mutmaßungen hin, wie dieser kleine Junge sich wohl einst im Leben zurechtfinden könnte und zu den Hemmnissen stellen, die ihm eine feindselige und verwickelte Welt in den Weg legen würde... Er erinnerte sich, wie sehr er an seinem Vaterhaus gehangen, sah die Straßen und Marktplätze wieder vor sich. John hatte nicht einmal ein solches Heim, nur eine Wohnung, das Spechzimmer, einen Korridor... Aber vielleicht bedurfte er eines solchen Schutzgefühls und einer Zufluchtsstätte nicht; vielleicht würde er wie seine Mutter sich heimisch fühlen in der Welt... Heimisch in der Welt... Zu Haus in der Welt... Wie konnte man so

etwas bewerkstelligen? Seine eigenen Eltern hatten darüber Ansichten, die sich klar zu machen, Arthur niemals gelang. Seine Generation hatte den Begriff dafür verloren. — Er und Hazel und Joe, und auch Eugen und Joanna täuschten sich selber doch nur vor, sie hätten eine besondere Art Zuflucht in einem kleinen und begrenzten Gesellschaftskreis gefunden... Wo würde dereinst die geistige Ruhestätte seines Kindes sein?... Er hörte draußen an der Klinke rütteln. Elizabeth kam nach Hause. Er war froh, daß sie sich nicht sogleich mit dem Schlüssel zurecht fand. Es ließ ihm Zeit, unbemerkt in sein eigenes Schlafzimmer zu schlüpfen...

Achtes Buch

I

Der Winter 1921/22 war der ruhigste, den Arthur und Elizabeth bis dahin zusammen verlebt hatten. Elizabeth schrieb an ihrem Roman; sie arbeitete abends und oft bis spät in die Nacht. Eugen Adams, dessen Verlagshaus eines der bekanntesten in ganz Amerika geworden war, ermutigte sie und bat sie, alles andere beiseitezuschieben; er sagte ihr scherzend, sie möchte sich von ihm immer Geld geben lassen, falls sich Arthur knickerig zeigen sollte. Arthur prüfte sein Gewissen und durfte sich jedesmal ehrlich sagen, er würde echte Freude empfinden, wenn Elizabeth den Erfolg haben sollte, den Eugen erhoffte und kommen sah. Was war es also, das ihn so quälte an den langen Abenden, an denen seine Frau über ihrer Arbeit saß? Hatte er sich nicht selbst nach Ruhe gesehnt und die Zeit herbeigewünscht zur Beschauung seiner selbst und seiner Welt? Nicht das Ergebnis der Arbeit Elizabeths konnte es sein, das ihn beunruhigte; nein, die Arbeit selber war es. Im Anbeginn war sein Heim eine offene Tür gewesen und ein Kommen und Gehen für Andere, und jetzt war es eine Werkstatt. Aber war es denn nicht auch seine Werkstatt? So würde sofort Elizabeth schlagfertig geantwortet haben. Freilich wahr. Aber hatte das irgend etwas zu tun mit Ehe oder der Tatsache, daß Elizabeth eine Frau war und er ein Mann? Doch kaum. Vielleicht konnten zwei Menschen nicht so eng Seite an Seite in Behaglichkeit arbeiten, wo doch Stimmung und Tempo und Ziel beider Temperamente so verschieden waren. Zwei

Freunde, jeder unabhängig vom andern, hätten eine solche Lage noch als erträglich empfunden, aber verheiratete Leute waren nicht unabhängig voneinander und konnten es auch nicht sein. Selbst in der lockersten und modernsten Vereinigung, wenn bei einer solchen überhaupt noch ein tiefes Empfinden herrschte, ergab sich gefühlsmäßig gegenseitige Abhängigkeit. Feine seelischen Fäden liefen vom einen zum andern. Feine, aber feste. Der eine Teil oder der andere konnte an diesen Fäden zerren. — Arthur kam zu dem Schluß, daß er für sein Heim und sein Wirken eine Frau weder im hergebrachten noch im andern Sinne brauchte. Eine werktätige Genossin im Hause, eine tätige in jeder Hinsicht, auf die sich seine Nerven und seine Empfindungen verlassen konnten — ja, das wäre etwas anderes gewesen. So saß er da; die Verbindungstür zwischen den Zimmern stand offen, und das leichte Kritzeln von Elizabeths Schreibfeder oder das Rascheln ihrer Bewegungen oder ihr Aufseufzen brachte ihm durch das beständige leise Geräusch zu Bewußtsein, sie sei von ihm losgelöst und abgetrennt. War er denn nicht, wenn er über seiner wissenschaftlichen Arbeit saß, ebenso losgelöst und abgetrennt? Nein, nicht in gleicher Weise getrennt von ihr. Sein Herz war wachsamer als das ihrige. Es brauchte nicht immer beredt zu sein, aber es schlief niemals. Er arbeitete in erster Linie der Wissenschaft wegen, dann für Weib und Kind, und drittens, weil seine Eltern stolz auf ihn waren, aber niemals um dessentwillen, was Elizabeth Ehrgeiz nannte. Nicht, daß sie sich im Innern als werktätige Künstlerin gefühlt hätte, aber was sie im tiefsten Grunde zwang, sich in ihrem Beruf zu vervollkommen, war weder die Anziehungskraft dieser Kunst selbst, noch irgendein menschlicher Liebesdrang, sondern ein Gefühl, das man weniger Befriedigung hätte nennen dürfen als vielmehr eine Art Eitelkeit, und zwar eine solche, die sich selbst unbewußt bleibt. Was Elizabeth fehlte, wie so vielen Frauen ihrer Art und Zeit, glich in gewisser

Beziehung dem, was so vielen Juden fehlt: sie hatte als Frau einen Minderwertigkeitskomplex und strebte daher nach Compensation. Sie mußte aus innerem Zwang politisch wählen, schreiben, Erfolg suchen, tätig sein, — durfte sich keinen Augenblick der uralten Beschäftigung ihres Geschlechtes zuwenden. Das machte sie hart, denn weder der Rasse, noch der Tradition nach war sie damit belastet. Die Juden waren daran so gewöhnt, daß die Härte bei ihnen nicht so ausgeprägt erschien. Sie vergaßen niemals Vater und Mutter und Weib und Kind, so rücksichtslos sie auch gegenüber der Konkurrenz sein konnten. Hinter ihrer Härte schlummerte die uralte Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Dinge, ein paar fundamentale und einfache Begriffe ausgenommen. Arthur war seiner vollkommen sicher, daß er in keiner Hinsicht an Elizabeths Wirken als solches eifersüchtig dachte. Er war sich lediglich der Tatsache bewußt, daß ihre Tätigkeit ihn ausschloß — ihn und das Kind — aber niemals die seinige sie. Daraus entsprang eine widernatürliche Ungleichheit, eine fatale Störung des nötigen Lebensgleichgewichtes... Immer blieben seine Nerven ein wenig gespannt. Aber wenn Elizabeth nach Beendigung ihrer abendlichen Arbeit hereinkam, um ein wenig nach ihm zu sehen, verriet er niemals den wahren Charakter seiner Gedanken und Gefühle, denn er wußte gar wohl, daß dies zu nichts führen und sie nur reizen und vielleicht in ihrer Arbeit stören würde... Es hat keinen Zweck, etwas zu fordern, was nicht freiwillig gegeben wird. Was man erpreßt, kann nur ein Tribut sein, aber niemals ein Geschenk...

Er hatte sich für die langen Winterabende einige Bücher über jüdische Themen bestellt; hatte es mit einem seltsamen Gefühl innerer Scham getan. Aus Scham, sich seine eigene Unwissenheit auf diesem Gebiete eingestehen zu müssen. Er hatte seine Kataloge durchgesehen und aus ihnen fast aufs Geratewohl Bücher bestellt. Er wollte vor allem wissen,

ob solchen Werken in Wirklichkeit ein tiefer Wert zugrunde läge. Durch die Eindrücke seiner Umgebung beeinflusst, hegte er in dieser Hinsicht gewisse Zweifel. Er durchflog ein paar Bücher, die, wie er auf den ersten Blick sah, von talmudischem Wissen handelten, — unhistorisches und unwissenschaftliches Zeug, schlimmer als mittelalterlich. Das Alte Testament nochmals durchzuprüfen, fiel ihm nicht ein. Er verknüpfte damit die hoffnungslose Vorstellung von *koscher* kochen, — an sich nichts Schlechtes im Sinne der Hygiene, aber unwichtig. Schließlich wählte er eine englische Übersetzung von Graetz' Geschichte der Juden, — dicke rote Bände — schon äußerlich schwer und kaum zu handhaben und kaum lesbar. Ein deutscher Professorenstil schlimmster Art, dachte er bei sich, reizlos und salbungsvoll zugleich. Auch was den erzählerischen Aufbau anbelangt, erschien ihm das Buch wirr. Das Wissen um die früheren Zeitaläufe kam ihm äußerst gering vor, und anscheinend suchte Graetz den Mangel durch ganze Berge von Worten zu verdecken. Nur in den letzten Bänden traten Funken ehemaliger Größe zutage. Aber nichts wurde lebendig oder bedeutungsvoll. Alte unglückselige, längst verwehte Angelegenheiten... Bis dahin hatte er noch nichts von Zangwill gelesen. Jetzt nahm er die amüsanten Ghetto-Geschichten vor, aber er konnte zu seinem Bedauern nur feststellen, daß der Reiz in gewissen Zugeständnissen lag. Dann las er die „Träumer im Ghetto“ von demselben Autor und hatte dabei, auch wenn er das Romantische beiseite ließ, und trotz des rethorischen Schwunges und der damit verbundenen Überheblichkeit, schließlich die Empfindung reicher und großer Lebendigkeit. So also sahen die jüdischen Heroen und Philosophen und Heiligen der früheren Jahrhunderte aus? So war Uriel Acosta gewesen, und so lautete die Legende des Begründers der verachteten Chassidim? ... Er erinnerte sich, wie einst vor vielen Jahren sein Vater beim Erzählen einer Geschichte aus seiner

Jugendzeit voll Geringschätzung gesagt hatte: „Da war ä kleine Stadt dort voller Chassidim . . .“ Arthur, damals noch ein Kind, hatte daraus geschlossen, es müßten das arme und niedrige Leute irgendwelchen verächtlichen Ursprungs sein . . . Jetzt, wenn auch ganz wie aus weiter Ferne, sah er seinen Vater als den Träger einer großen Überlieferung — der Überlieferung eines langen, tief inneren Kampfes um das, was in Wahrheit das geistige Leben der Menschheit ausfüllt — eines Kampfes mit Märtyrern und Heiligen und Legenden und Offenbarungen. Aber all das reichte nicht weiter zurück als bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts . . . Arthur hätte gern gewußt, ob nicht jemals einer seiner eigenen Vorfahren mit dem „Herrn des Namens“, dem Baalschem, zusammengetroffen war . . . Ein Vorfahr von Elizabeths Vater war bei einer Predigt in den frühen Tagen von John und Charles Wesley von den Steinwürfen der Dorfbewohner verwundet worden . . . Fühlte er selbst jetzt allzu sentimental, da er mehr und mehr das Weh des Abgetrenntseins von Sippe und Stand empfand? Der Sicherheit und sogar der menschlichen Würde, daß eine Tradition das Gemüt freimacht, wurde er sich jetzt voll bewußt. Siehe den Fall Dawson mit seiner schottischen Tradition und den Elizabeths. Sie war natürlich nicht Methodistin, und ihre letzten Ahnen waren aus dieser Sekte ausgetreten. Dennoch wurzelte sie darin und zog Leben daraus; wenn sich auch etwas in ihr dagegen auflehnte. Eine Auflehnung mit innerem Schmerzempfinden. Die Auflehnung kostete sie etwas wie Herzblut; es lag ein heroischer Zug darin, denn das, wogegen sie kämpfte, war ihres Vaters Glaube und das Erbe im Blut . . . Die Juden seiner Generation besaßen nichts mehr, wogegen sie sich hätten auflehnen können. Es fiel ihnen leicht genug, sich den christlichen Rebellen anzuschließen. Und kein Zweifel, daß sie auf diese Art sich überaus nützlich betätigten. Doch das, wogegen sie sich auflehnten, war nicht ihr Eigen und

deshalb ohne wahren Wert... Sie blieben schrecklich armselig, diese jüdischen Männer und Frauen um die Dreißig... Unbewußt klammerten und schlossen sie sich an alles Jüdische in der Welt an oder was jüdischen Ursprungs zu sein schien: an die neue Psychotherapeutik, wie er es tat, oder an die Lehre eines Heils durch wirtschaftliche Umgestaltung, wie Joe Goldmann... Weder er noch Joe waren sich jemals der Tatsache bewußt geworden, daß eine solche Berufswahl oder Befolgung eines philosophischen Systems im Grunde jüdisch war, oder besser: eine tief menschliche Wahl gemäß dem inneren Streben der ureigenen Art... Auch die Denkmethode von Marx und Freud waren im Grunde jüdisches Denken... Der Richtung ihres Gedankenflugs folgen, hieß: zu tiefen Gewässern gelangen. Der letzte Schluß ergab, daß Juden wie er, die jede Tradition oder jeden Eigencharakter leugneten, in Wirklichkeit nur versuchten, etwas Unmenschliches aufzustellen, was keiner sonst zu unternehmen wagte... Kein einziger... Nicht der freieste Denker. Nicht der Allerbegeistertste. Männer wie Bertrand Russell und Henri Barbusse waren Pazifisten und Internationalisten und Revolutionäre, politisch und sittlich, und doch konnte man ihre grundlegenden Gedanken auf dieselbe Begriffsformel bringen. Aber diese Formel mußte mathematisch bleiben, unüberzeugend, kahl und tot. Was diese Männer glanzvoll und prophetisch machte, war das Fleisch, das Blut, das Wesentliche ihres Wirkens und die Schaukraft; und diese waren ewig englisch in dem einen Fall und unbeschreiblich französisch im andern. Und so wie der Künstler, um sich auszudrücken, sich eines bestimmten Mittels bedienen muß — des Wortes, des Klanges, der Farbe, des Marmors —, so wird in höherem menschlichen Sinne Ausdruck durch das Medium irgendeiner nationalen Kultur gegeben... Ausdruck ohne Mittel gibt es nicht... War bei seinen Freunden, dachte Arthur bei sich, die Voraussetzung die, daß sie Amerikaner waren?...

Elizabeth trat, wie gewöhnlich nach der Arbeit, als er gerade angestrengt darüber nachdachte, herein. Unvermittelt überfiel er sie mit der Frage:

„Elizabeth, bin ich ein Amerikaner?“

Sie war innerlich noch ganz bei ihrem Roman; wischte sich einen tintenfleckigen Finger an ihrem Haar ab.

„Was hast du da gesagt? Ob du ein Amerikaner bist? Natürlich nicht.“ Sie ging eine Weile auf und nieder; blieb plötzlich stehen. „Worüber haben wir gesprochen, Arthur? Ich bin ganz zerstreut. Ich war noch ganz versunken in meiner Geschichte. Sie geht gut vorwärts. Hast du mich nicht gefragt, ob du ein Amerikaner bist?“

„Ja.“

„Was für eine komische Frage! Hab' ich gesagt, du seist es nicht?“

„Freilich.“

„Ach, es fuhr mir nur so heraus. Natürlich bist du's. Ich bin so müde. Ich will mich schlafen legen. Gute Nacht.“

II

Tags darauf fand er keine Zeit mehr, etwas zu lesen oder nachzudenken. Immerwährend meldeten sich neue Patienten an, sämtlich Juden und Jüdinnen der jüngeren Generation: eine junge Frau, die ihren Gatten leidenschaftlich liebte, aber sich gänzlich unfähig fühlte, seine Gefühle zu erwidern... ein junger Mann, der seine Laufbahn als vielversprechender Schriftsteller begonnen hatte und dann mit einem Mal keinen vernünftigen Satz mehr zusammenbrachte... ein älterer Herr, der Verzweiflung und dem Selbstmord nah wegen einer hoffnungslosen Ehe und voller Hemmungen nach der üblichen amerikanischen Ansicht über das, was Ehe heißt (unter freidenkenden Amerikanern herrscht diese Ansicht längst nicht mehr), so daß er sich die einzige Erlösung und Hilfe nur noch von einem Psychiater seiner eigenen Rasse versprach... ein Mädchen, das die eigene Mutter

17 Lewisohn, Das Erbe im Blut

haßte und sich doch als einziges Kind an diese durch eine Kette des Mitleids gefesselt fühlte... In allen diesen Fällen sah Arthur sofort — oder glaubte zu sehen — das spezifisch jüdische Element: eine christlich fixierte Einstellung und den Zusammenbruch des ausgleichfindenden seelischen Mechanismus mangels angeborener Widerstandskraft und die Übermacht eines wesensfremden Sittengesetzes und das Problem der gesellschaftlichen Isolierung der Juden, die nicht Juden sein wollten... Er behandelte seine Patienten fast den ganzen Tag. Viele Abende brachte er im Hause seiner Eltern zu, da sie ihn gebeten hatten, ihnen in einer schmerzlichen und geradezu schrecklichen Angelegenheit beizustehen: Plötzlich, an einem dunkeln Wintertag, war Hazel mit ihrem kleinen Töchterchen unangemeldet bei ihnen angekommen. Mit vor Schluchzen erstickter Stimme hatte sie gefragt, ob Vater und Mutter sie aufnehmen wollten — sie und ihr armes Kind. Sie ginge niemals mehr nach Boston zurück. Sie hatte ihr Gepäck und das Kind im untern Stockwerk gelassen, war in ihr altes Zimmer gelaufen, hatte sich zu Bett gelegt und sich die Decke übers Gesicht gezogen. Mrs. Levy hatte sorgfältig vermieden, Genaueres aus ihrer kleinen Enkelin herauszubekommen, deren dunkle, traurige, frühreif weise Augen allen ihren Bewegungen folgten. Sie hatte eine Weile gewartet, war dann hinauf zu Hazel gegangen und hatte sich neben sie ans Bett gesetzt. Bewegungslos lag Hazel da, die Lippen geschlossen, so daß nur eine feine weiße Linie um den Mund sichtbar war. So hatte sie stundenlang dagelegen, und Mrs. Levy, hilflos und schließlich von Angst erfüllt, hatte Arthur telephoniert. Auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß Hazel bewußt und absichtlich ihre halb hysterischen Krankheitssymptome noch unterstrich, um der Notwendigkeit, eine Erklärung geben zu müssen wegen des Schrittes, den sie unternommen, enthoben zu sein, und um überdies ver-

schweigen zu können, was sie bedrückte. Er sagte ihr in aller Ruhe, daß er ihre Handlungsweise durchschaue, ohne sie deshalb im geringsten tadeln zu wollen; es käme das häufig vor bei sensitiven und impulsiven Frauen als eine Art natürlicher Zuflucht; er bat sie, sie möchte versuchen, sich zu entspannen, und ihr Herz ausschütten, denn worum es sich auch immer handle, sie hätte nichts von irgendwem zu befürchten. Er verpflichtete sich persönlich ihr gegenüber, daß ihr niemand Vorwürfe machen würde. Sie setzte sich plötzlich aufrecht. Ihre Augen blickten wild, und ihr Haar war zerrauft. Sie verkrampfte die Hände. Ein Wortschwall. Vorwürfe machen? Oh, sie dachte nicht daran, daß so etwas möglich sei, und lieber wollte sie betteln gehen auf der Straße, als sich wieder heimschicken lassen. Ein Heim? Sie hätte keins. Dieses entsetzliche Haus, in dem sie Abend für Abend allein gesessen — unsäglich einsam, wenn ihr Kind zu Bett gebracht worden! Eli wäre immer in Geschäften in der Stadt gewesen. Hätte das Auto genommen — nicht einmal das sei ihr geblieben — und wäre weggefahren. Als ob der Tag nicht lang genug gewesen wäre für Geschäfte. Anfangs hätte sie ihm geglaubt, er müßte Kundschaften ein Diner geben und ihnen die Stadt zeigen. Plötzlich aber hätte sie's wie einen Messerstich bis tief ins Herz empfunden. Warum, wisse sie nicht. Einem unwillkürlichen Antriebe folgend, hätte sie dann das Copley-Plaza-Hotel angerufen, wo Eli angeblich mit ein paar Herren dinierte. Ja, freilich, dort wäre er gewesen, aber seine Stimme hätte betreten geklungen, und wie von weitem, aber deutlich, hätte sie dazwischen das ausgelassene Lachen von Frauen gehört... Als er nach Hause gekommen, hätte er alle möglichen Erklärungen abgegeben. Zwei Kunden aus dem mittleren Westen hätten Frauen bei sich gehabt. Ihre Frauen? Nein. Das wäre ja eben der Grund gewesen, weshalb er sie nicht aufgefordert hätte, mitzukommen. Derlei Herren hätten nun mal die Gewohnheit, Dämchen

auf der Gasse aufzugabeln und sie als ihre Gattinnen im Fremdenbuch einzutragen. Gut, ob er denn in so bedrängter geschäftlicher Lage sei, daß er es nötig hätte, sich derartige Kunden warm zu halten? Er hätte darauf gesagt, das Geschäft ginge nicht mehr so gut wie früher, und die Herren bezögen für viele tausend Dollar Ware von ihm. Kurz, er versicherte, alle solche Händler und Großverdiener führten denselben Lebenswandel. Sein Vater könnte nicht für ihn einspringen, und er sei das einzige Mitglied der Firma, dem der Verkehr mit derartigen Kunden obläge. Hazel brach in Tränen aus. Sie hätte Eli geglaubt, Närrin, die sie gewesen sei, — hätte ihm geglaubt. In der verflossenen Nacht, am Samstag, sei er wieder spät nach Haus gekommen. Spät?! Um drei Uhr morgens! Natürlich hätte er bis Sonntag nachmittag durchgeschnarcht. Sie wäre in die Garage gegangen, um ein wenig auszufahren mit Lenore. Im Auto, gleich rechts neben dem Führersitz, hätte eine Damenhandtasche gelegen — eine ungeheure, scheußlich riechende Retikule, ganz vollgesogen von Patschuli, mit einem ungeheuren Lippenstift darin und einer Puderquaste und einer — einer — nein, sie könne den Namen dieses Gegenstands nicht aussprechen — Sache darin. Sie wäre zurück ins Haus geeilt und hätte ihn wach gerüttelt und ihm sein Betragen und die Schmach vorgehalten. „Scher’ dich zum Teufel!“ wäre seine Antwort gewesen. Da hätte sie ruhig ihre Koffer gepackt, das Kind genommen und den ersten Zug nach Newyork bestiegen. Hier sei sie jetzt. Und wenn man sie nicht haben wolle, werde sie auf die Straße gehen mit dem Kind. Das sei immer noch ein besserer Ort als das Haus in Boston. Sie ließ sich zurück in die Kissen fallen, verhüllte ihr Gesicht und schluchzte.

Arthur und seine Mutter wechselten einen Blick und verließen zusammen das Zimmer; gingen hinab ins untere Stockwerk.

„Was meinst du dazu, mein Junge?“

„So einfach ist die Sache nicht, wie Hazel sie darstellen möchte.“

„Glaubst du, daß Eli ihr untreu war?“

„Möglich ist es.“ — Arthur sah, wie das Gesicht seiner Mutter sich straffte und bleich wurde. — „Nimm es nicht so schwer.“ Er legte seinen Arm auf ihre Schulter. „Wichtig ist nicht, ob‘ er ihr untreu war, sondern ,warum‘.“

Mrs. Levy lächelte verzerrt. „Ach, ihr mit euern modernen wissenschaftlichen Ansichten! Hast du irgend etwas Schlimmes bemerkt, als du im Sommer in Boston warst?“

Arthur schüttelte den Kopf. „Nichts dieser Art. Aber ich glaube, wir sollten auch Eli anhören. Es gehört sich das. Inzwischen sag Papa, ich riete ihm, nicht gleich von Anfang an Empörung zu zeigen. Laß über die ganze Sache einen oder zwei Tage verstreichen und behandle Hazel ruhig und natürlich. Sie ist hysterisch selbstverständlich.“

In der Nacht wurde er abermals gerufen. Sein Vater hatte offenbar die Warnung nicht beherzigt: Hazel lag in Weinkrämpfen. Er gab ihr ein starkes Beruhigungsmittel und schärfte seinem Vater ein, sie freundlich zu behandeln.

„Worüm solchene schmutzige Sachen? Erstens glaub‘ ich’s nicht recht, ünd zweintens, warum nicht warten und drüber reden und sehen, wie’s ausläuft? So was ist nicht zum erstenmal passiert in der Weltgeschichte, wie du ja weißt. Ich will ka Scheidung haben in meiner Familie. Ä jüdische Trennung, wie in de alten Zeiten — gut, aber ä Skandal bei de Gojim und in die Zeitungen? Kann mir nicht passen.“

Arthur bat ihn, Geduld zu haben. Wahrscheinlich würde es so weit nicht kommen. Eli würde von sich hören lassen.

Sinzheimer ließ tatsächlich drei Tage später von sich hören. Er telephonierte vom Hauptpostamt aus; sagte, er würde sich abends einfinden, und bat insbesondere, Arthur möchte kommen. Mrs. Levy benachrichtigte

sofort ihren Sohn und fügte hinzu, Hazel hätte erklärt, unter keinen Umständen mehr mit ihrem Gatten zusammentreffen zu wollen. Arthur entließ seinen letzten Patienten, so schnell es ging, und erzählte Elizabeth den Vorfall. Sie sagte: „Armes Ding. Aber warum die Sache so hinausziehen? Sie kann sich ja scheiden lassen, und deine Leute haben doch Geld genug.“

Es kostete Arthur fast eine Stunde, Hazel zu überreden, es wäre nicht nur Pflicht, sondern auch gerecht, daß sie Auge in Auge ihrem Gatten gegenüberträte. Er mußte schließlich kategorisch werden.

„Wenn du's nicht tust, werde ich noch mehr als je überzeugt sein, daß im Grunde die Schuld auf deiner Seite liegt.“

Sie höhnte: „Die alte hübsche Gewohnheit von dir, immer und immer gegen mich Partei zu nehmen.“

Sie warteten auf Eli im Speisezimmer. Niemand hatte auch nur einen Bissen gegessen. Die Glocke schrillte, und gleich darauf erschien Sinzheimer. Er sah ganz verfallen aus und doch fest entschlossen. Er wollte Hazel küssen. Empört wandte sie sich ab. Er drückte seiner Schwiegermutter und Arthur die Hand. Mr. Levys Gesicht war grau und seine Miene abweisend. Eli setzte sich und seufzte und murmelte gereizt etwas vor sich hin. Arthur gab ihm eine Zigarre und zündete sich selbst eine an.

„Seien wir nicht gleich so schrecklich feierlich. Sag uns, wenn's dir paßt: wie denkst du dir die Sache, Eli?“

Sinzheimer suchte nach Worten. Lange Umschweife zu machen und sich in Feinheiten zu ergehen, läge ihm nicht. Plötzlich fuhr er heraus: „Ich glaub', Hazel ist nicht richtig erzogen worden.“

Mr. Levys Gesicht rötete sich ein wenig. Arthur, um die Situation zu retten, fiel schnell ein.

„Keiner von uns“, sagte er fest.

Sinzheimer warf ihm einen dankbaren Blick zu. „Ich sage jetzt absichtlich nicht,“ begann er, „ob das, was

sich Hazel denkt, wahr ist oder nicht. Ich glaube auch, daß es niemand etwas angeht, ob ich in der Copley Plaza aus Geschäftsgründen zu Abend gegessen habe oder nicht, nicht wahr? Ich will nur das eine sagen: ich hab' mich vereinsamt und elend gefühlt und zu Zerstreungen hingezogen, die ich weder liebe noch billige. Ich glaube auch nicht, daß Hazel selber gute Zeiten durchlebt hat. Nun, sie kann sich ja von mir trennen, wenn sie will. Ich liebe sie genau so wie früher. Aber es hat keinen Zweck zusammenzuleben, wenn nicht Hazel einwilligt, das Haus in Brookline zu verkaufen und sich einer jüdischen Nachbarschaft anzuschließen und mit meinen Freunden zu verkehren und — und — mehr Kinder zu haben —; ich möchte einen Sohn haben — und — und — na ja, eine jüdische Gattin, so wie ihre Mutter oder die meinige. Das ist alles. Wenn sie das tun will, so versprech' ich ihr, daß sie nie mehr Grund haben soll, sich zu beklagen. Niemals. Ich lieb' sie doch.“

Seine Stimme versagte. Seine Rührung unterdrückend, sog er herzhaft an seiner Zigarre. Alle blickten Hazel erwartungsvoll an. Sie war ganz klein und mädchenhaft geworden. Eli ging zu ihr hin und schlang den Arm um sie, und sie rieb die Wange an seiner Schulter.

„Und ich möchte, daß meine Kinder nach jüdischer Sitte erzogen werden, so wie ich's wurde, gleichgültig, ob sie gläubig sind oder nicht. Ich selber glaub' ja auch nicht viel.“ Plötzlich waren alle tiefgerührt und versammelten sich um den Tisch. Und Mr. Levy ging hinunter in den Keller, eine seiner letzten Flaschen Vorkriegs-Rheinwein heraufzuholen. Hazel schmiegte sich an ihren Gatten. Als die Gläser gefüllt waren, hielt sie einen Augenblick inne, bevor sie mit Eli anstieß. „Aber nicht wahr, wir werden uns einer anständigen Gemeinde anschließen? Ich kann diese Russen und Polen nicht leiden...“

III

Ein leises Furchtgefühl stahl sich in Arthurs Herz. Er ertappte sich plötzlich bei dem halbbewußten Gefühl, irgendein Mißgeschick abwehren zu müssen, wenn er diesen oder jenen Gegenstand auf seinem Schreibtisch berührte. Komisch, daß gerade er von einer nervösen Zwangsvorstellung befallen werden sollte! Er mußte sich sofort dagegen zur Wehr setzen. Die Ursache war leicht zu erkennen. Er und Elizabeth waren Freunde geworden. Seitdem hatte er sie nicht einmal mehr gebeten — weder durch Andeutungen noch durch abwartendes Benehmen —, sein Weib zu sein. Ihre Beziehungen zueinander waren weniger gespannt und natürlicher geworden. Ein anderer an seiner Stelle hätte sich anderweitig entschädigt. Arthur fühlte sich dazu nicht gedrängt. Wenn jemand mit einer Frau zusammenlebte und Beziehungen zu einer andern unterhielt, so galten derartige illegitime Verhältnisse in der Gesellschaft innerlich und äußerlich als anstößig und häßlich und grenzten an Gemeinheit. Mit dem Gesetz selber hatte das nichts zu tun, wohl aber mit gesellschaftlichem Feingefühl. Getrennt leben änderte nichts daran. Es kam lediglich auf die Treue an. Daß der richtige Mann mit der richtigen Frau zusammenlebte — das war die Hauptsache. Wenigstens für ihn. Er kannte die Verwirrungen im Leben der gegenwärtigen Zeit zu genau, als daß er sich ein Urteil über irgend jemand angemaßt hätte, aber er durchschaute auch scharf das Elend seiner Patienten und wußte, daß ein großer Teil von Leiden und Krankheit vermieden werden konnte, wenn die Menschen nur eine legitime Ehe weniger achten wollten und statt dessen ein harmonisches Verhältnis umso mehr. Besonders die Juden. Denn die Juden hatten nichts in Blut und Tradition, was innerlich der christlichen Ansicht von der Ehe als Sakrament entsprochen hätte; sie gaben vor,

Amerikaner zu sein, konnten aber zugleich nicht die Überzeugung aufbringen, warum sie sich gegebenenfalls nicht scheiden lassen sollten... Immer das Gleiche... Immer dieselbe Entdeckung, wohin man auch griff... Genau so, wie sich's mit dem Alkoholverbot verhielt. Oh, die Christen liebten es nicht, und viele Tausende brachen das Gesetz, und die helleren Köpfe leisteten Widerstand, gleichgültig, ob sie's brachen oder nicht. Aber gerade in diesem Brechen und Widerstande lag der springende Punkt zur Erkenntnis. Den Juden, wie auch immer sie sich stellten, blieb die ganze Sache gleichgültig. Sie hätten sich selbst entschlossen sagen sollen: Der Alkohol *ist* eine Gefahr gewesen — die Trink-Bars *waren* ein Übel für das amerikanische Volk. Es ist eine Notwendigkeit, das Verständnis dafür aufzubringen... aber das war für sie eine rein äußerliche und nebensächliche Angelegenheit. Für sie war niemals der Alkohol oder die Trink-Bar eine Gefahr geworden. In ihren Familien konnte sich keiner erinnern, jemals betrunken gewesen zu sein, und niemand war an Trunksucht zugrunde gegangen... Daß die Juden besser seien als andere Menschen, diesen Gedanken schob Arthur weit von sich... Aber sie waren verschieden, und tausend Übel entstanden für sie daraus, daß sie nicht klaren Auges diese ihre Verschiedenheit seit unvordenklichen Zeiten erkannten... Er konnte sich nicht ausmalen, jemals Elizabeth untreu zu sein, solange sie gesellschaftlich und moralisch Mann und Frau blieben. Daß Elizabeth ganz anders darüber dachte, wußte er. So, wie die Dinge standen, hätte sie ihm niemals Vorwürfe gemacht, wenn er ein Liebesverhältnis mit einer Andern eingegangen wäre. Scheidung haßte sie... Arthurs Treue empfand sie als etwas Gleichgültiges...

Ein Ereignis tragischer Art riß ihn aus seinen Grübeleien. Eine kleine Notiz in den Spalten der Zeitung „World“ traf ihn eines Morgens beim Frühstück wie ein Dolchstoß: Der glänzende junge Architekt Victor

Goldmann hatte in der verflossenen Nacht Selbstmord begangen. Er hatte sein Atelier in der Fiftyninth Street um neun Uhr abends verlassen. Der livrierte Liftboy hatte ihn gesehen, aber nichts Auffälliges in seinem Benehmen bemerkt. Um neun Uhr vierzig war er im Haus seines Vaters, Mr. Nathan Goldmann, erschienen. Er hatte einen etwas geistesabwesenden Eindruck gemacht und zum Erstaunen der Familie die Bemerkung fallen lassen, sein Atelier wäre nicht still genug, und er könnte dort keinen Schlaf finden. Man hatte ihm geraten, ins obere Stockwerk zu gehen, in eins der Schlafzimmer, und sich zur Ruhe zu legen. Er war daraufhin in sein altes Zimmer gegangen, und um elf hatte man einen Revolverschuß gehört. Als die Familie hinaufgelaufen sei, war er bereits tot gewesen; die Kugel hatte beide Schläfen durchschlagen. Er hatte keinerlei Andeutungen hinterlassen — wenigstens so viel man bisher wisse —, weshalb er die Tat begangen. Sein Vater und seine Mutter seien fassungslos vor Gram...

Arthur überflog den Bericht, rief vor seinem Hause ein Cab an und fuhr zu den Goldmanns. Er war mehr aufgeregt als bekümmert und in größter Sorge um Victors Eltern. Victor selbst war ihm immer mehr oder weniger gleichgültig gewesen. Er hatte das deutliche Gefühl, er müßte unbedingt hinter das Geheimnis kommen, weshalb Victor die Tat begangen. So als ob dieses Geheimnis auch für ihn selbst von größter persönlicher Bedeutung sei. Im Hause war alles totenstill und wie ausgestorben. Das Dienstmädchen, das jahrelang bei den Goldmanns angestellt war, erkannte ihn sofort und ließ ihn ein. Im Empfangszimmer saß Joe ganz allein, zusammengekauert und brütend, an einem Tisch; blickte nicht einmal auf.

„Du bist's, Arthur.“ Seine Stimme klang völlig ausdruckslos. „Die andern sind oben; die Mutter liegt im Bett, eine Wärterin ist bei ihr. Dein Vater geht auf und ab mit dem meinigen.“

„Und Victor?“

„Er liegt in seinem alten Zimmer. Nichts zu sehen, nur die Wunde. Du kannst hinaufgehen, wenn du willst.“

Arthur setzte sich. „Was war der Grund, Joe? Warum?“

Joe blickte endlich auf. Der gewohnte Ausdruck der Ironie und der Furcht war aus seinen goldbraunen Augen gewichen. „Ich grüble selber drüber nach. Geld hat er in Hülle und Fülle gehabt. Ein Weib war auch nicht im Spiel. Victor war immer so weiber-scheu, daß er sich nur mit lächerlichen Frauenzim-mern der gewissen Sorte einließ. Ich glaube, es war Ekel vor sich selber.“

Arthur riß sich zusammen. „Was bringt dich auf die-sen Gedanken?“

„Nun, nimmst du vielleicht an, Victor hätte nicht gewußt, daß ihn niemand leiden mochte, und daß die Menschen geradezu davonliefen, wenn er kam! Und doch konnte er sich nicht helfen: er mußte sie nieder-schreien und vor den Kopf stoßen. Er zankte sich herum mit den Leuten, die ihm Aufträge gaben; er raufte sich mit seinen Kollegen; hatte Auftritte sogar mit den Dienstboten und dem Portier. Es war etwas in ihm, was er niederschreien wollte — niederschreien mußte. Was das wohl war?“

Arthur legte seine Hand auf Joes Arm. „Was glaubst du, daß es war?“

Joe zuckte die Achseln. „Er kam vor ungefähr zehn Tagen zu mir in mein Zimmer und sagte, er wollte für den Frühling und Sommer nach Europa gehen. ‚Sehr gut‘, sagte ich. ‚Warum eigentlich?‘ Er schnarrte mich an wie gewöhnlich: ‚Ich weiß nicht, ob’s gut ist. Man trifft dieselben verdammten Juden dort, denen man hier den Rücken dreht.‘“ Joe schwieg einen Augenblick; dann fragte er: „Na?“

„Er wollte seine eigene jüdische Seele niederschreien“, sagte Arthur.

Joe sprang auf. „Du mit deiner jüdischen Seele immerwährend! Was ist das: eine jüdische Seele? Und

dann: warum mußte er seine jüdische Seele niederschreien? Außer bei gelegentlichen Gesellschaften ist er immer mit Juden zusammengetroffen, hat für Juden gearbeitet und mit Juden verkehrt. Es gibt bekanntlich genug Juden in Newyork. Aber ich weiß schon, was du sagen willst: Es sind das alles Juden, die ihr Judentum unterdrücken wollen. Aber wohin aus willst du damit? Es führt zu nichts.“

„Ich glaube doch!“ Arthur sprach langsam und unterstrichen. „Ich bin überzeugt. Natürlich wirkt sich die Ursache bei Jedem verschieden aus. Victor war krankhaft intensiv und ausgesprochen jüdisch. Er hat ausgesehen wie ein hübscher, dunkelhäutiger Araber, nicht wahr?“

Joe nickte, und seine Augen wurden feucht.

„Da hast du's. Und von seiner frühesten Kindheit an fühlte er schon aus der Atmosphäre, die ihn umgab, daß man, um glücklich und erfolgreich und annehmbar in der Welt zu sein, etwas sein muß, was er nicht war — etwas, was er nicht klar begriff oder verstand: nämlich ein angloamerikanischer Gentleman. Die Begabung zur Mimikry besaß er nicht. Er wurde innerlich irr; geriet von Sinnen; benahm sich laut und schreiend. Er fing an, sich selbst zu hassen und die eigene Sippe. Du hast ja auch gesagt, es sei Ekel vor sich selbst gewesen.“

„Ja, kann sein, kann sein“, sagte Joe müde. „Wir sind ein verfluchtes Geschlecht, ohne Zweifel. Schau mich an. Ich stecke in einer Liebesaffäre, die mich leiden macht wie einen Hund. Warum? Die Frau ist's nicht wert. Ich weiß genau, daß sie's nicht ist. Ich weiß, sie ist eine von der ‚Goldjägersorte‘. Ich weiß alles, was jeder mir sagen könnte. Und doch, und doch...“

„Heirat ein jüdisches Mädel!“ sagte Arthur.

Joe grinste einen Augenblick wieder wie sonst. „Aus *deinem* Mund ein netter Rat!“

„Jawohl, Joe. Eben aus *meinem* Munde. Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Ich glaube nicht, daß Eli-

zabeth und ich noch viele Jahre beisammen bleiben werden.“

Sie schwiegen beide eine Weile. Dann hörten sie Schritte die Treppe herunterkommen. Die Tür in die Vorhalle stand offen. Die Schritte kamen näher. Joe und Arthur wandten sich um und sahen Nathan Goldmann und Jacob Levy — zwei alte graue Männer jetzt, tiefgebeugt und eingehängt ineinander — herunter kommen. Sie bemerkten ihre Söhne nicht. Aufeinander gestützt gingen sie hinaus auf die Straße. Joe hielt die zitternden, ineinander verkrampften Hände in die Höhe:

„Zwei alte Juden. Es ist *Shabbes*; du weißt. Sie gehen in die *Schul* beten.“ Einen Augenblick traten ihm die Tränen in die Augen. Aber fast sofort faßte er sich wieder. „Soll's gehen, wie's geht, Arthur; trinken wir eine Tasse Kaffee.“ Sie gingen zusammen durch die Straßen, ohne viel zu sprechen. „Restaurants kann ich heute nicht vertragen“, sagte Joe. „Komm mit in meine Wohnung; ich will dort Kaffee für uns kochen.“ Joes kleine Behausung bot, als sie eintraten, einen unordentlichen Anblick. Joe machte sich sogleich mit seiner türkischen Kaffeekanne zu schaffen und erzählte dabei. „Ich kann nie den richtigen Schlaf finden, Arthur; schon lange nicht. Mich quält ein Gefühl der Einsamkeit, eine schreckliche bittere Verlassenheit. Drum lauf ich immer diesen Frauenzimmern nach. Ich bin verdammt viel übler dran, als du vielleicht glaubst. Das ist der Grund, weshalb ich mich in den Kommunismus stürze; große Massen von Kameraden um sich sehen, Männer und Frauen, keine Möglichkeit mehr, einsam zu sein! O Gott, bin ich verlassen.“ Ein Nervenschauer lief durch seine magere schwächliche Gestalt. Er drehte sich um und starrte Arthur ins Gesicht. „Zum Teufel! In die *Schul* können wir doch nicht gehen, du und ich; es ist doch unmöglich.“

„Gewiß nicht“, gab Arthur zu. „Das können wir nicht.“

„Was sollen wir also beginnen? Was?“

„Das erinnert mich an Elizabeth“, sagte Arthur, innerlich leise erstaunt über seine eigenen Worte. „Sie macht sich auch immer ein wenig über ihren Vater lustig und sagt: ‚Was sollen wir tun, um erlöst zu werden?‘“

„Komm mir nicht mit so verdammtem Zeug! Ich frag’ dich nochmal: Was sollen wir um Himmels willen anfangen?“

Alles, was Arthur darauf erwidern konnte, war: Er hätte seine Dienste einem jüdischen Hospital angeboten, und daß seine Tätigkeit dort nächsten Monat beginnen sollte und er auch nichts anderes tun könnte, als abwarten . . .

IV

Das Beth-Jehuda-Hospital ist ein weißes Gebäude, auf einem Hügel gelegen. Zweimal in der Woche ging Arthur für einige Stunden hin in seiner Eigenschaft als beratender Psychiater. Die Wärterinnen, die Ärzte, die Angestellten, die Patienten waren selbstverständlich lauter Juden. Das erste Mal in seinem Leben, abgesehen vom engeren Familienkreis, sah sich Arthur nur von Juden umgeben. Ein paar-mal fühlte sich etwas in ihm — etwas, das er erfahrungsgemäß immer scharf zu beobachten pflegte — abgestoßen. Was bedeutete das? Die alte, alte Furcht vor einer unbestimmten Gefahr, hervorgerufen durch die offensichtliche Zusammengehörigkeit mit Geschöpfen, die durch viele Menschenalter Gefahren ausgesetzt gewesen? Das Gefühl war ursprünglich und als solches stark und ausgeprägt. Moderne Juden pflegten es auf die verschiedenste Art zu verbergen. Sie redeten sich ein, sie sähen nicht aus wie Juden, oder hätten zumindest keine jüdischen Eigenschaften. Es konnte auch kein Zweifel herrschen, daß die Juden als Masse abstoßende Eigenschaften besaßen — wie

alle Menschen als Masse betrachtet. Nur erschienen diese jüdischen Eigenschaften — und waren es auch tatsächlich — mehr ins Auge springend, weil sie abstachen von denen, die man in einer überwiegend nicht-jüdischen Welt erwartete. Auch — und das war der schärfste Stachel — befürchtete man, diese Eigenschaften zu teilen und einen ebenso häßlichen, ungünstigen Eindruck in einer mit Antipathie geladenen Welt zu machen...

Dr. Herz, der Leiter der Anstalt, hatte die Gewohnheit, bei den Zusammenkünften des Ärztestabes in Parabeln zu sprechen. Ein blutjunger Arzt, der soeben erst von der medizinischen Fakultät Harvard gekommen war, stellte die Frage, ob man denn nicht etwas dagegen tun könnte, daß die weiblichen Patienten so jammerten und schrien. Das erwecke einen schlechten Eindruck in der Nachbarschaft. Dr. Herz machte eine langsame Kopfbewegung, so, als wollte er seinen Bart von irgendeinem Hindernis befreien.

„Nennen Sie's ‚Schielen durch falsche Brillen‘, Doktor Gerson, und Sie werden sofort sehen, daß Sie damit den Nagel auf den Kopf treffen. Wissen Sie, was einmal ein amerikanisch-jüdischer Gentleman so gelegentlich tat? Eine irländische Dame von fünfundvierzig Jahren kam einmal zu ihm — die Frau eines, sagen wir mal: von Erfolg gekrönten Unternehmers. Sehr korpulent. Sehr von sich eingenommen und schwerbehangen mit Diamanten. Keine Handschuhe an. Und die Finger bedeckt mit Brillantringen. Innerlich lächelte der amerikanisch-jüdische Gentleman leise überlegen. Gleich darauf kam eine jüdische Dame herein. Man hätte sie genau so beschreiben können wie die Irländerin — abgesehen vielleicht von der Hautfarbe. Ihr Gatte handelte mit Mänteln und Kleidern. Der amerikanisch-jüdische Gentleman wurde rot vor Wut und sagte sich in seinem Herzen: ‚Himmel, wie ordinär!‘“ Dr. Herz stand auf. „Denken Sie über diese Anekdote nach, Dr. Gerson. Sie enthält den Schlüssel für alle Ihre Bedenken. Aber unter

keinen Umständen“ — sein Gesicht wurde ernst — „darf etwas gegen das Klagen unserer alten Patientinnen geschehen. Auch unsere Mutter Rachel hat gewehklagt.“

Immer tieferen Einblick bekam Arthur bei seinen Besuchen im Hospital. Er blieb jedesmal länger und länger dort. Das Gefühl eines gewissen Friedens zog ein in sein Herz — ein Gefühl der Erleichterung und des Geborgenseins. Er erinnerte sich natürlich der extremen Freudschen Theorie, daß kein menschliches Wesen jemals die seelische Erschütterung bei der Geburt verwinden kann, und daß all unser menschliches oder physisches Suchen nach einem schirmenden Dach nichts anderes sei als ein dunkler Trieb, zurückzufinden in den Schutz des Mutterschoßes . . . Niemals vergaß er seinen eigenen Abscheu vor jeglicher Vergesellschaftung; er kannte die Gefahr aller Herdeninstinkte . . . Nein, in seinem Sichheimischfühlen im Hospital lag etwas Edleres verborgen — ein Niederschlag von etwas höher Menschlichem . . . Wenn bei einer Ärzteversammlung ein Streit ausbrach, so blieb es immer nur ein Streit über allgemein-menschliche Angelegenheiten. Man erwog nicht erst lange mit Spitzfindigkeit, ob der Soundso ein Christ oder ein Jude wäre . . . Man brauchte keinen Unterschied bei den Patienten zu machen und lief nicht Gefahr, in schiefen Verdacht zu kommen . . . Hier, unter Juden, konnte man in höchstem Grade menschlich sein. — Man wurde nicht hin und her gerissen von Instinkten der einen oder andern Gruppe und durfte ohne psychische Reibung — wie kam's, daß diese Redewendung Arthur plötzlich wieder einfiel? — menschlich, natürlich und normal bleiben. Die Freiheit dieser jüdischen Gemeinschaft lag für einen Juden in ihrer Unkompliziertheit und in ihrem Zurückführen aller Verworrenheiten auf die einfacheren Kompliziertheiten, wie sie im Leben des Menschen vorliegen . . . Je freier jüdisch jemand war, um so weniger bewußt und im jüdischen Sinne gelähmt sah er sich gezwun-

gen zu sein ... Arthur war erstaunt über die verhältnismäßige Einfachheit dieser Wahrnehmungen ... Warum, zum Teufel, ließ sich das alles nicht verallgemeinern? War es nicht klar wie die Sonne, wenn man schon den Gedanken weiterspann, daß ein Neger in einer Welt von Negern sich als ein freieres und edleres menschliches Geschöpf geben konnte, als wenn er sich gezwungen sah, meilenweit gehen zu müssen, um Eintritt zu erlangen in ein Gasthaus oder in ein Theater? Wären die Juden den tausend Quälereien, die ihr ganzes Leben so bitter gestalteten, noch länger ausgesetzt, wenn sie die christliche Welt nicht mehr brauchten? ...

Er besuchte das Hospital noch gar nicht lange Zeit, da fühlte er bereits bisweilen ein paar dunkle, seltsam klare und halb spöttisch blickende Augen auf sich ruhen. Es waren Augen, so wollte es ihm scheinen, deren Blick auszuhalten er sich noch nicht reif fühlte — vielleicht niemals dessen fähig sein würde; sie gehörten dem Repräsentanten einer großen, über die ganze Welt verbreiteten orthodoxen Vereinigung, die ein administratives Interesse an dem Hospital hatte und mit bedeutenden Geldmitteln daran beteiligt war. Es waren die Augen Reb Moshe Hachohens, eines Mannes, der einen vornehmen, seidenen Kaftan mit Samtaufschlägen trug, dessen glänzendes Schwarz scharf hervorgehoben wurde durch das Blütenweiß seiner linnenen Wäsche; er nahm niemals seine Kopfbedeckung ab, sprach ein fehlerloses und gewähltes Englisch; und die saubern Newyorker Wärterinnen sprachen ihn immer mit Reb Hachohen an ... Arthur wich ihm geflissentlich aus, aber eines Tages, als er gerade die Stufen des Hospitals herunterschritt, sah er sich gefangen. Reb Hachohen stand neben ihm.

„Doktor Levy?“ Arthur verbeugte sich. „Ich habe Sie schon lang beobachtet. Etwas in Ihrem Gesicht ist mir aufgefallen. Ich glaube, wir gehören zur selben *Mishpocheh* (Familiengemeinschaft). Sie kennen doch den Ausdruck?“

Die Stimme Hacoheus klang mild und doch zugleich bestimmt.

Arthur nickte. „Ja, hie und da schnappe ich eine ziemliche Menge der geläufigeren Ausdrücke dieser Art auf.“

„Zu Hause hören Sie sie nie?“

„Sehr selten.“

Hacohen brummte etwas vor sich hin. „Ja, ja.“

Sie gingen dann die Straße entlang. Arthur suchte krampfhaft nach einer Ausrede, nach Hause gehen zu müssen, aber es gelang ihm nicht, denn unhöflich Hacohen gegenüber wollte er nicht sein. Hacohen brummte wieder etwas vor sich hin; fragte dann:

„Würden Sie mir nicht den Namen Ihres Großvaters nennen?“

„Ephraim.“

„Und wo hat er gelebt?“

„In einer deutschen Stadt, Insterburg genannt.“ Arthur fühlte, wie Hacohen ihm die Hand auf den Arm legte.

„Dann heißt Ihr Vater Jacob und ist der jüngste Sohn Reb Ephraims und ist nach Amerika ausgewandert?“

Arthur warf einen Blick auf das Gesicht neben ihm. Es war ein ernstes und feinfühliges, kraftvolles Gesicht; die Haut sehr blaß, der kleine Bart tief-schwarz, und die Lippen scharf rot. Ein strengblickendes Gesicht. Und doch leuchtete durch die Strenge eine gewinnende Freundlichkeit. Arthur empfand eine Art Ehrerbietung vor diesem Gesicht.

„Sie sind gut unterrichtet, Reb Hacohen.“

Der Andere nickte. „Ich habe die jungen Krakauers im vergangenen Jahr in Breslau getroffen. Haben Sie schon einmal von ihnen gehört?“

„Mein Vater sprach vor längerer Zeit von einer Schwester, die in Breslau lebe. Ich glaube, der Name ihres Gatten war Krakauer.“

„Es ist also so, wie ich dachte. Gut. Die Mutter Ihres Großvaters hieß Braine, und deren Vater war Reb

Eliezer Hacohen, ein sehr angesehener und gelehrter Mann. Sie selbst sind Reb Eliezers Ururenkel. Dieser Reb Eliezer besaß einen jüngeren Bruder, der, wie ich, Moshe hieß. Und ich bin der Urenkel Reb Moshes — Friede sei mit ihnen allen, Friede!“

Das Bild, das vor Arthurs innerem Auge auftauchte, war eine Szene, die weit zurücklag. Er hatte mit Charles Dawson zusammen auf dem Campus der Columbia-Universität gestanden, und Charles Dawson hatte leichthin und humorvoll und doch mit einem gewissen ernsten Unterton erzählt von den Dawsons of Inverness und von dem Clan, dem sie entstammten, und von dem Tartan — dem schottischgewürfelten Seidenband —, das zu tragen sie berechtigt seien; und Arthur war sich dabei vorgekommen wie nackt und ausgestoßen in frierender Blöße in der Welt. — — Jetzt wandte er sich an Reb Hacohen und streckte ihm die Hand entgegen.

„Was Sie mir da erzählen, interessiert mich außerordentlich. Ich freue mich sehr, das jetzt zu wissen.“

Der andere ergriff seine Hand und drückte sie leicht, aber voll Wärme. „Ich muß Ihnen auch noch von einer Spaltung berichten, die in unserm Hause stattfand. Mein Urgroßvater trat den Chassidim bei. Sein älterer Bruder, Reb Eliezer, ein gelehrter Talmudist, der seine Abstammung von großen Scholastikern und frommen Männern des Mittelalters herleitete, erblickte darin eine Schmach. Sie wissen doch, wer die Chassidim sind?“

„Nur ganz verschwommen; ich habe erst kürzlich ein bißchen in Büchern darüber gelesen.“

Reb Hacohen wiegte leise den Kopf. „Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen. Die Chassidim, die Frommen oder Heiligen, nannten ihre talmudischen Gegner *Mithnagedim*. Einst kam ein Mann zu einem chassidischen Rabbi und fragte: ‚Wenn der Messias erscheint, wird er ein *Chassid* sein oder ein *Mithnaged*?‘ Auf der Stelle antwortete der Rabbi: ‚Ein *Mi-*

thnaged. Denn wäre er ein *Chassid*, so würden die *Mithnagedim* nicht an ihn glauben. Aber die *Chassidim* werden ihn annehmen, welchen Ursprungs er auch immer sei.“

Arthur blickte in das ernste, geistvolle Gesicht neben sich. „Sind auch Sie ein *Chassid*, Reb Hacoheh?“

Ein überaus gewinnendes Lächeln stahl sich langsam über Hacohehs Gesicht. „Ich bin ein *Chassid*, mein Sohn. Und jetzt werden Sie mich wahrscheinlich in Ihrer amerikanischen Art fragen, ob ich an das Kommen des Messias glaube?“

„Stimmt.“

„Ich glaube, daß werktätige Liebe Schritt für Schritt eine bessere Welt — eine Welt der Brüderlichkeit und des Friedens aufbauen wird. Wenn diese Welt vollendet dasteht, wird der Messias unter uns weilen. Bezweifeln Sie das?“

Arthur lachte und schüttelte den Kopf. „Nein, keineswegs, Reb Moshe.“

„So verhält sich's. Wir müssen Liebe üben und uns nicht fürchten. Ein alter chassidischer Ausspruch lautet: ‚Die Furcht in den Herzen der Menschen ist es, die Mauern aufrichtet gegen das Licht.‘ Aber ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten.“

„Aber keineswegs. Bitte!“

Reb Hacoheh wiegte leicht den Kopf. „Leben Sie wohl. Und *Shalom* — Friede — sei mit Ihnen.“

V

Sie trafen sich bisweilen und unterhielten sich miteinander, aber ihre Gespräche waren immer nur kurz und nicht so ernst wie das ihrer ersten Begegnung. Reb Moshe erzählte Arthur von den weiten Reisen, die er gemacht; er hatte jüdische Vereinigungen in Persien, im Kaukasus und in Nordafrika besucht. Seine letzte lange Reise war nach Rumänien gegangen, wo die Juden aufs schrecklichste verfolgt und

bedroht wurden. Arthur hatte bereits mancherlei über Pogrome dort gelesen und war ein wenig erstaunt über Reb Moshes zwar sorgenvolle, aber gänzlich ruhige und fast geschäftsmäßige Haltung. Er sagte es ihm ganz offen. Reb Moshe erwiderte: „Die meisten westlichen Juden benehmen sich wie wohlwollende Christen. Sie sind erstaunt, daß ihren Gefühlen nicht Rechnung getragen wird. Sie fangen bereits an, ihren Weltkrieg zu vergessen, aber wir aus dem Osten sind uns immer bewußt, daß wir in einer barbarischen Welt leben — in einer lieblosen, unseligen Welt. Was können Sie da anderes erwarten?“

Wiederum, wie beim ersten Mal, schritten sie nebeneinander dahin. Ein scharfer Wind wehte und machte die Unterhaltung schwer. Dunkelheit senkte sich hernieder, und die Straßenlampen wurden angezündet. Arthur hätte am liebsten den nächsten Weg nach Hause eingeschlagen, aber es ergab sich keine Gelegenheit; der Rhythmus der Schritte hielt ihn auch innerlich im Bann. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl einer wirklichen Begleitung, so, als ob Jemand an seiner Seite wäre, der im tiefsten Sinn des Lebens ihn unterweisen könnte. Und doch lag durchaus nicht etwas Mystisches oder Geheimnisvolles in dieser Empfindung. In mancher Hinsicht war Reb Moshe unwissend, was aber Arthur keinen Augenblick als moderner Mensch und Mann der Wissenschaft als etwas Gering-zu-Schätzendes fühlte. Auch wenn Reb Moshe schwieg, ging von ihm etwas aus wie geistige Läuterung und Sicherheit aus Quellen, die jenseits liegen von Verstandestätigkeit... Endlich blieb Arthur stehen. Elizabeth war vermutlich jetzt abends zu Hause. Sie pflegte niemals auf ihn zu warten; sie hielt das für eine Art Freiheitseinschränkung. Deshalb hatte er sich angewöhnt, immer pünktlich zu sein... Er blieb stehen. Reb Moshe wandte sich zu ihm.

„Wir haben uns wunderbar ausgesprochen.“ Arthur

lächelte unwillkürlich. Reb Moshe fuhr fort: „Ein alter Satz lautet: Der Weg wird niemals durch Rede und Bücher mitgeteilt, sondern immer nur von Seele zu Seele.“

Arthur schüttelte verwundert den Kopf. „Wie kommt es, daß ich niemals von so erstaunlichen Dingen gehört habe, wie Sie sie immer berichten? Nicht einmal von meinem Vater.“

Ein verschmitzter Ausdruck trat in Reb Moshes Augen. „Sie sind wahrscheinlich besser bewandert in den Aussprüchen eines gewissen Rabbis Jehoshua von Nazareth. Nun, auch er hat etwas gesagt über die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel, nicht wahr? ...“

Elizabeth hatte sich eben zum Essen gesetzt, als Arthur eintrat. Sie sprang auf und küßte ihn auf die Wange. „Arthur, mein Buch ist fertig. Ich werde es morgen zu Gene bringen.“ Seit Wochen hatte sie ihn nicht mehr geküßt. Er blickte sie an; er hatte die Empfindung, als sei sie weit weg von ihm — so wie am anderen Ende eines hell erleuchteten und unendlich langen Hohlwegs, der zwischen ihnen lag. Und dies Gefühl verwundete sein Herz. Er zwang sich, interessiert und überaus entzückt zu erscheinen, aber noch während er sprach, war es seltsamerweise, als zöge sich Elizabeth wieder von ihm zurück — so, als ob sie sich plötzlich erinnerte, irgend etwas vergessen zu haben, oder den Impuls bedauerte, mit dem sie ihn begrüßt hatte. Ein Schweigen befiel sie beide — eine schmerzliche Stille unausgesprochener Gedanken und Hemmnisse. Endlich sagte Elizabeth, sie wolle zu Prouts gehen, um sich mit ihnen zu beraten; sie hätte versprochen, hinzukommen, sobald der Roman fertig wäre. Und das sei, Gott sei Dank, jetzt der Fall. Ob Arthur mitkommen wolle? Er blickte ihr tief in die Augen.

„Ist das dein Ernst, Elizabeth?“

Sie hob den Kopf in ihrer gewohnten Weise; offen und ehrlich war sie immer gewesen. „Es tut mir leid,

Arthur, aber lieb wär mir's eigentlich nicht. Innerlich muß ich mir sagen: die Schuld liegt nicht ganz auf meiner Seite. Es will mir scheinen, als interessiertest du dich nicht mehr für das, was dir früher am Herzen lag. Ich glaube, du bist dir selber nicht im klaren darüber, wie sehr du dich zurückgezogen hast.“

„Ich?“

Sie unterdrückte ein Frösteln. „Immer denkst du an das? Echt — —“

„Echt jüdisch?“ beendete er für sie den Satz.

Sie lehnte sich an den Tisch; zwang sich zu freundlicher Rede. „Ich möchte nicht gern mit dir streiten, lieber Arthur. Nicht einen Augenblick will ich behaupten, die richtige Frau für dich zu sein. Aber ist es denn nicht ebenso wahr, daß auch du dich mir entfremdet hast?“

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und blickte sie an. „Ja, Elizabeth. Ich habe mich Fragen zugewendet, die ich mit dir nicht besprechen konnte. Vielleicht wäre das nicht geschehen, wenn du mir ein Heim, wie ich es möchte, bereitet hättest. Andererseits bin ich nicht sicher, ob das die einzige Ursache ist. Ich nehme also bereitwilligst alle Schuld auf mich.“

Sie zögerte unschlüssig; anscheinend wollte sie noch etwas sagen. Aber sie schien nicht die richtigen Worte zu finden. Verletzt ging sie hinaus.

Am nächsten Abend blieb sie zu Hause; es machte den Eindruck, als hätte sie irgendeinen Entschluß gefaßt. Sie brachte ein Buch mit, als sie in Arthurs Studierzimmer kam. Seit vielen Monaten war so etwas nicht geschehen. Sie lasen einzeln für sich, und jeder tat interessierter dabei, als es wirklich der Fall war. Sie fühlten sich beide sehr erleichtert, als plötzlich die Glocke schrillte und sie das Stubenmädchen zur Flurtür gehen hörten. Einen Augenblick später trat unangemeldet Reb Moshe Hacoheh herein. Arthur sprang erfreut auf. Elizabeths Augen weiteten sich

und bekamen einen fast erschreckten Ausdruck. Arthur ergriff die Hand seines Freundes und führte ihn zu Elizabeth. „Meine Frau.“

Reb Moshe lächelte ungemein gewinnend; sagte zu Elizabeth: „Ich habe mir gestattet, einzutreten, da Dr. Levy und ich Verwandte sind.“

Lachend erklärte Arthur Elizabeth, wie sich die Sache verhielt. Nicht um die Welt konnte sie den Blick von Reb Moshes Hut wenden. Er hatte ihn immer noch auf dem Kopf. War er festgeklebt drauf? Es war doch unerhört! „Ein Possenspiel geradezu,“ mußte sie beständig denken, „eine Albernheit, selbst wenn der Mann vergessen haben sollte, ihn abzunehmen.“ Dieser schwarze Hut kam ihr vor wie das Wahrzeichen von etwas unendlich Fremdem und Gefährlichem und Feindseligem und Schrecklichem, von dem ihr Gatte plötzlich ein Teil war. Der Mann da war ein Christismörder... dieser schwarze Mann... In diesem Augenblick las Arthur Elizabeths Gedanken und erriet ihre Besorgnis und las in den Tiefen des Bewußtseins ihrer Ahnenreihe... Da in dieser Stille erhob sich voll und mild Reb Moshes Stimme. Er wandte sich an Elizabeth:

„Millionen von frommen Menschen in der Welt, mein Kind, betreten mit bedecktem Haupt und bloßen Füßen heilige Orte.“ Dann nahm er langsam seinen Hut ab, und eine kleine, runde Kappe aus schwarzer Seide wurde auf seinem Kopf sichtbar.

Arthur bat ihn, Platz zu nehmen. Elizabeth hatte sich gefaßt und lächelte leise; aber immer noch lag in ihren Augen ein gelinder Schrecken. Reb Moshe hatte sich neben sie gesetzt und beobachtete sie.

„Den ganzen Tag hindurch“, begann er, „habe ich an eine Geschichte denken müssen, die sich vor nicht langer Zeit in einem jüdischen Dorf begab.“

„Bitte, erzählen Sie!“ bat Arthur.

„Der Sohn eines unserer orthodoxen Rabbinen“ — Reb Moshe wandte sich an Elizabeth — „wurde von einer gefährlichen und sehr ansteckenden Krankheit

befallen. Man mußte ihn ins Spital bringen, und in der Aufregung und dem Kummer des Rabbis und seines Weibes vergaß man, die Tür des Hauses zu verschließen. In der Nacht schlichen sich Diebe ein. Die Frau des Rabbis hörte es und weckte ihren Mann. Er ging hinunter und traf dort die Diebe und sagte zu ihnen: „Alles, was ihr, ihr guten Leute, genommen habt, schenke ich euch, damit die Sünde des Diebstahls von euch genommen sei. Aber seid vorsichtig und trinkt nicht aus dem silbernen Becher, den ihr genommen habt, denn ein Mensch, der von einer gefährlichen und ansteckenden Krankheit befallen wurde, hat ihn benützt.“

Reb Moshe lehnte sich in seinen Sessel zurück. Elizabeths Augen suchten Arthurs Blick; sie waren feucht.

„Du weißt, Arthur, so hätte auch mein Vater gehandelt.“

„Der Vater meiner Frau“, erklärte Arthur, „ist ein christlicher Priester.“

Reb Moshe nickte. „Echte Christen können ebenso handeln wie Juden.“

Elizabeth nahm wieder ihre steife Haltung ein. Arthur dachte bei sich, Reb Moshe hätte eine andere Note anschlagen sollen. Aber er wußte, daß unter seines Freundes Sanftmut sich eine ernste und echte Überzeugung verbarg. Um die Spannung zu mildern, sagte er mit einem Lächeln:

„Sie sind doch gewiß nicht hergekommen, Reb Moshe, um uns *Maafes* zu erzählen,“ — er bemerkte, daß Elizabeth bei diesem jiddischen Ausdruck ein wenig das Gesicht verzog — „Sie haben irgend etwas im Sinn.“

Reb Moshe nickte. „Unsere Brüder in Rumänien läßt man nicht leben und nicht sterben. Wir schicken eine amerikanische Forschungskommission hin. Ein Arzt soll dabei sein, und wenn möglich ein Psychiater. Wollen Sie mitgehen?“

Arthur stand auf; der Gedanke beunruhigte ihn. Er

ging an den Kamin. „Warum haben Sie an mich gedacht? Ich verstehe doch nur wenig Jiddisch.“

Reb Moshe steckte die Hände in die Ärmel seines Kaftans. „Drei Gründe liegen vor. Sie sind nicht arm. Es ist Ihnen möglich, Ihrer Praxis für zwei Monate den Rücken zu kehren. Wir gehören beide einer Familie an, die immer bestrebt war, Israel zu dienen und den ‚Namen‘ zu verherrlichen. Der dritte Grund ist der, daß es gut für Sie ist.“

Arthur blickte seine Gattin fragend an. „Wie denkst du darüber, Elizabeth?“

Sie kräuselte ein wenig geziert die Lippen, was sie selten tat. „Es wäre das für dich eine Möglichkeit, sehr interessante Dinge zu erleben. Du bist sicherlich Newyorks und des Verkehrs mit allen unseren Freunden überdrüssig.“

Reb Moshe verfolgte Arthurs Blicke. „Nun, Doktor?“

Arthur zuckte die Achseln. „Ich kann Ihnen heute noch nicht sagen, Reb Moshe, ob ich mitgehe. Ich muß darüber nachdenken. Es bedeutet für mich mehr als eine kleine Reise oder Arbeit.“

Reb Moshe erhob sich. „Tun Sie's nicht, wenn Ihnen der Gedanke keine Freude gibt. Mißvergnügen ist niemals gut. Es wäre schlecht, wenn Sie sich zwängen. Aber ich hätte gern bald Bescheid.“

„Darf ich mir's eine Woche überlegen?“ fragte Arthur.

„Eine Woche. Aber nicht länger.“

Arthur begleitete Reb Moshe hinaus. Als er zurückkam, saß Elizabeth noch immer vorgeneigt, die Hände verschlungen, im Studierzimmer.

„Glaubst du, daß du mitgehen wirst, Arthur?“

Ein Funke glomm in ihm auf. Aber, als er Elizabeth ansah und ihr Anblick in ihm wieder die Erinnerung an frühere Jahre ihrer Liebe erweckte und das Bild der hellen, emsigen, amerikanischen Welt, in der er sich so gerne bewegte, vor seinem Blick erstand, — da begann die kleine Flamme zu flackern und erlosch,

und ein Aufruhr von antipathischen Gefühlen überwältigte ihn bei dem bloßen Gedanken an rumänische Ghettos und an Juden im Kaftan und sogar an Reb Moshe selbst.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „ich bezweifle es sogar.“ Er ging zu ihr und berührte leicht ihr Haar. „Elizabeth!“ sagte er zärtlich.

Sie blickte zu ihm auf. „Du hast mich einst geliebt, Arthur, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte er, „ja. Und heute, wenn —“ Er hielt inne. War es vielleicht doch nur seine dürstende Leidenschaft und der verklärte Glanz der Vergangenheit, die diese Wärme ihm ins Herz gossen — diese seltsame und doch nur herbstliche Wärme?

Elizabeth stand auf. „Ich glaube, du wirst gehen, Arthur. Ich glaube, in Wirklichkeit bist du schon vor Monaten gegangen.“

VI

Er war sich natürlich anders als Durchschnittsmenschen des ungeheuer verwickelten Prozesses bewußt, den man gemeinhin einen Entschluß nennt. Mit dem bloßen Willen kann man das Wort „Es werde“ nicht erzeugen, denn es gibt kein so feines Organ und keine Funktion, vermittels deren man es bewerkstelligen könnte. Der einfach geartete Mensch folgt einem Instinkt oder einem innern Ruf oder einem ererbten Trieb, und dann hinkt der Verstandesschluß mehr oder weniger leidenschaftlich hinterdrein. Alles, was solche Menschen von dem Wilden oder sogar vom Tier, das instinktiv handelt, unterscheidet, ist, daß ein solcher Mensch ein vernunftbegabtes Tier ist und fähig sein sollte, richtig zu schließen. Je mehr diese Überzeugung wächst, um so schöner und ermutigender wird sein Bild und führt empor zur wahren Würde menschlicher Natur. Die Wurzeln zur praktischen Anwendung liegen noch tiefer. Wenn ein Neger auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden ist,

hilft es wenig, daß die, die ihn folterten, ehrlich davon überzeugt sind, daß alle Schwarzen üble Absichten gegenüber weißen Frauen hegen. Vernünftelei verhüllt nur noch mehr das Übel unter der Sonne, statt es aufzudecken... Arthur Levy begann fast zu zweifeln, ob die Menschen jemals fähig sein würden, ihre Vernunft richtig zu gebrauchen, oder ob man nur einzig und allein hoffen dürfte, daß die Instinkte unter tausendjähriger Disziplin und Zivilisation sich verfeinern würden... Er bemühte sich, diese verschiedenen Wurzeln ausfindig zu machen und in sich auszureißen, die in seinem Fall einen Entschluß nährten, der für ihn mehr bedeutete als einen zweimonatlichen Ausflug in die Balkanländer. Er fand heraus, daß diese Wurzeln zumeist, wenn nicht überhaupt, Gemütsbewegungen entstammen. Er entdeckte, daß sein stärkstes Gefühl das der Abneigung war, denken zu müssen, auf einen Pfad zurückzukehren, den er anfangs so unbekümmert, so gelegentlich und doch so entschlossen betreten hatte. Er kannte die Hauptargumente genau, die dagegen sprachen, diesen Weg wieder einzuschlagen. Sie bedeuteten für ihn vor allem folgendes: Gab man sich nicht vollkommen in die Hände gerade der Menschengemeinschaft, gegen die man protestierte mit Händen und Füßen, weil sie einen ausstieß, — indem man sich selbst wieder der eigenen Sippe oder dem eigenen Volke anschloß? Dies Argument war so stark, daß man es nicht von der Hand weisen durfte. Tatsächlich konnte man keine Entgegnung darauf finden, außer wenn man zugab, daß das menschliche Leben, wie es vor einem lag, nicht vernunftgemäß verlief, und daß man schließlich, wenn man den Gedanken zu Ende dachte, wie immer zu einem Widerspruch gelangte. Dabei hieß es: Man muß leben! — — Man konnte einen Strich durch das Ganze machen, wie es der arme Victor Goldmann getan; aber wenn man weiterleben wollte, so mußte man es nach dem alten lateinischen Sprichwort irgendwie möglich machen. Er konnte sich

leicht ein Bild machen, wie seine Zukunft aussehen würde, wenn er den alten Lebensweg wieder einschläge. Seine Praxis als Arzt wuchs; sie würde wahrscheinlich noch ausgedehnter werden; mit den Jahren würde sein Vater sterben und ihm die Hälfte eines, wenn auch bescheidenen, so doch recht beträchtlichen Vermögens hinterlassen. Er würde sehr angesehen sein und von Erfolg begünstigt, denn alle seine Bekannten und Patienten und fast alle seine Freunde würden Juden sein. Er und seine Patienten und seine Freunde würden durch ihr Judentum von einem gemeinsamen Band umschlossen sein — würden allerdings ihr Judentum auf das geringste Maß einschränken; sie würden freilich dadurch den mächtigsten Faktor in ihrem geistigen und sozialen Leben selber beseitigen. Das Leben würde für sie infolgedessen schal und kalt und kaum mehr erträglich werden... Nur zu oft hatte er gesehen, wie Haus und Heim solcher Juden trotz allem Luxus und gutem Geschmack oberflächlich, frostig und unbehaglich anmuteten... War es nicht ein Selbstbetrug, wenn man sich sagte, es sei das Richtige, endlos so weiter jüdisch zu leben — jüdisch weiter zu leben, armselig im Geiste, und ohne die richtige Basis zu finden? Warum es tun? Um das Judentum für die Augen rein theoretischer Gojim zu unterstreichen? Solche christliche Freunde würden sicherlich Hochachtung vor jemand empfinden, der mit Herz und Tat für das einstand, was er war; und was den Pöbel anbelangte? — der Pöbel haßt instinktiv Juden so oder so und erfindet sich jederzeit Gründe für seinen Haß. Sich als Jude sorgfältig und berechnend amerikanisch gebärden, blieb ein zweckloses Opfer vor einem steinernen Götzenbild... Wie konnte doch ein sonst so gescheites Volk eine derartige Narretei begehen?... Wenn man schon ein Jude war und sein Leben als solcher führen mußte, warum nicht in jeder Richtung das Beste herausgreifen aus seinem Judentum und aus der eigenen Tradition und aus der Poesie der Rasse und aus der Ge-

schichte der Ahnen? Alle anderen Völker taten es und bereicherten dadurch die Geistigkeit und die Achtung vor sich selbst und die Struktur ihrer Lebensführung. Das war es: die Struktur — das Gewebe im Teppich des Lebens; beim amerikanisierten Juden war es armselig und farblos und zu dünn... Nein, unmöglich; in sein bisheriges Leben durfte er nicht mehr zurückfallen. Es widersprach in jeder Hinsicht seinem Temperament. Er brauchte mehr... Vielleicht, wenn Elizabeth eine andere Art Frau gewesen wäre, dann... aber sie war es eben nicht! Vielleicht deutete seine Unfähigkeit, sich mit richtigeren Instinkten eine Lebensgefährtin zu wählen, wieder auf die Tatsache hin, daß er und seinesgleichen ihre Instinkte hatten verdorren lassen... Natürlich dachte er hier wieder gemäß der Richtung seiner Begierden, aber daß solche vorhanden waren, war ebenso bedeutsam, denn es verriet, wie er nicht nur ahnte, sondern bestimmt wußte, daß sie in fast jeder jüdischen Brust schlummerten...

Er konnte nicht mehr zurück. Aber er mußte sich gebieterisch klar werden über die Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden. Unwissenheit, Hemmungen aller Art und Furcht türmten sich vor ihm auf, aber sie mußten besiegt werden. Augenblicke des Umkehrenwollens würden wiederkehren, wie gestern erst in der Gegenwart Elizabeths. Er mußte daran vorübergehen und damit einen Teil des Opfers bringen. Sich loszulösen vom früheren Selbst und vom unmittelbaren Vorfahr im Judentum — ein Phänomen, das fraglos in die Reihe historischer Vorgänge gehörte — bedeutete soviel wie: unvermeidliche Schwierigkeiten. Diese mußte man zu überwinden trachten! Er konnte sich nur auf eines stützen wie auf einen Stab: auf seine wissenschaftliche Erkenntnis, daß alle Flucht aus der Wirklichkeit der Außenwelt Irresein bedeutet, und daß jede Anstrengung, das Bild der Wirklichkeit unversehrt wiederherzustellen, ein Zeichen der Gesundheit ist...

Der Abend des siebenten Tages seit Reb Moshes Besuch brach an. Arthur kam nach Hause, und kaum hatte er den Fuß ins Vorzimmer gesetzt, da hauchte ihm auch schon der Atem der Leere und Unordnung ins Gesicht. Er blieb eine Minute lang unbeweglich in dem halbdunkeln Flur stehen. Eine tiefe und hohle Stille umfing ihn. Sein Herz fing schneller an zu schlagen. Er ging in die Zimmer und war nicht einmal erstaunt, daß alles so stumm blieb. Er sah, daß Elizabeths großer Garderobenschrank fehlte; sah, daß sein Kind nicht länger mehr da war. Er ging geraden Wegs auf seinen Schreibtisch zu und fand dort, wie er erwartet hatte, einen Brief von Elizabeth vor mit fast demselben Inhalt, den er sich gedacht. Sie hatte John mitgenommen und war für einige Zeit zu Eugen und Joanna Adams übergesiedelt. Sie wollte in keiner Hinsicht sein Vorhaben beeinflussen; sie hätte John mitgenommen, da das Kind noch so jung wäre und Arthur fortgehen würde. Natürlich wolle sie, was auch immer geschähe, seine Wünsche, was das Kind und dessen Erziehung betreffe, stets berücksichtigen. Für sich selbst beanspruche sie kein Geld, erwarte jedoch, daß er das Nötige für die Erziehung des Kindes beitragen werde. Sie gedenke seiner mit Hochachtung und tiefer Zuneigung und hoffe, er würde sich vor seiner Abreise noch von ihr verabschieden kommen...

Er setzte sich an seinen Schreibtisch; hielt Elizabeths Brief in der Hand. Wie schwer doch ein Abschied ist! Er rückt das Bild des Todes vor den Blick und mahnt uns an unsere Vergänglichkeit! Wie bewundernswürdig treu doch Elizabeth an ihrer Auffassung vom Leben festhielt! In solchen Augenblicken — er hatte das immer schon gewußt — blieb sie schön und aufrecht und ehrenhaft. Schön und ehrenhaft wie der beste Typus eines amerikanischen Gentlemans... Viele Minuten saß er grübelnd so da... Als draußen die Glocke schrillte, kam's ihm erst zu Bewußtsein, daß er sie schon einige Male vorher vernommen hatte.

Er drehte ein einziges Licht an, ging hinaus und ließ wortlos Reb Moshe eintreten. Dann gingen sie in sein Studierzimmer, und Reb Moshe setzte sich. Er spähte in das Halbdunkel des Raums, legte eine Rolle Papier auf einen kleinen Tisch neben sich und summt leise.

„Kennen Sie das Wort *Shechinah* - der Geist der Strahlenkrone Gottes?“

„Ich hab' es vor kurzem gehört.“

Ein singender Unterton klang durch Reb Moshes Rede, als er sagte: „Warum sagen unsere Weisen, daß Gastfreundschaft etwas Größeres ist, als auf die *Shechinah* warten, den Atemhauch des Ewigen? Warum steht es so geschrieben? Ist das nicht übertrieben? Nein! Denn in einem Hause, das wahre Gastfreundschaft übt, muß man wissen, daß die *Shechinah* bereits wohnt zwischen Mann und Weib. Warum also erst auf sie warten?“

Arthur verbeugte sich leicht.

„Gehen Sie mit?“ fragte Reb Moshe.

„Ich glaube.“

„Hier habe ich Ihnen“ — Reb Moshe berührte die Rolle Papier — „etwas mitgebracht. Als die Russen das Haus Ihres Urgroßvaters, Reb Eliezer Hachens, plünderten, übergab er eine alte, geschnitzte Holzlade, die Familiendokumente enthielt, meinem Urgroßvater, seinem Bruder, dem Chassiden. Kennen Sie die Geschichte?“ — Arthur schüttelte den Kopf. — „Eines der Dokumente enthielt den Bericht von Ereignissen, denen er zum Teil beigewohnt und die er zum Teil gehört hatte. Sie wurden niedergeschrieben von Reb Ephraim ben Reb Jacob, dem unmittelbaren Vorfahren Reb Eliezers und Reb Moshes, also der Ahnen von Eliezer und mir im elften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Sie kamen in meinen Besitz, und ein junger Freund von mir hat sie aus dem Hebräischen ins Englische übersetzt. Hier sind sie. Lesen Sie sie.“ Reb Moshe stand auf. „Es steht geschrieben,“ sagte er, „daß ein Mensch jeden Tag von

neuem geboren werden muß, um vollkommen zu werden. Es steht auch geschrieben: „Wie können wir erkennen, daß uns eine Sünde vergeben ist? Wenn der Wunsch, sie nochmals zu begehen, erloschen ist...“ Nein, bemühen Sie sich nicht. Ich finde allein hinaus.“ Er hob seine Hände auf seltsame Art — wie ein Priester, der segnet, und ging.

Neuntes Buch

Einsam, in tiefer, nächtlicher Stille, in dem seltsam trostlos-leeren Hause, das sein Weib und sein Kind verlassen hatten, nahm Arthur Levy die Seiten vor, die vor nunmehr fast tausend Jahren Reb Ephraim ben Reb Jacob niedergeschrieben hatte, dessen Blut auch das seinige war — dessen Gebein das seinige war — dessen Gesten und Sich-Geben die seinigen waren —; das Zucken mit den Achseln; die Art, die Hände auszustrecken, die Lippen zusammenzubeißen; in Erregung auf und ab zu gehen, alles wie bei ihm selbst. Er saß an seinem Schreibtisch und las. Das Zimmer lag in Dunkelheit; nur das orangefarbene Licht einer Lampe fiel auf die Seiten. Eine Stimme sprach zu ihm, unschilderbar fern, Entsetzen erregend vertraut, weit weg und doch so dicht an ihm wie seine eigenen Hände und Füße.

„Und jetzt will ich beginnen zu berichten, wie Zerstörung kam über die Gemeinden, die sich erschlagen ließen um des Namens des Ewigen willen, und wie sie mit ganzer Seele hingen an dem Ewigen, dem Gott ihrer Väter, und sich zu Ihm bekannten, dem Alleinigen, bis zum letzten Atemzug.

Es begab sich das alles im Jahre 4856, das nach der Zeitrechnung der Völker übereinstimmt mit dem Jahr 1096; für dieses Jahr erhofften wir uns, bauend auf die Prophezeiung des Jeremias, Trost und Hilfe in unserer Verbannung. Unsere Zuversicht verwandelte sich in Sorge und in Klagen und Betrübnis. All die Schrecken, die uns angedroht waren in den Büchern der Thora, kamen über uns; alles, was geschrieben

steht, ereignete sich und vieles noch, was da nicht geschrieben steht; es kam über uns und über unsere Söhne und unsere Töchter; über die alten Leute und über die Jünglinge, über die Großen unter uns und über die Niedrigen kam die Verzweiflung.

Es war der gottlose Papst von Rom, der da aufstand und einen Aufruf erließ an alle Völker: die Söhne Edoms, die da glauben an den Christus, sie sollten sich versammeln und gen Jerusholajm ziehen und die Stadt erobern, auf daß sie frei pilgern könnten zum Grabe dessen, den sie zu ihrem Gott gemacht. Man gehorchte dem Befehl; die Völker versammelten sich. Ihre Zahl war wie der Sand am Meere und ihre Stimme wie das Brüllen des Sturms.

Da stand jener Herzog Gottfried von Bouillon auf — mögen seine Gebeine zu Staub verfallen! —, ein ungestümer Mann, gehetzt vom Geiste des Übels, sich mit diesen wüsten Horden zu vereinigen und sie anzuführen. Er schwor einen furchtbaren Eid, daß, wohin er auch immer käme, er das vergossene Blut seines Gottes rächen wolle am Blute Israels und keinen Samen übrig lassen unseres Volkes, ob einer nun auf der Flucht sei oder nicht.

Da stand ein Mann auf unter uns und suchte sich zu wehren gegen die Gefahr — ein gottesfürchtiger Mann und würdig der ewigen Wonne, Rabbi Kalonymos, der Vorstand der Gemeinde zu Mainz. Ingeheim sandte er Boten zu Heinrich, dem Kaiser, der unschlüssig seit neun Jahren in Italien weilte. Der Kaiser geriet in Zorn und schickte Sendschreiben in alle Provinzen des Reichs und befahl den Fürsten und Bischöfen und Statthaltern und vor allem dem Herzog Gottfried, Frieden zu halten und die Juden zu beschützen und sie zu unterstützen und ihnen Zuflucht zu gewähren gegen den Janhagel. Der gottlose Herzog schwor, daß er niemals im Sinne gehabt hätte, auch nur ein Haar auf dem Haupte eines Juden zu krümmen. Zudem gab ihm noch die Gemeinde zu Köln fünfhundert Mark Feinsilber und die Ge-

meinde zu Mainz ebensoviel, und er gelobte bei seiner Ehre, sie zu schützen und Frieden zu halten... Aber Der, dessen Name da heißt Friede, war gewichen von ihm; Er verbarg Sein Angesicht vor Seinem Volk und überlieferte es dem Schwert. Kein Prophet und kein Seher, noch irgendein Mensch, wie weise und gelehrt auch immer, kann sich eine Vorstellung machen, warum die Sünden unseres Volkes so schwer wogen, daß die heilige Gemeinde derart leiden mußte, als ruhete Blutschande auf ihr. Aber Er ist ein gerechter Richter, und so mußte bei uns, bei uns allein, die Schuld gewesen sein...

Zuerst kam ein wütender Haufe von Christen, ein rasender Pöbel von Franzosen und Deutschen, die sich's vorgenommen hatten, in die Heilige Stadt zu ziehen und aus ihr die Söhne Ishmaels zu vertreiben. Sie befestigten Kreuze auf ihren Kleidern, Männer wie Frauen, und waren zahlreich wie die Heuschrecken auf der Erde...

Wohin sie ihr Weg in die Städte führte, darinnen Juden wohnten, sagten sie zueinander: ‚Hier wollen wir Rast machen auf der langen Reise zum Grabe des Herrn. Sieh da, mitten unter uns wohnen die Juden, die Ihn unschuldig ans Kreuz geheftet und Ihn getötet haben. Lasset uns Ihn zuerst rächen an denen da; rothen wir sie aus unter den Völkern, auf daß der Name Israel für immer vergehe. Oder sollen sie werden wie wir und sich zu unserm Glauben bekennen.‘

Als die Gemeinden solche Rede hörten, taten sie nach der Art unserer Väter, übten sich in Buße und Gebet und Verteilen von Almosen. Aber die Hände des Heiligen Volkes ermüdeten, und ihre Herzen wurden von Zweifeln erfüllt. Und die Kraft wich von ihnen. Sie verbargen sich in ihren Häusern vor dem Schwert und kasteiten sich mit Fasten und Buße. Drei Tage lang fasteten sie, Tag und Nacht, daß ihnen die Haut um die Knochen hing und sie abgezehrt wurden und bleich wie Schatten. Sie schrien laut und vergossen Tränen in der Bitternis ihres Herzens — ihr Vater aber

erhörte sie nicht. Er verwarf die Sorgen Israels; eine Wolke war um Sein Angesicht, denn alles das war bestimmt und ein Strafgericht für alte Sünden. Und Er hatte das Geschlecht auserwählt, weil es die Kraft hatte, Zeugnis abzulegen in Seinem Tempel und Sein Wort zu erfüllen und zu heiligen den Unaussprechbaren Namen. Darum hat David gesagt: ‚Lobpreiset den Herrn, ihr Boten, ihr Helden, die ihr mächtig seid, Sein Wort zu erfüllen.‘

In jenem Jahr fiel das Passahfest auf einen Donnerstag, und der erste Tag des Neumonds des Monats Ijar auf einen Freitag. Es war am Sabbat, am achten im Jahr, daß das Gericht über uns kam. Die Kreuzfahrer verbanden sich mit dem Stadtvolk, und sie standen zuerst auf gegen die heilige und fromme Gemeinde zu Speyer und gedachten sie zu fangen im Bethause. Aber die Juden erfuhren es und standen früh am Morgen des Sabbats auf und beteten schnell und verließen das Bethaus. Als die Feinde ihren Plan durchkreuzt sahen, fielen sie über die Juden her und erschlugen eilf von ihnen. Damit begann das Unheil.

Als die böse Nachricht nach Worms kam, daß eilf Männer zu Speyer erschlagen worden, da schrie das Volk von Worms zum Herrn und erhob ein groß und bitterlich Weinen, denn sie sahen, daß der Himmel ihren Untergang beschlossen hatte, und daß da kein Ausweg mehr war, weder vorwärts noch rückwärts. Die Gemeinde teilte sich in zwei Teile: der eine suchte Zuflucht im Schlosse des Bischofs; der andere blieb in den eigenen Häusern, denn die Bürger der Stadt hatten ihnen Schutz zugelobt. Aber ihre Versprechungen waren falsch und verräterisch und ohne Verlaß wie geknicktes Schilf. Die Bürger der Stadt waren übereingekommen mit den Kreuzfahrern, daß unser Name ausgetilgt werden solle. ‚Habet keine Furcht vor jenen,‘ sprachen sie zu uns, ‚denn wenn Einer jemand von euch erschlägt, soll er uns einstecken mit seinem eigenen Leben.‘ Durch solcherlei schöne Reden vereitelten sie jegliche Flucht für die

Unsrigen. Die Juden glaubten ihre Worte und legten in ihre Hand alle ihre Güter und Kostbarkeiten, um die sie betrogen wurden später von den Bürgern der Stadt.

Am zehnten Tag des Monats Ijar überfielen diese Wölfe der Steppe alle die, so zurückgeblieben waren in ihren Häusern, und vertilgten sie — Männer, Frauen und Kinder, jung und alt, und warfen sie die Stiegen hinab und hackten die Häuser zusammen und plünderten und raubten und stahlen die Thorarollen und traten sie in den Schmutz und zerfetzten sie und verbrannten sie und ließen Tod und Schrecken hinter sich dort, wo einst die Kinder Israel gewohnt hatten. Und am fünfundzwanzigsten Ijar kam auch der Schrecken über die, die Zuflucht gesucht im Hause des Bischofs. Die Feinde folterten sie wie jene andern und überlieferten sie dem Schwert. Aber sie nahmen sich ein Beispiel an ihren Brüdern und gingen dem Tod entgegen und verherrlichten den ‚Namen‘. Sie hielten ihre Nacken hin, auf daß man ihnen die Köpfe abschläge, im Namen ihres Schöpfers; viele sogar legten Hand an sich selbst und an die ihnen Teueren. Einer erschlug seinen Bruder, ein Anderer seine Verwandten oder Weib und Kind; Verlobte erschlugen ihre Bräute und zärtliche Mütter ihre Kleinen. Alle fühlten sie in der Tiefe ihrer Herzen das Gericht Gottes und empfahlen ihre Seelen Dem, der sie erschaffen, und schrien mit lauter Stimme: ‚Höre, o Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist der alleinige Gott! Die Feinde rissen ihnen die Gewänder ab und trieben sie hin und her; sie ließen Keinen am Leben, es sei denn, er nähme die Taufe an. Achthundert an der Zahl wurden an jenen zwei Tagen erschlagen; nackt warf man sie in ein gemeinsames Grab. Die Hand Gottes raffte sie dahin. Er brachte sie zu der Ruhe und zu dem großen Licht im Garten Eden. Schet, ihre Seelen stehen im Bunde des Lebens mit dem Ewigen, der sie erschaffen — bis ans Ende der Tage. Als da die Frommen der großen Gemeinde zu Mainz

— Schild und Zufluchtsstätte in unserer Verban-
nung und weithin berühmt durch viele Lande —
hörten von dem Blutbad in Speyer und in Worms,
wurden sie zuerst von Entsetzen ergriffen, und ihre
Herzen wurden zu Wasser, und sie schrien zu Gott
mit einem großen Schrei. Dann taten sie sich zusam-
men und erwählten weise Männer aus ihrer Mitte,
Rat zu halten, wie das Übel möchte abgewendet wer-
den. Und diese beschlossen, um das Leben der Ge-
meinde zu retten, ihr ganzes Hab und Gut hinzugeben
als Bestechung der Prinzen und der Statthalter und
der Bischöfe und der Grafen. Die Häupter der Ge-
meinde, die angesehen waren am bischöflichen Hof,
gingen hin und sprachen mit dem Bischof und mit den
Offizieren seines Stabes und fragten sie, was sie tun
sollten, auf daß sie dem Schicksal ihrer Brüder zu
Speyer und Worms entgehen möchten. Die Antwort
war: ‚Höret unsern Rat! Bringet all Eure Habe in
unsere Schatzkammer und kommet mitsammen Euren
Weibern und Söhnen und Töchtern und Allen, die bei
Euch sind, in das Haus des Bischofs und verweilet
dort, bis die Kreuzfahrer vorübergezogen sind. So
werdet Ihr in Sicherheit sein.‘ So sprachen sie. Aber
ihre Worte waren lauter Lügen. Sie brachten uns in
ihre Gewalt, sie fingen uns ein, wie die Fischer Fische
fangen in einem Netz, um uns unseres Geldes zu be-
rauben, was sie denn auch taten später. So wie es an-
gefangen, so endete es auch. Nur der Bischof war
ehrenhaft und geneigt, seine Macht einzusetzen zu
unseren Gunsten. Aber hatten wir ihm nicht große
Gaben gegeben und seinen Dienern, auf daß sie uns
versprechen, uns zu schützen? Aber weder Bestechung
noch Gelöbniß wendete den Tag des Zornes ab, der
über uns kam.

Es begab sich am Tage des Neumonds im Monate
Sivan, daß der Graf Emicho, der Unterdrücker aller
Juden — mögen seine Gebeine einer Mühle aus Eisen
überliefert sein! — herankam mit Söldnern und
Kreuzfahrern und Dorfbewohnern und seine Zelte

aufschlug draußen vor den Wällen der Stadt, denn man hatte die Tore verrammelt. Er war unser erbittertster Feind und übte Gnade weder an Greisen, noch an Jungfrauen, noch an Säuglingen, noch an Siechen und hatte gelobt, das Volk Gottes in den Schmutz zu stampfen und unsere Jünglinge dem Schwert zu überliefern und unsern Frauen, so da schwanger gingen mit Kindern, den Leib aufzuschlitzen. Er trug das Kreuz der Kreuzfahrer und war ein Anführer der Heere. Er gab vor, ein Sendbote des Gekreuzigten zu sein, der ihm erschienen und ein Zeichen auf sein Fleisch gedrückt und ihm verheißen, auf ihn zu warten in Sizilien, um ihn dort zu krönen mit der Krone des Kaisers zum Zeichen, daß alle seine Feinde niedergeworfen seien. Zwei Tage hindurch belagerte er die Stadt.

Als die Ältesten der Gemeinde zu Mainz von der Ankunft dieses Gottlosen hörten, eilten sie wiederum zu dem Bischof und bestachen ihn abermals mit dreihundert Mark Feinsilber und flehten ihn an, in der Stadt zu bleiben, denn es war sein Plan gewesen, die Dörfer seines Sprengels zu besuchen. Er lud die ganze Gemeinde in die große Halle seines Palastes und gelobte, zu ihnen zu stehen. Der Graf der Zitadelle erklärte desgleichen, daß er die Juden schützen wolle, bis die Kreuzfahrer weiterzögen. Aber es mußte vereinbart werden, daß die Juden die Kosten trügen. Dem stimmten die Juden bei, und der Bischof und der Graf erklärten, sie würden, wenn es nötig sei, mit ihnen sterben. Des weiteren beschloß die Gemeinde, dem gottlosen Emicho ebenso Geld zu geben und ihm in einem Briefe zu versichern, daß ihm alle andern Gemeinden, die er auf seinem Wege träfe, die gleichen Ehren erwiesen. Vielleicht, so sagte sie, wird Gott uns doch noch gnädig sein. So gaben sie denn dem Bischof und seinen Offizieren und vielen der Bürger zusammen vierhundert Mark Silber, und sie schickten dem gottlosen Emicho sieben Pfund reinen Goldes. Aber all das war vergebens.

Es war am dritten Tage Sivan, der einst, als die Thora uns gegeben wurde, ein Tag der Heiligung war und der Auserwählung für Israel. Dieser Tag ward auserkoren, die Heiligen der Gemeinde zu Mainz zu Gott zu versammeln. Der Tod sollte sie nicht trennen. Sie waren in der großen Halle des Bischofs, als der Zorn Gottes über sie hinfegte wie eine brennende Flamme. An *einem* Ort waren sie versammelt. Bei ihnen war die Thora und Seelengröße und Reichtum und Ehre und Weisheit und Demut, Wohltätigkeit und Glaube. Und alles ward niedergemäht. Sie wurden vernichtet, wie es die Söhne Jerusholajms wurden, als der Tempel und die Stadt fielen.

Um die Stunde des Mittags zog der grausame Emicho mit seinen Horden gegen die Stadt, und die Bürger öffneten ihm die Tore. ‚Siehe, sie selbst lassen uns ein‘, sprachen unsere Feinde. ‚So soll der Gekreuzigte denn gerächt werden am Blut der Juden.‘ Mit wehenden Fahnen stellte sich das Heer auf vor dem Schlosse des Bischofs; aber die Söhne des heiligen Bundes kannten kein Zittern im Angesicht der großen Zahl der Feinde. Alle von ihnen, Starke und Schwache, legten die Rüstung an und gürteten sich mit Schwertern. Rabbi Kalonymos ben Meshullam führte sie an. Und Rabbi Menachem ben David Halevy, einer der großen Männer seiner Zeit, sagte: ‚Verherrlicht den unaussprechbaren Namen in vollkommener Ergebenheit.‘ So zogen sie zum Tor, um zu kämpfen gegen die Kreuzfahrer und die Leute der Stadt. Grausam raste der Kampf. Aber wegen unserer Sünden behielten unsere Feinde die Oberhand und erstürmten das Schloß. Die Soldaten des Bischofs, die uns gelobt, uns zu helfen, flohen und überlieferten uns den Händen der Verworfenen. Der Bischof selbst floh in seine Kirche, denn sie bedrohten ihn, weil er gelobt, die Juden zu begünstigen.

Möge Finsternis verschlingen das Gedächtnis jenes furchtbaren Tags! Möge Gott vergessen den Namen

jenes Tags und lassen kein Licht mehr drauf scheinen für alle Zeit! Warum wart ihr nicht ausgelöscht, o ihr Sternbilder, ehe ihr erhellte die Erde für unsere Widersacher!

Als die Söhne des Heiligen Bundes sahen, daß ihr Schicksal der Erfüllung entgegenging, weil die Mörder in Schwärmen in den Hof fluteten, erhoben sie ihre Stimmen — Greise und Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, Diener und Dienerinnen — und weinten. Aber sie unterwarfen sich den Beschlüssen des Ewigen und ermahnten Einer den Andern, auf sich zu nehmen das Joch von Israels Märtyrertum. Und es war eine große Furcht unter ihnen, daß die Schwäche des menschlichen Fleisches unter dem Übermaß der Folterqual möchte einen von ihnen hindern, den unaussprechbaren Namen zu verherrlichen. Darum schrien sie alle und schrien wie ein Mann und mit lauter Stimme: ‚Wir wollen nicht länger anstehen und zögern, denn der Feind ist über uns. Lasset uns eilen und uns selbst opfern dem Herrn. Wer da hat ein Messer, den lasset zusehen, daß es hat keine Scharte, und lasset ihn zuerst uns töten und dann sich selbst.‘

Die Ersten, über die die Feinde kamen im Hofraum, waren einige der Gottergebensten, und unter ihnen war der große Schriftgelehrte Rabbi Jitzchak ben Moshe. Diese frommen Männer hatten verzichtet, in die inneren Kammern zu fliehen, wo sie hätten noch eine armselige Stunde ihres Lebens erretten können. Nein, sie saßen da, angetan mit ihren Gebetmänteln und bereit, den Willen ihres Schöpfers zu erfüllen. Die Feinde überschütteten sie zuerst mit Steinen und Pfeilen, und dann hieben sie sie nieder mit ihren Schwertern. Als die in den innern Kammern die große Geduld dieser Heiligen sahen, da schrien sie: ‚Die Zeit ist gekommen!‘ Die Weiber gürteten ihre Lenden mit Kraft und erschlugen zuerst ihre Söhne und ihre Töchter und dann sich selbst. Viele Männer auch wurden voll des Mutes und erschlugen ihre Weiber und ihre Kinder

und ihre Diener. Mildsinnige und zarte Frauen erschlugen eine jede ihr Lieblingskind. Männer und Frauen machten einander nieder. Und Mädchen und junge Männer und Frauen, die einander angetraut waren, hoben den Blick aus den Fenstern und schrien: „Sieh an, o Gott, was wir tun, Deinen heiligen Namen zu lobpreisen, und um nicht gezwungen zu werden, uns zu bekennen zu dem Gekreuzigten“. Einige erschlugen und einige wurden erschlagen; die Ströme ihres Blutes flossen dahin, und das Blut der Männer vermischte sich mit dem ihrer Weiber — das von Vätern mit dem ihrer Kinder, und das der Brüder mit dem ihrer Schwestern, und das der Lehrer mit dem ihrer Schüler, und das der Kinder und Säuglinge mit dem ihrer Mütter. Alle, alle wurden hingeschlachtet an jenem Tag um der Alleinigkeit des furchtbaren Namens Gottes willen. Wer das hört, wird er nicht erschüttert bis in die tiefste Seele? Hat ein Mensch jemals gehört etwas wie dieses in je einer Zeit? Man frage, ob jemals seit den Tagen Adams eine Martyr sich begab wie diese? Eilfhundert wurden geopfert an einem Tag. Ein jeglicher war wie das Opfer des Isaac, Abrahams Sohn, das da möchte die Grundfesten der Erde erzittern. Warum verfinsterten sich damals nicht die Himmel, und warum ging nicht aus das Licht der Sterne, und warum erloschen nicht Sonne und Mond in ihren Himmelshäusern an jenem dritten Tag Sivan, als da wurden eilfhundert Seelen überliefert der Märtyrerschaft — Kinder darunter, oh, so viele, und kleine Säuglinge, die armen Unschuldigen, die doch keinerlei Sünde begangen! Kannst Du solches geschehen lassen, o Herr? Wurden sie nicht erschlagen um Deinetwillen? Rache, o Herr, das Blut Deiner Diener bald, in unsern Tagen, auf daß unsere Augen es noch sehen! Amen!

Hat ein menschliches Ohr je eine Kunde vernommen, wie die von den Taten des jungen Weibes, genannt Rachel, der Tochter des Rabbi Jitzchak ben Asher,

und des Weibes des Rabbi Jehudah? ,Ich habe vier Kinder‘, sagte sie zu ihren Freunden. ,Schonet sie nicht, denn die Christen wollen sie lebend fangen und Abtrünnige machen aus ihnen. Lasset auch sie den Namen verherrlichen!‘ Aber als einer von ihren Freunden das Messer aufhob, um eines der Kinder zu töten, da schrie die junge Mutter laut auf und schlug sich den Kopf und die Brust: ,Wo ist Deine liebevolle Barmherzigkeit, o Herr!‘ schrie sie. Und in ihrer Verzweiflung sprach sie zu ihrem Freund: ,O töte nicht den Isaac vor den Augen Aarons. Er soll nicht sehen seines Bruders Tod.‘ Aber als der kleine Aaron weglief, nahm sie dennoch Isaac, der der jüngere war und lieblich anzusehen, und tötete ihn und fing sein Blut auf in ihren Ärmeln, gleich als wie in einem Eimer. Als Aaron das sah, versuchte er sich zu verbergen hinter einer Holzlade. Das Weib hatte auch zwei überaus liebliche junge Töchter, Bella und Madrona. Diese nahmen aus ihrem eigenen freien Willen das Messer und wetzten es und brachten es ihrer Mutter und beugten zurück ihre weißen Kehlen und baten sie, sie zu opfern. Als sie dann drei ihrer lieben Kinder getötet, rief Rachel ihrem letzten Kinde, dem Aaron, zu: ,Wo bist du, mein Sohn? Ich darf dich nicht schonen.‘ Und an seinem Fuß zog sie ihn hervor hinter der Lade, wo er verborgen war, und opferte ihn Gott. Als ihr Gatte den Tod seiner vier geliebten Kinder sah, ging er hin und stürzte sich in ein Schwert, und seine Eingeweide quollen hervor aus seinem zuckenden Leib. Die Mutter verbarg ihre toten Kinder unter ihren weiten Ärmeln und setzte sich nieder und klagte. Als die Feinde in die Kammer drangen, da brüllten sie: ,Gib uns das Gold, jüdisches Weibsmensch, das ohne Zweifel verborgen ist in deinen Ärmeln!‘ Aber als sie die toten Kinder erblickten, da schlugen sie Rachel nieder, die Mutter, mit einem einzigen Hieb, so daß sie lautlos verschied.“

Lange, lange hatte Arthur gelesen; jetzt hob er zum erstenmal sein Gesicht. Noch während seines gespannten Aufmerkens hatte er etwas wie einen innern dumpfen Antrieb gefühlt. Wozu drängte es ihn? Ja; er glaubte es zu wissen. Allmählich wurde der Antrieb voll bewußt in ihm. Er stand auf und ging zu seinen Bücherborden — zu dem Schrank, wo er seine Lieblingswerke aufbewahrte, die nicht über Medizin handelten. Dort stand auch der Band des Großen Christlichen Philosophen. Und der Band fiel, als er ihn hervorzog, fast genau an der Seite auf und an der mit Bleistift unterstrichenen Stelle, die er suchte; — es war die beredte Stelle, an der der Philosoph erklärte, er wolle lieber in einem Leben wie diesem sich den Kreuzfahrern unter den Bannern des Kreuzes anschließen als jenen „Juden und Protestanten“, die die Welt lieben und sie besitzen. Arthur stellte das Buch wieder zurück in den Schrank und fing an, auf und ab zu schreiten. Immer schon hatte er jene Stelle mit einem gewissen inneren Protest gelesen. Und es hatte ihm dabei jedesmal einen Stich gegeben; aber dieses Gefühl war unfreiwillig gewesen und nicht von verstandesgemäßer Einsicht begleitet. Jetzt, wo sein Verständnis erwacht war und des historischen Vorgangs bewußt, wie ihn christliche Autoren beschrieben — ob sie daran glaubten oder nicht, tat nichts zur Sache —, erfaßte er wachen Sinnes die Legende und das Symbol der Kreuzzüge als einen Krieg und eine Pilgerschaft, die gemäß einem Traumbild, einem Ideal, sich abspielten seitens der Kreuzfahrer als Menschen, in deren Brust sich etwas angehäuft, was nicht menschlichen Händen entsprang. Und auch seine Seele hatte die Auffassung hingenommen (möglicherweise dazu gedrängt, würde er sich bei tieferem Nachdenken gesagt haben, durch schiefe Stellungnahme), die Juden seien Materialisten und Geldkratzer in einer Welt von Legionen von Christen und ragenden Kirchen. Aber er mußte gerecht sein und durfte nicht leugnen, daß über dieser Rotte von

Mördern und Dieben ferngerückt Führer standen, die begeistert waren von Hochherzigkeit und einem mystischen Glauben. Aber Mann für Mann, Weib für Weib, Kind für Kind waren sie sein Volk; die Juden waren es, die an dem gehangen hatten, was nicht von Menschenhand gemacht ist, und die sich in jenen Tagen und Jahren des Mittelalters in ein Abenteuer gestürzt hatten, das auf sie die nimmer endende Gnade Gottes herabziehen mußte — wenn es überhaupt einen Gott gab — und den hohen Rang des Menschentums, falls der Mensch nicht ein Lügner war und ein Heuchler und gänzlich verblendet durch die Idole seines Stammes und der Überlieferung. Natürlich war alle Weltgeschichte vom selben Gesichtspunkt aus niedergeschrieben und deshalb, soweit es die Juden betraf, eine Lüge und eine Verfälschung von Anfang bis zu Ende. Und doch gingen die Juden überall oder fast überall nicht nur in christliche Schulen und glaubten nicht nur, was man sie dort lehrte, sondern sie glaubten auch leidenschaftlich und innerlich romantisch mitgerissen und identifizierten sich selbst geistig mit allen denen, die die Fahnen des Westens ins Heilige Land getragen hatten. Und die große Lüge wurde immer wieder neu und lebte fort hier von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, wie Reb Moshe gesagt haben würde, in unserer Generation und in unseren Tagen. Immer noch betrachtete man die Juden als Geldschrapper und als ledig jeder Geistigkeit; immer noch hielt sich der christliche Janhagel für etwas Besseres. So tief hatte sich die Lüge im Strome der Zeit eingefressen, daß man sich nicht wundern durfte, daß tatsächlich in soundso vielen Fällen Juden listig und zynisch geworden waren und all ihr Sinnen und Trachten nur auf materielle Dinge richteten. Die Schlächtereien und das Märtyrertum haben niemals aufgehört. Gestern in Rußland, heute in Rumänien — und wo morgen? Arthur ging zu seinem Schreibtisch zurück und setzte sich nieder und nahm abermals das Manuskript zur Hand. Das große Trauerspiel wiederholte sich; es

wiederholte sich in Ham und Sully und Carentan in Frankreich. Hin und wieder konnte man bei den Geschichtschreibern kurze, lakonische Stellen finden, die eine Stunde und einen Tag aus jener fernen Vergangenheit rissen und sie einem fühlenden Herzen in unmittelbarste Nähe rückten. „Zwei Männer, Rabbi Jitzchak ben Rabbi Joel, ein Levit, und Max Jehudah sammelten an einem Herbsttage in ihrem Weinberg Trauben, da fiel ein bösgesinnter Kreuzfahrer über die Unbewaffneten her und erschlug sie und floh. Man bestattete die toten Juden in der Gruft ihrer Väter. Der Kreuzfahrer ward nie mehr gesehen...“ „Irgendwo ließ ein frommer und bußfertiger Bischof die Leichname der erschlagenen Juden und die Beine und Arme und Zehen und Daumen, die man Juden bei lebendigem Leibe abgehackt, in einen Wagen sammeln und waschen und salben und bestatten in seinem Garten. Später“, so sagt der Geschichtschreiber ruhevoll, „kauften der Rabbi Chiskiah ben Rabbenu Eliaxim und sein Weib Judith den Garten des Bischofs und schenkten ihn ihren Brüdern als Begräbnisstätte. Man segnet ihr Andenken.“ Die grauenhafte Geschichte wiederholte sich in den Städten und Dörfern Englands, besonders in der Stadt York, wo auf ihren eigenen Wunsch und ihr Drängen hin Rabbi Jomtov sechzig seiner Brüder erschlug, damit sie der Gefahr der Abtrünnigkeit durch die Folter entgingen. „So mancher, der im gewöhnlichen Leben so verweichlicht und zaghaft geworden war, daß er kaum mehr seinen Fuß fest auf den Boden setzen konnte, befahl, daß seine Kinder vor seinen Augen erschlagen würden. Andere sprangen in die Flammen, um Zeugnis abzulegen für die Alleinigkeit des Ewigen... Ihre Häuser wurden dem Erdboden gleich gemacht, ihr Gold und Silber gestohlen; und ihre kostbaren Bücher, unvergleichlich an Schönheit und wertvoller als Geschmeide, wurden zum Kontinent hinüberschickt und dort verkauft an die Juden in Cöln und anderen Städten.“

Arthur faßte sich mit den Händen an die Schläfen. Oft in früheren Jahren fühlte er sich ein wenig gereizt, wenn er sah, wie ausschließlich sich sein Vater dem Geschäfte widmete. Jetzt plötzlich begriff er, warum die Juden es taten. Geld war nicht Erfolg allein — es bedeutete Sicherheit, bedeutete Waffe und Schild und baute ein Heim auf in der heimatlosen Welt; es war der einzige Verlaß in schlimmen Tagen. Man brauchte nicht mehr mit dem Feind zu unterhandeln — man konnte ihn kaufen... Man mußte doch sorgen für die Gelehrten und für die Armen und für die Narren in Gott. — — Er las weiter. Und eine Stelle, die von den Geschehnissen in England handelte, brannte sich tief in seine Seele ein: „Da war eine Stadt, in der die Gemeinde aus nur zwanzig Seelen bestand. Und alle waren sie Überläufer. Alle wurden sie erschlagen. Sie konnten zwar zu ihrem alten Ritus nicht mehr zurückkehren, aber sie verherrlichten den ‚Namen‘ noch im Tod.“ — Er kümmerte sich natürlich wenig um Mythos oder Ritual oder Dogma, aber immer hatte er als erwiesen angenommen, daß selbst in den Zeiten des Glaubens der jüdische Glaube keine überzeugende Macht besaß, und daß der Geist Israels hartnäckig, selbstbewußt und unbeugsam war. Aber selbst in jenen Zeitläuften wog ein einziger christlicher Proselyt zehntausend jüdische auf, denn der Jude, der Christ wurde, bekam dafür Sicherheit und Ehre und Kameradschaft; der Christ, der Jude wurde, aber erntete Haß, Folter und Tod...“ So ging es noch ein paar Seiten fort.

Er konnte nicht weiter lesen. Hatte er noch immer nicht genug gelesen?... Wie still es doch rings um ihn war! Die Stille, in der neue Dinge anheben. Das einzige, was ihn in dieser Stille schmerzlich berührte, war das Verstummtsein der Stimme seines Kindes. Es galt, seinem Sohn das Erbtum zu wahren — das geistige, unschätzbare Erbe. Sein Sohn durfte nicht, wie er selber einst vor Charles Dawson, vor einem christlichen Freund stehen und innerlich den Wunsch

empfinden, auch er möchte sich wie jener damit brüsten können, das schottische Seidenband der Vorfahren, die in Flodden Field gekämpft, tragen zu dürfen. Sein Sohn sollte innerlich stolz sein darauf: nicht stolz sein zu müssen und eine innere Sicherheit in sich zu tragen, daß Worte oder Stiche ihn niemals verwunden könnten. Sein Sohn sollte niemals das Gefühl kennen lernen, ausgeschlossen zu sein; er sollte das Wissen sein eigen nennen, daß er durch seine Geburt ein menschlicher Mittelpunkt war; denn wenn Geschichte ethischen Wert bedeutet, so ist das Wahrzeichen nicht der Krieger oder der Sproß einer berühmten Familie, sondern der, der eine Idee still verflucht und auf solche Art den unaussprechbaren Namen verherrlicht...

Er vereinbarte eine Zusammenkunft mit Elizabeth. Die Adams luden ihn zum Essen ein, aber er sagte, es sei ihm lieber, nach dem Diner kommen zu dürfen. Er wußte nicht sicher, ob er Eugen und Joanna noch einmal sehen wollte oder nicht. Er überließ es dem Zufall. Sein Vetter kam auf ihn zu, schwätzte allerlei oberflächliches Zeug. Dabei wußten sie beide genau, daß eine brennende Frage zu erörtern gewesen wäre, aber Eugen hatte sich rechtzeitig gepanzert; er hatte seinen Lebensweg sorgfältig geebnet und sein Ziel erreicht. Weder er noch Joanna gaben jemals vor, keine Juden zu sein; sie waren ehrlich überzeugt, daß so etwas gleichgültig sei. Überall hatten sie Geltung; gesellschaftlich und intellektuell waren sie führend in den Kreisen, die ebenso dachten wie sie. Und wenn man selbst hinter ihrem Rücken böswillige Reden führen sollte — was lag daran! Gemeine und stupide Menschen gab es überall; man mußte damit rechnen. Wie sorgfältig sie aus ihrem Bewußtsein die Nöte und Leiden ihres Volkes auszuschalten bemüht waren, konnte Arthur natürlich nicht wissen. Es sei Sache des Temperaments, sagte er sich, oder vielleicht ein absichtliches Nicht-sehen-Wollen. Ja, wenn man wüßte!... Aber man wollte eben nicht wissen...

Ganz unvermittelt sagte Arthur plötzlich: „Ich schließe mich einer Kommission an, die nach Rumänien geht, um die Lage der jüdischen Gemeinden dort näher zu prüfen.“

Eugen flippte die Asche von seiner Zigarette. „Schrecklich interessant. Du solltest etwas über deine Reise schreiben, wenn du wieder zurückkommst. Ich erwäge ernstlich, eine Zeitschrift herauszugeben. Übrigens wird Elizabeths Roman in Fortsetzungen darin erscheinen. Er ist entzückend — ganz entzückend.“ Ja, Eugen war in jeder Hinsicht gewappnet. Er war entschlossen, es nicht zu einer näheren Aussprache kommen zu lassen. Elizabeth und Joanna traten zusammen herein. Joanna konnte nicht ganz so kühl bleiben wie Eugen. Trotz eines verweisenden Blicks ihres Gatten klagte sie: „Du gehst also wirklich zu den Juden zurück, Arthur! Was für ein verrücktes Unterfangen!“

Elizabeth ergriff Arthurs Hand und hielt sie einen Augenblick in der ihrigen. Fast sogleich — offenbar hatten sie sich vorher besprochen — zogen sich die Adams zurück. Elizabeth setzte sich in einen niedrigen Sessel, stützte den rechten Ellbogen auf ihr Knie und ihr Kinn in die hohle Hand. Sie war ernst und anmutig, aber ein wenig blaß; sie fragte ihn, wann er abreisen wolle, und er sagte es ihr.

„Auch ich will fort von hier“, sagte sie. „Wenn du wegen John nichts dagegen hast, gehe ich aufs Land mit ihm. Ich brauche Ruhe und glaube, es wird auch ihm gut anshlagen. Es ist ja bereits Frühling.“

„Eugen sagt mir, sie hätten dich für beliebig lange Zeit zu sich eingeladen?“

„Ja, allerdings. Sie sind sehr lieb zu mir; aber es ist mir hier kalt und unbehaglich zumute. Und dann streiten sie sich immer mit mir herum deinetwegen —“ sie lachte leicht.

„Meinetwegen?“

„Ja. Ist das nicht komisch? Ich weiß nicht recht, wie ich dir das erklären soll. Sie meinen, du machst ge-

radezu einen Narren aus dir selber. Außerdem halten sie es für gefährlich; sie glauben, jedes Aufrollen der Judenfrage könnte sie mit hineinziehen und ihre Stellung erschüttern.“

„Nun, Elizabeth, und du stimmst darin mit ihnen nicht überein?“

„Natürlich nicht. Ich bin die Tochter meines Vaters. Ich verstehe gefühlsmäßig religiöse und menschenfreundliche Regungen. Als kleines Mädel schon, lange bevor ich überhaupt wußte, was die Suffragettenbewegung ist, bildete ich mir ein, ich müßte als Missionärin nach China gehen und den Märtyrertod sterben um unseres Herrn willen. Nur —“ Sie zögerte.

Arthur beugte sich vor. „Sprich weiter, Elizabeth!“

„Du siehst, wir sind in vieler Hinsicht nicht füreinander geschaffen. Ich weiß das, mein armer Liebling. Kannst du dir vorstellen, daß ich mich, mit dem besten Willen in der Welt, als Jüdin gebärde? Nicht wahr, nein?“

„Nein. So etwas kann man nicht lernen. Ich nehme an, dergleichen kann nur im innersten Selbst des Menschen so etwas wie auferstehen.“

„Das ist es. Aber natürlich bist du da ungerecht gegen mich.“

„Inwiefern?“

„Aus Unkenntnis deiner selber. Du weißt nicht, daß du auf dem Wege bist, als Jude in dir aufzuerstehen.“

„Du hast recht, Elizabeth, vollkommen recht, aber in Wirklichkeit brauche ich gar nicht aufzuerstehen als Jude. Ich schiebe nur einen Schein beiseite — eine bornierte, hartnäckige Schutzmaßnahme: eine Anmaßung. Nichts anderes.“

„Ist das nicht ein Hinweis auf Mischehen?“ Ihre Augen blickten traurig.

„Ich fürchte ja“, antwortete er. „Unter anderem auch das.“

Sie nickte. „Du mußt dir John ansehen. Er macht sich riesig nett heraus jetzt. Was soll weiter mit ihm geschehen?“

Sie gingen die Stiegen hinauf. Das Kind schlief bereits in seinem kleinen Bett, und sie traten leise zu ihm. Er hatte lange schwarze Wimpern, und seine Nase war leicht gebogen; fast wie Sorge lag es auf seiner Stirn. Arthur küßte das Kind behutsam, und dann gingen sie in Elizabeths Zimmer.

„Ein jüdisches Kind“, sagte er.

Sie nickte. „Ich bin, was seine Erziehung anbelangt, allen vernünftigen Vorschlägen gerne zugänglich. Gibt es jüdische Kostschulen?“

„Doch wohl. Ich werde mich gelegentlich erkundigen. Aber dazu ist noch lange Zeit. Du bist wirklich lieb und großzügig, Elizabeth.“

Ihre Augen wurden feucht, als sie antwortete: „Auch mein Leben ist sehr leer gewesen; das ist mir erst kürzlich wieder so recht zu Bewußtsein gekommen. Vielleicht hat mir das geholfen, deine Denkungsweise zu verstehen. Ich glaube, ich sollte mir ein kleines Häuschen auf dem Lande mieten.“

„Glaubst du, du wirst wieder heiraten, Elizabeth?“

„Ich kann's wirklich nicht sagen. Aber du, Arthur, sicherlich.“ Sie lachte ein wenig wehmütig. „Du wirst eines Tages ein hübsches Judenmädchel heiraten, und ich gebe dich frei, wann du willst.“

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände. „Es ist eigentlich schade um uns, meinst du nicht auch?“

„Freilich wohl.“

Er küßte sie und bat sie, ihn den Adams zu empfehlen. Er wolle noch einmal nach ihr und dem Kind sehen kommen, um Lebewohl zu sagen.

Der alte Jacob Levy hörte seinem Sohn lang und aufmerksam zu und sagte dann: „Ich kenn' die Geschichte von der alten Holzlade und denen Dokumenten. Mei Großmutter Braine, die was nach Jerusalem gegangen ist, um dorten zu sterben — hat es meinem Vater erzählt, als er noch ganz klein war. Ich seh' noch meinen Vater genau vor mir, als sei es heinte, wie er uns Kindern es erzählt hat. Natierlich, denn ich

war der Jüngste, hab' ich nicht alles richtig verstanden. Aber erinnern tu' ich mich gut. Ich erinnere' ä ganze Masse und vieles, was ich schon hab' gedacht, ich hätt's vergessen. Warum vergessen wir? Die alten Leute vom alten Schlag haben niemals was vergessen. Mag sein, mer vergißt im alten Vaterland weniger als wir hier in Amerika. Ich weiß es nicht. Weiß ich? ... In meinen ersten Jahren hier hab' ich immer alles vergessen und ebenso deine teure Mutter — ihre Mutter ist ja schon lang übers Erinnern für immer hinaus —, und so haben wir dir nie was erzählt. Höchst sonderbar. In unserm Geschäft, du weißt, kommen wir in Berührung mit Leuten, die wo echte ausländische Antiquitäten herstellen. Jede Familie mit ä neu-englischen Namen braucht echte ausländische Antiquitäten, und dann sagen sie zu ihren Freunden — zu einigen wenigstens —, daß se das Zeugs geerbt haben von ihren Vorfahren. Sie sind stolz auf ihre Vorfahren. Gut, bei vielen is es ä Narretei; aber es is etwas Natürliches, wenn Leute stolz sind auf ihre Ahnen. Warum vergessen wir? Vielleicht, weil Amerika gewohnt ist, zu sagen: hier bei uns zählen die Ahnen nicht, nur der Wert von jedem einzelnen gilt... Aber sowas hält nicht lange vor. Es hat sich in meiner Zeit geändert... jawohl, in meiner Zeit. Ich freue mich, zu sehen, daß mein Sohn Sinn hat für Erinnerung. Ich hör', noch andere junge Leute haben än Sinn dafür. Meine Generation hat versucht, das Haus Israel niederzureißen; vielleicht werdet ihr es wieder aufrichten...“

Hollsworthy Brown, D. S. M., traf mit Dr. Charles Dawson beim Essen im Klub zusammen. Er fragte mit echt britischem Akzent: „Sie haben doch Arthur Levy von der Columbia-Universität einst gekannt?“ „Sehr gut sogar. Wir waren damals die besten Freunde. Später verloren wir einander aus den Augen. Ein famoser Bursche — ruhig, ein Denker und außerordentlich begabt.“

„Nun höre ich,“ sagte Brown und kräuselte spöttisch die Lippen, „daß er seine Frau im Stich gelassen hat, weil sie Christin ist, daß er religiös geworden ist und sich in jüdischer Mission in die Balkanländer begibt. Ein bißchen eigentümlich!“

Dawson blickte mit seinen kühlen, blassen Augen Brown verächtlich an. „Paßt durchaus nicht auf den alten Arthur. Ein einwandfrei anständiger Junge. Ich möchte die Geschichte doch lieber aus dem Mund seiner Gattin hören. Ich an Ihrer Stelle würde so giftgeschwollenes Zeug nicht weiterverbreiten. Wenn er das Los seines eigenen Volkes teilt — sehe ich darin nichts anderes, als was ich selbst täte; es ist natürlich und ehrt ihn. Wenn alle Juden so handelten, würde ich sie höher schätzen. Ich glaube nicht, daß Juden, die keine sein wollen, sich selbst in den Augen einsichtsvoller Menschen etwas Gutes erweisen. Es ist schlimm bestellt um jemand, der seine eigene Abkunft verleugnet... Ich würde mich scheuen, so etwas zu tun. Ich habe meine Ansichten in vieler Hinsicht während der Kriegsjahre geändert...“

Reb Moshe sagte zu Arthur: „Hüten Sie sich vor zu großer Überschwenglichkeit! Die Juden sind ein Volk für sich. Bedenken Sie, daß sogar unser Lehrer Moses über sie in Zorn geriet. Die Juden waren immer ein schwer zu behandelndes Volk. Gehen Sie zwei Irrtümern aus dem Weg: der gojischen Art zu irren und der jüdischen Art.“

Arthur lächelte. „Ich sehe, Sie wollen mir eine Geschichte erzählen.“

„So ist's. Hören Sie zu! Einst kam ein Mann zu einem polnischen Magnaten und fragte ihn: ‚Was halten Sie von den Juden?‘ Die Antwort lautete: ‚Schweine, Christusmörder, Wucherer; nicht über den Weg darf man ihnen trauen.‘ — ‚Und was halten Sie von dem Isaac?‘ — ‚Ein Mensch, ganz nach meinem Herzen. Ein ehrenwerter Mann, ein gütiger Mensch. Er hat mich vorm Bankrott bewahrt.‘ — ‚Und wie denken Sie über

Berl? — ,Ich kenne Berl von Jugend auf. Er ist einer der Allerbesten.' — ,Und von Shmuel?' — ,Shmuel ist ein Heiliger, wie jedes Kind weiß.' — — Derselbe Mann ging sodann zu einem reichen und frommen Juden und fragte ihn: ,Was halten Sie von den Juden?' — Der fromme Mann antwortete: ,Ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk; sie sind die Auserwählten des Ewigen, gepriesen sei Sein Name.' — ,Und wie denken Sie über den Isaac?' — ,Was, der Dieb? Der Schuft? Das Genick soll er sich brechen. Er schaut einen an und schon fehlt einem ein Gegenstand.' — ,Und was ist's mit Berl?' — ,Einer von derselben Sorte. Was Wahrheit oder Gerechtigkeit ist, davon hat er keine Ahnung.' — ,Und was halten Sie von Shmuel?' — ,Glauben Sie vielleicht, ich lass' mich durch sein frommes Getue hinters Licht führen? Ein aufgeblasener Idiot!'" — — Reb Moshe verbarg die Hände in den Ärmeln seines Kaftans. „Verfallen Sie weder in den einen noch in den anderen Irrtum!'" Arthur lachte, wußte er doch genau, daß er in tausend Irrtümer verfallen würde. Mit gleicher Sicherheit fühlte er, daß sich der Himmel über ihm wölbte wie ein schirmendes Dach gegen die Finsternis, und daß die Erde, auf der er stand mit seinen Füßen, seine natürliche Heimat war.

Ende.

Notiz: — Die Erzählung im Neunten Buch beruht auf historischen und authentischen Quellen und stammt aus damaliger Zeit.

In der Reihe
„**DER HEUTIGE ROMAN**“
erschienen weiter:

Axel Eggebrecht
Leben einer Prinzessin

Amor vacui

Geheftet RM 5.—, Leinen RM 7.50

Dichtern wie Eggebrecht ist der Stoff eine Gnade, aber auch ein Fluch, denn sie ringen mit ihm, bis er sie segnet.

Fred Hildenbrandt im Berliner Tageblatt

Karl Offen
Prüfung zur Reife

Roman eines jungen Menschen

Geheftet RM 4.—, Leinen RM 6.—

Sein Buch atmet dieselbe, fast eschatologisch zu nennende Spannung wie das „Jugendbildnis“ von James Joyce. Nicht nur eine Verheißung, sondern eine Erfüllung.

Kölnische Zeitung

Otto Stoekl
Das Haus Krath
oder

Der Niedergang des Bürgertums

Geheftet RM 5.—, Leinen RM 8.50

Der klassische Bürgerroman unserer Zeit.

Wiener Neueste Nachrichten

Ilja Ehrenburg
Die Gasse am Moskafluß

Geheftet RM 4.—, Leinen RM 6.—

Eine Kopie des Lebens, wie nur Russen sie in dieser letzten Konsequenz zu geben vermögen.

Vossische Zeitung

Radclyffe Hall
Quell der Einsamkeit

Geheftet RM 8.—, Leinen RM 10.—

Eine Psychologie der lesbischen Frau.

Film-Kurier, Berlin

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05316 1819

